# JAHRBUCH
# DER
# UNGARISCHEN GERMANISTIK
# 1998

Germanisztikai Intézet Könyvtára
KLTE DEBRECEN
2506 1161

# JAHRBUCH
# DER
# UNGARISCHEN GERMANISTIK

# 1998

Herausgegeben von

Antal Mádl

Gunther Dietz

R II 5/55

30.495/2001

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai Intézet KÖNYVTÁR

Budapest · Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Bonn · Deutscher Akademischer Austauschdienst

**Redaktion:**

**Leitender Redakteur**
András Balogh

**Literaturwissenschaft**
András Balogh
Klaus Bonn

**Sprachwissenschaft**
Roberta V. Rada
Susanne Schäfer

**Deutsch als Fremdsprache**
Anna Zalán-Szablyár
Gunther Dietz

**Wissenschaftlicher Beirat:**

Árpád Bernáth (Szeged)
Peter Canisius (Pécs)
Reinhard Fiehler (Mannheim)
Csaba Földes (Veszprém)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)
Piroska Kocsány (Debrecen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Klaus J. Mattheier (Heidelberg)
Gerhard Neuner (Kassel)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Horst Turk (Göttingen)

**Redaktionsbeirat:**

Márta Baróti-Gaál (Szeged)
Anita Czeglédy (Budapest)
Ewa Drewnowska-Vargáné (Veszprém)
Erzsébet Forgács (Szeged)
Zsuzsanna Iványi (Nyíregyháza)
Edina Kis (Eger)
Kálmán Kovács (Debrecen)
Judit Kováts (Miskolc)
Annette Sramó Klingenberg (Pécs)
Petra Szatmári (Szombathely)

**Anschrift der Redaktion:**

ELTE
Germanisztikai Intézet
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest
abalogh@isis.elte.hu

**Manuskripte** sind an die Redaktion zu richten. In bezug auf die Gestaltung der Manuskripte wird gebeten, das **Merkblatt** des Jahrbuchs anzufordern.

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Gesamtherstellung: SCIU GmbH

**ISSN 1217–0216**

*Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD.*
*Die GUG bedankt sich beim ungarischen Unterrichtsministerium für die Förderung*

# Inhaltsverzeichnis

*Vorwort* ..... 9

## Literaturwissenschaft

ANDRÁS VIZKELETY (BUDAPEST)
*Gleichzeitigkeit und Phasenverschiebung in der Entstehung der deutschen und ungarischen Literatur* ..... 13

HORST FASSEL (TÜBINGEN)
*Balanceakt zwischen Wander- und Stadttheater. Der Theaterunternehmer Christoph Ludwig Seipp (1747-1793) in Preßburg und Hermannstadt* ..... 19

JOHANN HOLZNER (INNSBRUCK)
*Fesselnde Radikalität. Die unverwechselbare Schrift der Friederike Mayröcker im Kontext der Moderne* ..... 37

ENDRE HÁRS (SZEGED)
*Die Singularität der literarischen Lektüre. Entwurf eines methodenkritischen Lektüre-Begriffs* ..... 51

## Sprachwissenschaft

PETER CANISIUS (PÉCS)
*Zum personen- und kasustheoretishen Status des Vokativs oder: Wie drittpersonig sind Nomina wirklich?* ..... 77

ANNA MOLNÁR (DEBRECEN)
*Die Modalpartikel* denn *und ihre Grammatikalisierung* ..... 95

## Deutsch als Fremdsprache

GUNTHER DIETZ / KRISZTIÁN TRONKA (DEBRECEN)
*Ausspracheschulung für fortgeschrittene ungarische Deutschlerner. Ein Unterrichtskonzept* ..... 111

## Werkstatt

CSILLA MIHÁLY (SZOMBATHELY)
*Alfred Lichtensteins Fluchtgedichte in der „Menschheitsdämmerung“* .. 137

SZABOLCS BORONKAI (BUDAPEST)
*Wandlungen und Abwandlungen der ungarndeutschen Identität. Anhand von Leben und Werk des Moritz Kolbenheyer 1810-1884* ... 147

ANIKÓ ZSIGMOND (SZOMBATHELY)
*Das Menschenbild in Marie von Ebner-Eschenbachs Novellen* ..... 163

HAJNA STOYAN-PEÉR (BUDAPEST)
*Zur Wiederaufnahme romantischer Traditionen bei Michael Ende* ... 175

ANITA CZEGLÉDY (BUDAPEST)
*„Die Heimat [...] — ein leeres, unbewohntes Wort." Randbemerkungen zu Schweizer und österreichischen Autoren* ..... 191

SÁRA BALÁZS (BUDAPEST)
*„Zu dieser unserer Zeit". Eine Distributionsanalyse der Vergangenheitstempora in Grimmelshausens „Simplicissimus"* ..... 205

PETRA SZATMÁRY (SZOMBATHELY)
Es *— und kein Ende. Zum nicht-phorischen* es *in passivisch interpretierbaren* sich-lassen-*Konstruktionen* ..... 225

ATTILA PÉTERI (BUDAPEST)
*Theoretische Überlegungen zu einer semantischen Beschreibung der Abtönungspartikeln* ..... 243

BÉLA PLETSER (BUDAPEST)
*Der bilinguale Sachfachunterricht — Chancen und Schwierigkeiten* .... 259

## Rezensionen

*Bersier, Gabrielle: Goethes Rätselparodie der Romantik. Eine neue Lesart der „Wahlverwandtschaften" (Magdolna Orosz)* ..... 273

*Nehring, Wolfgang: Spätromantiker. Eichendorff und E.T.A. Hoffmann. (Judit Dolmány)* ..... 276

*Pflüger, Maja Sibylle: Vom Dialog zur Dialogizität: Die Theaterästhetik von Elfriede Jelinek (Gabriella Nádudvary)* ..... 278

*Steinecke, Hartmut: Unterhaltsamkeit und Artistik. Neue Schreibarten in der deutschen Literatur von Hoffmann bis Heine (Magdolna Orosz)* ..... 280

*Bassola, Péter (Hg.): Beiträge zur Nominalphrasensyntax (Thomas Herok)* .. 283

*Bungarten, Theo (Hg.): Unternehmungskultur und Unternehmensidentität in der historischen Wirtschaftslinguistik (Magdolna Bartha)* ..... 287

*Cherubim, Dieter et al. (Hg.): Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts (Péter Maitz)* ..... 291

*Dobrovols'kij, Dmitrij: Idiome im mentalen Lexikon. Ziele und Methoden der kognitivbasierten Phraseologieforschung (Mónika Kiss)* ..... 295

*Földes, Csaba: Linguistisches Wörterbuch. Deutsch-Ungarisch (Attila Péteri)* ... 298

*Hessky, Regina; Knipf, Erzsébet (Hg.): Ein Textbuch zur Lexikologie (Márton Méhes)* ..... 300

*Iványi, Zsuzsanna: Wortsuchprozesse. Eine gesprächsanalytische Untersuchung und ihre wissenschaftsmethodologischen Konsequenzen (Guido Schnieders)* ..... 303



*Leirbukt, Oddleif: Untersuchungen zum* bekommen-*Passiv im heutigen Deutsch (Petra Szatmári)* ..... 306

*Thiel, Gisela; Thome, Gisela: Vermuten: nominale Ausdrucksmittel im Wissenschaftsjournalismus (Roberta Rada)* ..... 309

*Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen (Csilla Stockbauer)* ..... 313

*Zemb, Jean-Marie: Für eine sinnige Rechtschreibung. Eine Aufforderung zur Besinnung ohne Gesichtsverlust (Thomas Herok)* ..... 317

*Eßer, Ruth: „Etwas ist mir geheim geblieben am deutschen Referat". Kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Textproduktion und ihre Konsequenzen für den universitären Unterricht von Deutsch als Fremdsprache (Eszter Török)* ..... 320

## Bücherschau

*Balogh, András (Hg.): Germanistik an Hochschulen in Ungarn. Verzeichnis der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer (Jacek Rzeszotnik)* ..... 327

*Diallo, Moustapha: Exotisme et conscience culturelle dans l'oeuvre d'Ingeborg Bachmann (Hermann Weber)* ..... 329

*Fliedl, Konstanze (Hg.): Das andere Österreich. Eine Vorstellung (Anita Czeglédy)* ..... 330

*Stanzel, Franz K.: Europäer. Ein imagologischer Essay (Gábor Kerekes)* .... 332

*Heuberger, Katharina: Wirtschaftsdeutsch und seine Vermittlung — Eine Bestandsaufnahme (István Bajkó)* ..... 333

*Tarnói, László (Hg.): Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800 (Albrecht Classen)* ..... 335

**Berichte der Institute 1998** ..... 339

**Bibliographie 1997** ..... 377

*Die Autoren des Bandes* ..... 392

# Vorwort

Das fünfte Mal erscheint im neuen Gewand unser *Jahrbuch*. Leser im In- und Ausland bestätigen, daß es ihnen in dieser Form besser gefällt als in der früheren Gestalt. Die Umgestaltung der beiden Beiräte, bereits im vorigen *Jahrbuch* vorgenommen, hat sich bewährt: der verkleinerte Wissenschaftliche Beirat ist wirksamer, aktiver geworden, und im erweiterten Redaktionsbeirat sind sämtliche germanistische Hochschuleinrichtungen Ungarns vertreten. Durch diese Kontaktpersonen ist der gesamte Bereich des Faches angesprochen und das ursprüngliche Vorhaben, das *Jahrbuch* zum Organ der ungarischen Germanistik zu machen, ist auf dem Wege verwirklicht zu werden. Wir konnten dadurch für die Kollegen in Ungarn und im Ausland bisher unberührte Themenbereiche ansprechen und neue Quellen vorstellen.

Die redaktionelle Tätigkeit wurde ausgewogener, das gegenwärtige, nun schon seit zwei Jahren zusammenwirkende Team hat sich gut eingearbeitet, was sich bei der Profilierung des *Jahrbuchs* und Fokussierung auf die speziellen Aufgaben der ungarischen Germanistik bemerkbar gemacht hat. Dank der Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats und anderer Fachkollegen im Lande und vor allem auch aus der Bundesrepublik Deutschland ist es möglich geworden, alle Aufsätze mindestens von zwei Spezialisten im Fach begutachten zu lassen.

Dies Letztere hat zur Folge, daß das Jahrbuch auch diesmal erst im Sommer zu den Lesern gelangt. Dies zu ändern, auch den Rezensionsanteil etwas zu verbessern, sieht die Redaktion als Aufgabe an.

Das Jahrbuch betrachtet sich weiterhin als ein wichtiges Organ für Nachwuchskräfte. Es soll ihnen auf dem Wege zu ihrer Promotion bzw. Habilitation Publikationsmöglichkeiten bieten und somit zur Herausbildung eines qualitativ starken Mittelbaus in den einzelnen Instituten beitragen.

Zum Schluß bleibt nur noch ein Dankeschön den Mitgliedern der beiden Beiräte, den Redakteuren und auch allen Gutachtern sowie selbstverständlich den in diesem Jahrbuch vertretenen Autoren.

*Die Herausgeber*

# LITERATURWISSENSCHAFT

*András Vizkelety (Budapest)*

# Gleichzeitigkeit und Phasenverschiebung in der Entstehung der deutschen und ungarischen Literatur

Die ungarische Literaturgeschichte konnte bislang keinen gattungsgeschichtlichen Analogfall oder keinen zeitgleichen volkssprachigen oder lateinischen Paralleltext zu der *Altungarischen Grabrede* vom Ende des 12. Jahrhunderts entdecken; sie ist der erste zusammenhängende Text der ungarischen Sprache, ja der finnisch-ugrischen Sprachfamilie überhaupt. Die kurze Predigt, die eine knappe heilsgeschichtliche Zusammenfassung von der Schöpfung des Menschen bis zum Jüngsten Gericht mit einem anschließenden Gebet bietet, ist in einer lateinischen Sakramentarhandschrift, im sog. *Codex Prayanus*, überliefert als Anhang zum Ritus der Grablegung. Dem ungarischen Teil gehen auch die entsprechenden lateinischen Texte (Grabrede und Gebet) voraus, die ins Ungarische übersetzt bzw. umgearbeitet wurden. Einen zweiten ungarischen Text ähnlichen Inhalts hat — höchstwahrscheinlich mit Recht — János Horváth als Grundlage für die lateinischen Predigtexzerpte vorausgesetzt, die uns die Thuróczy-Chronik, die erste 1488 im Druck erschienene lateinische Ungarnchronikredaktion überlieferte.[1] Der Sermo wurde 1342 anläßlich der Grablegung des ersten Anjou-Königs von Ungarn, Karl Robert gehalten. Die ungarische Literaturgeschichte kennt außer dieser Erwähnung keinen anderen Parallelfall.

Vor kurzem hat Frau Edit Madas die außerungarische Sermonesliteratur nach Paralleltexten zur *Altungarischen Grabrede* untersucht. Sie fand nur in deutscher Sprache Leichenpredigten aus dem ausgehenden 12.-angehenden 13. Jh. (in der sog. *Speculum Ecclesiae*-Sammlung), die jedoch Teile kompletter Predigtzyklen für das ganze Kirchenjahr sind, also ohne Rückbindung zum Ritual und zu einer lateinischen Vorlage überliefert wurden. Den typologischen Parallelfall zu solchen Sermonesreihen können wir in ungarischer Sprache erst im Werk des anonymen Kartäusers, überliefert im Érdy-Codex um 1526, entdecken.[2] Anscheinend haben wir es

1 Horváth, János: *A Halotti Beszéd történetéhez*. — In: *Magyar Nyelv* 1970. H. 66. S. 421-429.

2 Volf, György: *Érdy Codex*. — In: *Nyelvemléktár*. Bd. 4-5. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia 1876.

also in dieser Hinsicht in der ungarischen Literatur mit einer Phasenverschiebung von etwa drei Jahrhunderten im Vergleich zur deutschen zu tun.

Wir müssen aber festhalten, daß es in keiner der von uns untersuchten lateinischen Sakramental/Ritual-Handschriften des europäischen Mittelalters eine volkssprachige Grabrede, bzw. der Hinweis auf eine solche, enthalten ist. Gattungstypologische und entstehungsgeschichtliche Überlegungen führen uns jedoch in der Suche nach einem europäischen Parallelfall einen Schritt weiter.

Den liturgiegeschichtlichen Untersuchungen nach können wir die Vorlage des *Codex Prayanus*, d.h. des Sakramentars mit der Grabrede, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ansetzen,[3] d.h. etwa 150 Jahre nach der Krönung Stephans I., der Gründung des christlichen Königreiches, bzw. 180 Jahre nach der Quedlinburger Gesandschaft des Großfürsten Géza, der 973 Kaiser Otto um Entsendung von Missionaren bat. Zur Zeit der Entstehung der Vorlage des *Codex Prayanus* waren schon 90 Jahre vergangen nach dem letzten heidnischen Restaurationsversuch in Ungarn, den Béla I. durch einen Kommandostreich leicht niedergeworfen hat. Heidnische Riten lebten jedoch weiter, die Esztergomer (Graner) Synode um 1100 hielt es noch für nötig, auf den heidnischen Kult einzugehen und Sanktionen dagegen zu erheben.[4]

Die Organisation der Diözesen und der Aufbau des Netzes der Pfarreien wurde um die Mitte des 12. Jahrhunderts bereits vollzogen. Die Kloster- und Kapitelschulen entließen schon die vierte bis fünfte Kleriker-Literatengeneration, die den Kirchendienst, die Pastoration zweisprachig ausüben konnte. Die Benutzung der Volkssprache geschah jedoch vorwiegend mündlich, nicht nur in der kirchlichen Pastoration, sondern auch in der weltlichen Administration.[5] Die bereits erwähnte Graner Synode um 1100 hat auch die Pfarrer der kleineren Kirchen verpflichtet, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser in der Volkssprache zu erklären. Die Gläubiger mußten diese Texte wohl auch auswendig lernen, ähnlich wie es Karl d. Große 789 in der *Admonito generalis* vorgeschrieben hat. Dies ging auch im Frankenreich nicht so schnell vor sich. Karl bekräftigte diese Verordnung 801, die Diözesansynoden wiederholten es öfter in den

3 Mezey, László: *A Halotti Beszéd keletkezésének problémái*. — In: *Magyar Könyvszemle* 1971. H. 97. S. 109-123.

4 Závodszky, Levente: *A Szent István, Szent László és Kálmán korabeli törvények és zsinati határozatok forrásai*. Budapest: Stephaneum 1904. S. 198.

5 Tarnai, Andor: *„A magyar nyelvet írni kezdik"*. Irodalmi gondolkodás a középkori Magyarországon. Budapest: Akadémiai 1984. Fügedi, Erik: *Verba volant ... Középkori nemességünk szóbelisége és az írás*. — In: Fügedi: *Tanulmányok a magyar középkorról*. Budapest: Magvető 1981. S. 437-462.



ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts.[6] Infolge der kaiserlichen Verordnungen sind uns tatsächlich ein halbes Dutzend althochdeutsche bzw. altsächsische Vaterunserübersetzungen erhalten geblieben. Die zahlreichen Varianten im Wortgebrauch und die Syntax zeigen, daß es keine leichte Aufgabe war, den einfachen und kurzen lat. Text zu verdeutschen.[7] Ungarische Vaterunserübersetzungen sind uns dagegen erst aus dem 15. Jh. überliefert. Andor Tarnai hat jedoch bewiesen, daß die schriftlich überlieferten Texte eine lange mündliche Vergangenheit hinter sich haben und im Laufe dieser mündlichen Vorexistenz durch das literarische Dolmetschen[8] einen terminologischen Ausgleichprozeß durchgemacht haben.

Die in diesem Fall bestehende Analogie bzw. Divergenz in der Entstehung (kaiserliches bzw. königliches Edikt), mündlicher Existenz und schriftlicher Überlieferung dieser Textsorte auf ungarischem und deutschem Sprachgebiet läßt den folgenden, zunächst hypothetischen Schluß zu: Wenn wir die frühen deutschen und ungarischen schriftlichen Denkmäler der christlichen Übersetzungsliteratur miteinander vergleichen bzw. die Parallelerscheinungen verifizieren wollen, müssen wir mit der Berücksichtigung einer relativen (nicht absoluten) Gleichzeitigkeit vorgehen.

Und tatsächlich: Zur Zeit der Niederschrift der Altungarischen Grabrede (um 1200) gab es — wie bereits erwähnt — deutschsprachige Sermonesreihen für das ganze Kirchenjahr (*Speculum ecclesiae* und die sog. *Leipziger Predigte*,[9] zu welchen wir diesen gattungstypologischen Parallelfall im Ungarischen (im Érdy-Codex) erst aus dem frühen 16. Jh. haben. Was aber die gattungsimmanente Entwicklungsstufe betrifft, so gibt es einen bedeutenden Unterschied zwischen den deutschen Sermonesreihen aus dem späten 12.-frühen 13. Jahrhundert und der ungarischen Sermonesreihe aus dem frühen 16. Jh. Die letztere, die ungarische, beherrscht virtuos die aus Divisionen und Subdivisionen zusammengesetzte Aufbautechnik der spätscholastischen Sermonesliteratur, indem in den deutschen Reihen noch die unmittelbare Schriftauslegung und katechetische Tendenz vorherrscht.

6 Müllenhoff, Karl; Scherer, Wilhelm (Hg.): *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.-XII. Jahrhundert*. 3. Ausgabe v. E. Steinmeyer. Bd. 1. Berlin 1892. S. 324-327.

7 Bertau, Karl: *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter*. Bd. 1. München: Beck 1972. S. 42-43.

8 Tarnai, Andor: *„A magyar nyelvet írni kezdik"*. Irodalmi gondolkodás a középkori Magyarországon. Budapest: Akadémiai 1984. S. 239-240.

9 Über die Handschriften und Drucke s. Morvay, Karin; Grube, Dagmar: *Bibliographie der deutschen Predigt des Mittelalters*. München: Beck 1994 (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 47). S. 10-11 und 13-14.

Wenn wir nun in der deutschsprachigen Predigtliteratur nach einem solchen Beispiel suchen, das jene gattungstypologischen Spezifika aufweist, die für die ungarische Grabrede charakteristisch sind (simultane Überlieferung der lateinischen Vorlage und der volkssprachigen Bearbeitung, unmittelbare Rückbindung zur Liturgie), so können wir diesen Analogiefall gleich in der ersten überlieferten deutschen Predigt entdecken, der Wilhelm Grimm den Titel *Exhortatio ad plebem christianam* gegeben hat.[10]

Obwohl die beiden Abschriften der *Exhortatio* aus dem frühen 9. Jh. zusammen mit Synodalbeschlüssen überliefert sind, die z.T. Verordnungen kaiserlicher Kapitularien wiederholen, haben sie die Zweisprachigkeit und die Rückbindung zur Liturgie bewahrt: Die *Exhortatio* hatte in jener Messe ihre Funktion, welche die Katechumenen und ihre Taufpaten für die Taufe vorbereitete. Die Messe ist zusammen mit der Textpartie, die die *Exhortatio* übernahm, im *Sacramentale Fuldense* überliefert.[11] Der Ritus wurde auch vom Bistum Freising übernommen, mit dem die beiden bayrischen Handschriften, die die *Exhortatio* enthalten, im Zusammenhang stehen.[12]

Auf einer Frühstufe der Pastoration, in Bayern am Anfang des 9. Jhs., in Ungarn gegen Ende des 12. Jhs. (die Zeitangaben sind natürlich keine absoluten Daten), war es also Brauch, den Anwesenden die Bedeutung des vorgenommen Ritus in der Muttersprache kurz zu erklären, besonders seinen heilsgeschichtlichen Zusammenhang hervorzuheben. (In der Exhortatio geschieht das durch die folgenden Akzentsetzungen: Erlernen der wichtigsten Gebettexte bzw. Beherzigung ihrer Lehre, die uns die Heilsgewißheit spendet, Jüngstes Gericht, ewiges Heil oder ewige Verdammung. Intonation: „Merket ihr Euch meine Lieben ...“). Der Basistext zu einer solchen Ansprache wurde lateinisch geschrieben, für Priester aber, die im literarischen Dolmetschen nicht geübt waren, gab man dem lateinischen Text auch eine volkssprachige Version bei, die jedoch keine genaue Übersetzung des lateinischen Textes war. Im Falle der *Exhortatio* sind die Abweichungen von der lateinischen Vorlage geringfügig: Einige Parallelismen und Wiederholungen im Deutschen, die im Lateinischen fehlen. Der ungarische Übersetzer der lateinischen Grabrede gestattete sich eine größere Freiheit.

10 Grimm, Wilhelm: *Exhortatio ad plebem christianam. Glossae Cassellanae.* — In: *Phil. u. hist. Abhandl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin aus d. J. 1846.* Berlin 1848. S. 425-511.

11 Richter, Gregor; Schönfelder, Albert (Hg.): *Sacramentarium Fuldense saeculi X.* Fulda: Fuldaer Aktiendruckerei 1912. S. 339.

12 Masser, Achim: *Exhortatio ad plebem christianam.* — In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters — Verfasserlexikon.* Hrsg. v. Ruh, Kurt u. a. Bd. 2. Berlin u.a.: Gruyter 1978. S. 666-667.



Der andere Unterschied ergibt sich wiederum aus den verschiedenen Entwicklungsstufen der Gattung. Zur Zeit der *Exhortatio* hatte die volkssprachige Predigt in Europa noch kaum Traditionen. Mit dieser Tatsache rechnete wohl auch die auf der Stufe einer *sermo humilis* gehaltene lateinische Vorlage. Weder in der lateinischen noch in der deutschen Fassung der *Exhortatio* finden wir die rhetorisch so gut geschulte Ausarbeitung des Themas wie im Falle der lateinischen oder der ungarischen Grabrede. János Balázs und Andor Tarnai haben eine ganze Reihe von stilistisch-rhetorischen Figuren in den Texten nachgewiesen.[13] Dieser Unterschied ergibt sich vielleicht, zumindest teilweise, auch aus der verschiedenen Sprechsituation und Publikumserwartung. Eine Grablegung war — und ist gewissermaßen auch heute — ein Fest, ein Repräsentationsakt, dem die dort gehaltene Rede Rechnung tragen wollte. Die lateinisch-deutsche Zweisprachigkeit der *Exhortatio* hatte indessen praktische Zielsetzungen vor Augen: Den Unterricht, die Ermahnung zur Aneignung und Weitergebung des Erlernten für die Patenkinder.

Die beiden lateinisch-volkssprachigen Textgruppen entsprechen also typologisch einander. Diese Entsprechung resultiert aus der Analogie der historischen Situation, aus den Pastorationsaufgaben der relativ neu bekehrten Völker, die des Lateinischen nicht mächtig waren. Der sprachlich-stilistische Unterschied der beiden Denkmäler entspricht aber dem jeweiligenen gattungsgeschichtlichen Standard, d.h. der europäischen rhetorischen Praxis zur Entstehungszeit der *Exhortatio* (Anfang des 9. Jh.) bzw. der *Altungarischen Grabrede* (um 1150).

13 Balázs, János: *Magyar deákság.* Anyanyelvünk és az európai modell. Budapest: Magvető 1980. S. 451-486. Tarnai, Andor: *A Halotti Beszéd retorikája.* — In: *Tanulmányok a középkori magyarországi könyvkultúráról.* Hrsg. v. Szelestei-Nagy, L. Budapest: Országos Széchényi Könyvtár 1989.

*Horst Fassel (Tübingen)*

# Balanceakt zwischen Wander- und Stadttheater

## Der Theaterunternehmer Christoph Ludwig Seipp (1747-1793) in Preßburg und Hermannstadt

Im Jahre 1748, ein Jahr nach der Geburt von Christoph Ludwig Seipp, erschienen in den Bremer Beiträgen die ersten drei Gesänge von Klopstocks *Messias*. Die Zeitgenossen empfanden dies als revolutionäres Ereignis, und die völlige Transformation der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert wird mit dieser Veröffentlichung in Zusammenhang gebracht, die man als Identitätsnachweis einer deutschen Nationalliteratur betrachtete. Etwas mehr als ein Jahrzehnt lag es damals zurück, daß in Leipzig Karoline Neuber, die Neuberin, den Hanswurst vom Theater verbannt hatte, worauf sich ein bürgerliches deutsches Schauspiel jenseits von Zufall und ästhetischer Anspruchslosigkeit entwickeln konnte.

Beide Ereignisse sind Folgen von Entwicklungsprozessen, an deren Endpunkt die Begründung einer bürgerlichen, national orientierten Kunst steht. In der Literatur bedeutete dies, daß von Autoren wie Lessing, Wieland und Klopstock ein neues Kunstverständnis vermittelt wurde. Auf dem Gebiet des Theaters bahnte sich ein Ende der Ära an, in der ausländische — vor allem englische, niederländische und italienische — Wandertruppen Akzente gesetzt hatten. Vor allem war jedoch die Hinwendung zu einem städtischen Kulturalltag wichtig, für den die Verwendung der Muttersprache eine entscheidende Rolle spielte, was nach den Jahrzehnten eines Schauspiels, für das Sprache von sekundärer Bedeutung war (denn die Sprache der englischen und anderen Komödianten war den wenigsten Zuschauern vertraut), ein Novum darstellte. Stabilität, Kontinuität und Homogenität waren die Desiderata, die man auch im Theaterbetrieb durchsetzen wollte.

Eines der Anliegen des bürgerlich-städtischen Kulturalltags war die zunehmend präzisere Arbeitsteilung. Anstelle des flexibel einsetzbaren Alleskönners der Wandertruppen, der nicht nur durch sein Agieren auf der Bühne Einkünfte erzielte, trat der literarisch gebildete, für die konkrete Umsetzung von Texten geschulte Bühnenfachmann. Die zunehmende, zuletzt exklusive Literarisierung des Theaterbetriebs war die wohl entscheidende Neuerung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Einzelpersönlichkeiten waren auch damals Initiatoren von Reformen und deren Träger. Eine Neuberin, ein Konrad Ekhof, ein Schröder, ein Abt standen im hellsten Rampenlicht und waren über die zahlreichen Grenzen der deutschen Kleinstaaten hinaus national bekannt. Wie durch Kunst — in diesem Falle Schauspielkunst, ebenso aber durch die schöne Literatur — die nationale Zerissenheit und der Provinzhorizont überwunden werden konnte, ist immer wieder erörtert worden.

Christoph Ludwig Seipp gehört nicht zu den erwähnten Bahnbrechern im Jahrhundert der Aufklärung. Er trat bloß in deren Fußstapfen und führte begonnene Reformen weiter. Wenn er in gesamtdeutschen Bezügen bloß zu den Vermittlern neuer Kunst- und Lebensformen gehörte, erscheint Seipp vor dem südosteuropäischen Hintergrund als Wegbereiter einer deutschen Nationaldramatik, die er in einem Vielvölkergebiet allerdings neuen, regionalen Anforderungen anzupassen bestrebt war. In der Gallerie von Teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen, die 1910 als Band 13 der Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte in Berlin veröffentlicht wurde, wird Herr Seipp wie folgt präsentiert:

> Körper, Aussprache, Kenntnis seiner Rollen, richtiges, ungezwungenes Spiel sind seine Haupttugenden, und seine Rollen sind alle die, wo vom Herzen zum Herzen geredt werden kann.[1]

Wenn dies stimmt, war Seipp ein Repräsentant der Empfindsamkeit. „Christof Ludwig Seipp (...) ist eine höchst merkwürdige Persönlichkeit, ein Mann von hohem idealen Streben und seltener Uneigennützigkeit", erfahren wir von Eugen Filtsch, dem Chronisten des deutschen Theaters von Hermannstadt, „der, vom Schicksal wunderbar geführt, sich keine geringere Aufgabe setzte, als die, die deutsche Schauspielkunst und damit deutsche und europäische Kultur und Gesittung nach dem Osten zu tragen und dieser Aufgabe mit einem Opfermut sein Leben gewidmet hat, welcher schon von seinen Zeitgenossen warm anerkannt wurde, dem Manne aber ein ehrendes Andenken bei der Nachwelt sichert".[2] In Seipps Tätigkeit kann man zwei Entwicklungsetappen feststellen, deren erste seine Tätigkeit als Schauspieler bei verschiedenen Theaterdirektoren umfaßt und deren zweite Seipp als eigenverantwortlichen Prinzipal ausweist. Wir werden diese beiden Entwicklungsetappen kurz kennzeichnen, anschließend seine Konzeption das Theater betreffend festhalten und schließlich die Gesamttätigkeit von Seipp zu würdigen versuchen.

1 Siehe *Gallerie von Teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen nebst Johann Friedrich Schinks Zusätzen und Berichtigungen*. Berlin: Verlag der Gesellschaft für Theatergeschichte 1910, S. 122.

2 Siehe Filtsch, Eugen: *Geschichte des deutschen Theaters in Siebenbürgen*. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Sachsen. — In: *Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde*. Hermannstadt 1887, N.F. Bd. 21, H. 1, S. 552.



## 1. Seipp als Schauspieler und Bühnenschriftsteller (1768-1779)

Die Stationen des jungen Bühnenkünstlers, der zunächst ein Studium der Theologie und der Rechtswissenschaft in Gießen und Jena abgebrochen hatte, waren folgende:

Mit der Schauspielgesellschaft von Karl Friedrich Abt:

1768 Erfurt
1771 Erlangen, Bayreuth, Ansbach, Gera und Straßburg

Mit der Schauspielgesellschaft von Lorenz Hartmann:

1772 Preßburg

Mit der Schauspielgesellschaft von Karl Wahr:

1772-1774 Eisenstadt und Eszterháza (im Sommer), Preßburg, Ödenburg, Pest und Ofen
1775 Salzburg
1776 Innsbruck und Salzburg
1777 Preßburg und Wien
1778 Preßburg und Pest
1779 Ofen und Prag

Der junge Schauspieler befand sich zunächst in einer Truppe, die Mitteldeutschland bespielte und sich nach Westen orientierte, wo sie Straßburg erreichte. Über den Prinzipal Karl Friedrich Abt schrieb die Allgemeine Deutsche Bibliothek: „Er quälte seine Frau zu Tode, war Bigamist, Mädchenverführer, mutmaßlicher Mörder und Schuldenmacher, aber einer der besten Schauspieler".[3] Ebenso wie Konrad Ekhof, mit dem er zusammengearbeitet hatte, ging es Abt darum, klassizistische französische Bühnenwerke zu popularisieren und durch die Darbietungsform die künstlerische und sittliche Hebung des Publikums zu beeinflussen. Seipps erster Prinzipal hatte 1760 in Biberach bei Wieland debütiert und die Beziehungen zum ersten deutschen Shakespeare-Übersetzer nie abbrechen lassen. Während seiner Tätigkeit bei Abt lernte Seipp 1771 in Straßburg den jungen Goethe sowie H. L. Wagner kennen.

Bei seinem zweiten Prinzipal, Lorenz Hartmann, war Seipps Verpflichtung nicht von Dauer. Für ihn war die Tätigkeit bei Karl Wahr prägend. Die Zielrichtung zeigte jetzt von West nach Ost. In Preßburg, Pest und Ofen, ebenso in den Eszterházischen Spielorten Eisenstadt und

3 Siehe in Pies, Eike: *Prinzipale*. Zur Genealogie des deutschsprachigen Berufstheaters vom 17. bis 19. Jahrhundert. Ratingen; Kastellaun; Düsseldorf: Herrn 1973, S. 17.

Eszterháza (Fertőd) wurden vor allem Stücke der bürgerlichen, englischen Dramatik dargeboten. Lessing und Shakespeare standen am häufigsten auf dem Programm. Wahr selbst war als Hamlet und Othello neben dem Vater der deutschen Schauspielkunst Konrad Ekhof der herausragendste Shakespeare-Darsteller der Zeit.

Während seiner Tätigkeit bei der Wahrschen Gesellschaft gab Seipp in Salzburg eine Zeitung heraus, war 1777 eine Spielzeit lang Regisseur beim Wiener Kärtnertortheater. Als Übersetzer und Bearbeiter von Stücken machte er sich einen Namen. Durch eine Polemik mit der renommierten Zeitschrift *Teutscher Merkur* wurde Seipp in Theaterkreisen deutschlandweit bekannt. Wieland selbst oder sein Theaterreferent Christian Heinrich Schmid hatten in der Märznummer 1775 eine Notiz veröffentlicht: „Ein gewisser Seipp, Schauspieler bey der Wahrischen Gesellschaft in Ungarn, hat eine ganze Menge elender Schauspiele geschrieben, unter denen ich nur, um der außerordentlichen Frechheit willen, einen König Lear nach Shakespeare bemerke".[4] Am 4. Juni 1775 beklagte sich Seipp bei Wieland wegen dieser Notiz und verteidigte seine Übersetzungen und Bühnenwerke, die von den besten Kennern — auch vom Grafen Eszterházy — gewürdigt worden seien. Wieland blieb parteiisch und forderte Seipp zur Veröffentlichung seiner Bühnenbearbeitungen auf. Er nahm nicht zur Kenntnis, daß die Wahrsche Truppe in vielen Fällen — so 1774, als sie in Preßburg Othello und Macbeth aufführte — auf seine eigenen Prosaübersetzungen zurückgegriffen hatte. Seipps Lear-Nachdichtung war allerdings die erste Lear-Aufführung im deutschen Sprachraum. Nach der 1774 erfolgten Aufführung in Preßburg ist erst 1778 in Hamburg eine weitere Einstudierung nachweisbar.

Als Schauspieler bei Wahr trat Seipp auch im Esterházyschen Adelstheater auf. In Preßburg war das 1774 von Matthias Walch im Auftrag des Grafen Csáky erbaute Theater Handlungsmittelpunkt. Bei den früheren Prinzipalen waren es unterschiedliche, oft recht bescheidene Spielorte, an denen der Schauspieler Seipp aufgetreten war.

Während seiner Tätigkeit als Schauspieler hatte Seipp Gelegenheit, mit Persönlichkeiten der deutschen Literatur und Bühne in Kontakt zu treten. Mit Abt und Wahr hatte er angesehene Schauspieler als Prinzipale, in Salzburg war 1775 Johann Benedikt Cremeri, der von 1770 bis 1775 in Hermannstadt und Temeswar aufgetreten war, das vorzüglichste Mitglied der Wahrschen Unternehmung. Daß Seipp — wie in der Auseinandersetzung mit Wieland — als durchaus ebenbürtiger Gesprächspartner akzeptiert wurde, läßt seine aktive Teilnahme an einer Meinungsbildung bei Fragen der Literatur und des Dramas erkennen. Nimmt man hinzu, daß

4 Siehe *Theatralische Neuigkeiten*. — In: *Teutscher Merkur* 1775, H. 3, S. 274-275.



Seipp seinen Lessing gut kannte und — vermutlich schon 1779 — eine Bearbeitung des Essex-Stoffes nach den Maßgaben der Hamburgischen Dramaturgie vornahm,[5] daß er bei der Shakespeare-Rezeption durch Bearbeitungen Beiträge leistete und im Falle der Lear-Übersetzung sogar vor Wieland ein Modell gestiftet hatte, dann kann man ihm zugestehen, einen Beitrag zur Herausbildung eines deutschen Nationaltheaters geleistet zu haben. Daß dieses — im Unterschied zu Frankreich oder England — nicht einen Mittelpunkt, sondern — aufgrund der spezifischen deutschen Situation — mehrere städtische Schwerpunkte aufwies, muß hervorgehoben werden. Dadurch war es allerdings auch möglich, neue Wirkungsgebiete zu erschließen und regional neue Schwerpunkte zu fördern. Wenn Preßburg zunächst im Schatten Wiens stand, wenn Braunschweig, Kassel, Leipzig, Dresden, später Weimar von größerer gesamtdeutscher Relevanz waren, kann man nicht darüber hinwegsehen, daß Preßburg in der Ära Wahr zum Anlaß wurde, deutsche Theatermodelle nach Ungarn zu vermitteln. Es war eines der Ausstrahlungszentren für deutsches Theater geworden.

## 2. Seipp als Prinzipal und Bühnenschriftsteller (1779-1793)

Erst als Prinzipal konnte Seipp versuchen, seine eigenen Vorstellungen von Bühnenkunst in die Tat umzusetzen. Als Prinzipal ist er in folgenden Städten aufgetreten:

Zusammen mit Heinrich Bulla

1779 Innsbruck

Als selbständiger Prinzipal

1780 Augsburg und Preßburg
1781 Nürnberg, Augsburg, Preßburg, Temeswar
1782 Temeswar und Hermannstadt
1784 Preßburg
1785 Preßburg und Ödenburg
1786 Preßburg, Ivanka a.d.D., Olmütz
1787 Olmütz, Troppau, Neiße, Brieg
1788 Troppau und Hermannstadt
1789 Hermannstadt und Temeswar

5 Siehe dazu Fassel, Horst: *Ein Wieland-Gegner als Theatergründer in Preßburg, Temeswar und Hermannstadt*. — In: *Deutsches Theater im Ausland*. Initiatoren und Gründergestalten, Basel, u.a. (= Schriftenreihe der Thalia germanica, 2) (im Druck).

1790 Hermannstadt, Klausenburg und Tyrnau
1791 Tyrnau und Preßburg
1793 Preßburg und Wien.

Zwei Spielzeiten Seipps fanden in Adelstheatern statt. 1780 „bildete seine Truppe das Adelstheater des Fürsten Anton Grassalkovich in Preßburg", schrieb Eike Pies,[6] und für 1786 verzeichnet Cesnaková-Michalcová ein Gastspiel von Seipp in der Sommerresidenz der Grassalkovichs in Ivanka pri Dunaj.[7] Eine eindeutige Bewegungsrichtung läßt sich dabei nicht erkennen. Wie schon als Schauspieler hatte Seipp auch als Prinzipal zunächst in Deutschland bzw. in Süddeutschland Station gemacht. Später hat er eine Theaterunion zwischen Preßburg, Hermannstadt und Temeswar konkretisiert. Nachdem 1783 das Preßburger Theater renoviert und erweitert worden war und nachdem 1788 in Hermannstadt das sogenannte Hochmeistersche Theatergebäude entstand, war Seipp bestrebt, feste Spielzeiten vor Ort durchzuführen. In Preßburg gelang ihm dies von 1784 bis 1786, in Hermannstadt von 1788 bis 1790. Als er 1790 gezwungen wurde, Hermannstadt zu verlassen, kehrte Seipp nach Preßburg zurück und verließ die Stadt erst im Jahre 1793, um in Wien ein Vorstadttheater auf der Landstraße zu gründen. Nach seinem unerwarteten Tod führte seine Frau dieses Theater bis 1794 weiter.

Wie es ihm Wieland empfohlen hatte, begann Seipp in dieser zweiten Entwicklungsetappe seine dramatischen Werke zu publizieren. 1785 erschien in Preßburg das Drama *Für seine Gebieterin sterben*,[8] 1787 kam ebenfalls in Preßburg *Ein Bändchen Theaterstückchen* heraus, dem 1798 ein *Zweytes Bändchen* folgte.[9] Außerdem verfaßte Seipp zwei Reisebeschreibungen, die seine Erfahrungen in Südosteuropa und seine Erkenntnisse über Theater und Gesellschaft darlegen.[10] In Hermannstadt war Seipp Mitarbeiter der Siebenbürgischen Quartalschrift (1790). Heinz Kindermann nennt Seipp — mit etwas mißglückter Wortwahl (wohl in Anlehnung an den expressionistischen Denkspieler Georg Kaiser) — einen

6 Siehe Pies, Eike: a.a.O., S. 306.

7 Siehe Cesnaková-michalková, Milena: *Premeny divadla* (Inonárodné divadlá na slovensku do roku 1918). Bratislava: Veda 1981, S. 161.

8 Preßburg 1786.

9 Siehe Seipp, Christoph Ludwig: *Ein Bändchen Theaterstückchen zu betrachten als Zugabe zu den Hauptstücken der Ostermesse 1787.* Preßburg: Philipp Ulrich Mahler 1787, 172 S.; Ders.: *Zweytes Bändchen als eine Zugabe zu den Hauptstückchen der Ostermesse 1789.* Preßburg: Philipp Ulrich Mahler 1789, 204 S.

10 *Johann Lehmanns Reise von Preßburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen.* Dünkelspiel & Leipzig 1785; Seipp, Christoph Ludwig: *Reisen von Preßburg durch Maehren, beyde Schlesien und Ungarn nach Siebenbuergen und von da zurück nach Preßburg*. Frankfurt & Leipzig 1793.



aufklärerischen Denkschauspieler dieser Zeit.[11] Sieht man von dem Abstecher nach Österreichisch und Preußisch Schlesien ab (1786 und 1787), war Seipp bestrebt, in Preßburg, Temeswar und Hermannstadt einen besseren Geschmack zu verbreiten (Gruber von Grubenfels). Grundlage seiner Tätigkeit waren eine anspruchsvollere Professionalität und die nach Lessings Vorstellungen konzipierte Reform der deutschen Nationaldramatik und -literatur.

## 3. Seipp als Theatermann. Die Entwicklung seiner Theaterkonzeption

Bisher konnte nur andeutungsweise auf Seipps Engagement für die Wanderbühne bzw. für ein festes Stadttheater hingewiesen werden.

In der Folge werden wir — meist indem wir die bisher selten herangezogenen Schriften Seipps verwenden — seine Theaterauffassung zu charakterisieren versuchen und uns dabei auf Seipps:

a. Stellung zu theatergeschichtlichen Traditionen,
b. Präsentierung des Theaters als Institution,
c. Oszillieren zwischen National- und Regionaltheater

beschränken.

### Stellung zu theatergeschichtlichen Traditionen

Der schnelle Wechsel — allerdings innerhalb eines Ensembles — gehört noch heute zu den Gepflogenheiten des Theaterbetriebs. Im 18. Jahrhundert war durch den ständigen Ortswechsel der gleichen oder der veränderten Schauspielgesellschaften ein noch intensiverer Austausch der Darsteller und zum Teil des Dargestellten notwendig.

Das Wandertheater wies vom Sprachlichen her mindestens zwei Phasen auf: in der frühesten agierten ausländische Truppen im anderssprachigen Raum, indem sie Pantomime, Gestik und visualisierte Handlunsgabläufe bevorzugten. In der späteren Entwicklungsetappe erlernten die ausländischen Künstler die deutsche Sprache oder nahmen deutsche Schauspieler in ihre Reihen auf. Dadurch wurde die Sprache auf der Bühne in ihre Rechte gesetzt.

Was die Wanderbewegung der Theatergesellschaften betrifft, so war es vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts beliebt, immer neue Spielorte aufzusuchen, die vom Theater noch nicht „entdeckt" worden waren, weil man sich dort eine größere Wirkung und bessere Einträge erhoffte. Die Ausbreitung der Theatertruppen erfolgte von West nach Ost (englische und holländische Komödianten) bzw. von Süden nach Norden (italienische Schauspieler). Als seit dem Westfälischen Frieden immer mehr

11 Kindermann, Heinz: *Theatergeschichte Europas*. Band V: *Von der Aufklärung zur Romantik* (2. Teil). Salzburg: Müller 1962, S. 689.

deutsche Wandertruppen entstanden, wurde die Wanderungsbewegung nach Osten fortgesetzt. Es ist kein Zufall, daß Wielands *Teutscher Merkur* in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine intensive deutsche Schauspieltätigkeit in Polen, Rußland und Ungarn vermerkt.

Nach der strahlenförmigen Ausbreitung folgte eine Zeit, wo die traditionellen Verkehrswege zu den wichtigsten städtischen Zentren benutzt wurden. Im 18. Jahrhundert bahnten sich langlebige Theaterverbindungen zwischen einzelnen Städten bzw. ein Hin- und Herpendeln an, das bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beibehalten wurde.

Seipp war in dieser Entwicklungsphase tätig, als — schon auf den Spuren von Vorgängern — relativ feste Reiserouten benutzt wurden. Zunächst war es Gertrude Bodenburger, auch die siebenbürgische Neuberin genannt, die oft zwischen Preßburg, Pest, Hermannstadt und Temeswar unterwegs war. Preßburg, Pest und Ofen wurden von Karl Wahr bespielt, bei dem Seipp verpflichtet war. Josef Hülverding praktizierte eine Theaterunion zwischen Hermannstadt und Kaschau. Seipp, der ähnliche Routen benutzte, war jedoch der erste, der über die Schwierigkeiten der Reise und die besonderen Vorausetzungen vor Ort berichtete.

Nach der Theaterreform der Neuberin, die im Südosten von der Bodenburgerin aufgegriffen wurden, fand eine Hinwendung zur Darstellung des literarisch anspruchsvollen Schauspieltextes statt. Die beiden Optionen: französischer Klassizismus/deutsche Nationalliteratur hat Seipp bei Abt und Wahr kennengelernt. Er entschied sich für den Vorrang einer deutschen Nationalliteratur, was mit einschloß, daß er Literaturen wie die englische, niederländische und spanische mit berücksichtigte. Als Schauspieler entsprach er den Wünschen seiner Prinzipale, als Prinzipal vertrat er eine sehr viel umfassendere Auffassung von Dramenliteratur, die Modelltexte aus allen westeuropäischen Literaturen heranzog. Daß er durch die Bekanntschaft mit Goethe und Wagner über Lessing hinausging und auch die Werke der Stürmer und Dränger aufführen ließ, ist ein Hinweis auf seine Eigeninitiativen. An die Tradition des Wandertheaters erinnern seine self-made-works, die er der Konkurrenz entzog, indem er sie nur handschriftlich aufbewahrte. An die gleichen Traditionen läßt nicht bloß die rasche Abfolge von Spielorten in den Jahren 1768-1779 denken, sondern — in der Ära der Stabilisierung — 1787 das Gastspiel in den preußisch-oberschlesischen Städten Neisse und Brieg, wo Seipp vermutlich für die Österreicher spionierte. Die Boten- und Vermittlerdienste früherer Jahrzehnte werden dadurch aktualisiert. Vom Wandertheater weg führen die Bemühungen, seinen Berufsstand zu ethischer Vorbildlichkeit zu erziehen. Daß dies den pädagogischen Absichten des Zeitalters eines Pestalozzi oder Basedow entspricht, leuchtet ein.

Wie sehr Seipp, der selbst — wenn es ums Überleben seiner Gesellschaft ging — Kompromisse eingehen mußte, die Praktiken des Wandertheaters ablehnt, läßt eine Kennzeichnung des Niedergangs der Theatertätigkeit in Preßburg nach 1774 erkennen:



> Diese [die „Schaupsielunternehmer"] hatten die Maxime, um einzelne große Einnahmen zu machen, das Aug und Ohr des Publikums mit Gesang, Tanz, Kleidern, Aufzügen, Verwandlungen, Königen, Geistern, Engeln und Teufeln zu überladen, daß den Nachfolgern nichts mehr übrig geblieben ist.[12]

## Das Theater als Institution

Seipp vertrat die Ansicht, daß durch das Illusionstheater nationale Bildung und Erziehung gewährleistet werden können. Eine Voraussetzung dafür sei die Kontinuität der Einwirkung auf das Publikum. Diese war nur an festen Theaterstandorten realisierbar. Deshalb kreisen Seipps Überlegungen um:

- einen festen Spielort bzw. ein festes Theatergebäude,
- ein homogenes Repertoire,
- die Wirkungsmechanismen von Theatereinrichtungen.

## Ein fester Spielort

Die Suche nach einem festen Spielort war für Seipp eine Obsession. Schon in dem Reisebericht des Jahres 1785 werden in allen durchreisten Städten in erster Linie die Theatergebäude beschrieben, wird ihre Lage im Stadtbild, ihre Funktionalität für Schauspielgesellschaften begutachtet. Besonders gut schneidet das 1783 vom Zimmermann Reischl in Ofen errichtete Holztheater ab:

> An der Donau steht ein angenehmes Schauspielhaus, welches zwar nur von Brettern zu Sommervorstellungen bestimmt, gewiß manchem zum Muster dienen kann. Es hat Gallerien, Logen, Parterre, Parkett, Orchester, geräumige Bühne schön dekorirt. Das Haus selbst ist inwendig in grauer Farbe gemalt, die Logenabtheilungen sind durch vergoldete Leistchen bemerkt. Außerhalb ist an den Logen ein offner Gang, welcher gesperrt werden kann, zur Abkühlung, Aussicht nach der Donau".[13]

Auch die Theatergebäude von Preßburg, Hermannstadt, Kaschau und Breslau wurden begutachtet. Die Verhältnismäßigkeit von architektonischen Maßen, die Funktionalität stehen auf dem Prüfstand. Seipp lehnt zum Beispiel das Kaschauer Theater ab, weil es zu groß ist und sein Unterhalt zu viel kostet. Vergleiche ermöglichen Erkenntnisse: „Das

12 Siehe *Johann Lehmanns Reise von Preßburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen*. Dünkelspiel; Leipzig 1785, S. 83.

13 Ebenda, S. 112.

Breßlauer Schauspielhaus verspricht von aussen gar wenig, leistet aber desto mehr. Das Preßburger ist sehr groß, fällt prächtig in die Augen, giebt aber wenig, sowohl den Zuschauern als den Arbeitern."[14] Die Wirkung auf ein Publikum ist von Bedeutung. In Preßburg hat man begonnen, durch bemalte „Paniere" Theatervorstellungen anzukündigen. In Hermannstadt liegt das neue Theatergebäude am Rande der Stadt. In Kaschau fehlt es an Publikum und an Schauspielern in der Umgebung: „Eine gute Schauspielgesellschaft wird nie nach Kaschau kommen. Woher soll sie kommen? Wohin soll sie gehen? Zu welcher Absicht soll sie die Reise unternehmen? Um den Kaschauern, auf eigene Unkosten, Kunst, Geschmack und Reinheit zu zeigen? Zeit, Ort und Umstände sind gegen ein solches Gebäude zu Kaschau."[15] Seipp betrachtet die Städte und Theater vom Standpunkt des interessierten Unternehmers aus. Er schätzt Vor- und Nachteile der jeweiligen Orte, die historische Situation, die Zielgruppe für das Schauspiel ein. Daß er Preßburg und Hermannstadt am besten kennt, geht auf seine Erfahrungen vor Ort zurück.Allgemeiner ist die Erkenntnis, daß nur die Stadtbewohner selbst und ihre Vertretung etwas für das Aufblühen von Kunst und Literatur tun können. „Wenn eine Stadt Schauspiel haben will, so muß sie vor allem Dingen die Schauspieler gehörig versorgen", erfahren wir.[16] Oder uns wird mitgeteilt: „Hermannstadt kann anhaltendes Schauspiel anständig ernähren, so gut als eine andere Stadt. Wenn Hermannstadt ein solches Bedürfnis verlangt, so wird daran nicht fehlen".[17] Die Kennzeichnung Kaschaus impliziert, daß dort nur dann eine Veränderung der schlechten Theaterverhältnisse eintreten kann, wenn die Bewohner dies tatsächlich beabsichtigen.

Wie sehr Moden auch die Theatertätigkeit bedrohen können, wie sehr dies durch politische bzw. durch militärische Ereignisse geschehen kann, vermerkt Seipp oft genug. In Preßburg, wo er von 1784 bis 1786 Erfolge feierte, 1785 die erste erfolgreiche Nathan-Aufführung des Jahrhunderts inszenierte,[18] brachte die Entscheidung, 1784 die Statthalterei und die Regierungsbehörden nach Ofen zu verlegen, herbe Rückschläge, so daß Hermannstadt, damals noch Hauptstadt von Siebenbürgen, eine gute Alternative für Seipp anbot. Als dort die Türkenkriege drohten, die letztlich mit militärischen Erfolgen des Prinzen von Coburg endeten und die vorher Hermannstadt und seine Bewohner bedroht hatten, war dies

14 Siehe Seipp, Christoph Ludwig: *Reisen von Preßburg durch Mähren, beyde Schlesien und Ungarn nach Siebenbürgen und von da zurück nach Preßburg*. Frankfurt; Leipzig 1793, S. 45.

15 Ebenda, S. 155-156.

16 Ebenda, S. 157.

17 Ebenda, S. 343.

18 Die Uraufführung in Berlin war ein Mißerfolg gewesen.



zwar unheilverkündend, aber letztlich fast folgenlos. Als aber 1790 die siebenbürgische Hauptstadt nach Klausenburg verlegt wurde, kam es zum Eklat: Seipp mußte das gute Theatergebäude und seinen Spielort aufgeben.

Die einzelnen Aspekte einer Theaterinstitution als dauerhafte, kommunale Einrichtung werden von Seipp nicht systematisch vorgetragen. Sie sind Teil einer Darstellung, die allerdings Konstanten postuliert.

## Ein homogenes Repertoire

Mit dieser Forderung nach einem festen Spielplan steht Seipp selbstverständlich nicht allein da. Schon Johann Elias Schlegel hatte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Fehlen eines gemeinsamen Spielplans bei deutschen Theatern beklagt. Wie sich Seipp sein Repertoire vorstellte, ergibt sich aus den zwei belegten Spielzeiten in Neisse (1787) und in Hermannstadt (1788). Alle sonstigen Informationen sind in dem 1794 von Gruber von Grubenfalls im Gothaschen Theaterkalender publizierten Nekrolog anzutreffen.

Daß Seipp für die Shakespeare- und Lessing-Rezeption Schrittmacherdienste leistete, ist schon erwähnt worden. Am eindeutigsten ist dies in seinen eigenen Stücken feststellbar. Den Essex-Stoff des *Trauerspiels Für seine Gebieterin sterben* wollte Lessing selbst bearbeiten. Seine ausführliche Bestandaufnahme der französischen und englischen Essex-Bearbeitungen in der Hamburgischen Dramaturgie hat Seipp ebensowohl gekannt wie Lessings Handlungsgerüst für ein Essex-Stück, das auf eine spanische Vorlage zurückgehen sollte. Was Lessing nicht tat, gelang Seipp, und seine 1785 veröffentlichte Essex-Tragödie beweist einerseits, was er im einzelnen von Lessing übernommen hat und andererseits, wie er durch lange Konversations- und Argumentationseinschübe Lessings Lakonimus ersetzte. Auch die 1787 und 1789 publizierten Theaterstücke zeigen Seipp auf den Spuren seines Vorbilds: historische Themen und gesellschaftskritische Kleinkunst sind bei Seipp anzutreffen.

In den erwähnten Spielplänen von Neisse und Hermannstadt läßt sich die Vielfalt erkennen, die der Pragmatiker Seipp bevorzugte. In Neisse, wo er in einer Garnisonsstadt vor allem mit Militärangehörigen als Publikum rechnete, standen Unterhaltungsstücke auf dem Programm. Im Unterschied zum Wandertheater wählte Seipp jedoch nur bescheidene, aber erfolgreiche Lustspielautoren: Wetzel, Stephanie, Gotter. Als seltene, aber symptomatische und wichtige Programmteile wurden Werke von Bühnenklassikern eingeplant: etwa Schillers *Kabale und Liebe* oder Molières *Tartuffe*.

In Hermannstadt war das Repertoireangebot reichhaltiger. Hermannstadt war nach Seipps Meinung „die lebhafteste Stadt der kaiserlichen Erbländer", wobei „Volksmenge, Reichthum, Glanz, Wohlstand und Behaglich-

keit die Kennzeichen derselben zu sein schienen".[19] Am 1. Juni 1788 wurde in dem neuen Hermannstädter Theatergebäude — es wird seit nunmehr zwei Jahren neu aufgebaut (!) — ein Prolog von Seipp, *Thaliens Opferweihe* aufgeführt, danach standen „84 Lustspiele, 15 Schauspiele, 5 Opern, 24 Trauerspiele, 1 Melodram, 4 Singspiele und 1 Operette" auf dem Programm.[20] Moliére, dessen *Tartuffe* Seipp 1785 als erster auf einer deutschen Bühne aufgeführt hatte, Lessing und Shakespeare standen an der Spitze des Angebots, das den Sturm und Drang durch Klingers *Stilpo*, Schillers *Räuber*, Leisewitzens *Julius von Tarent* berücksichtigte und Goethe mit seinem *Clavigo* zu Wort kommen ließ. Neu war, daß Seipp nicht bloß eigene Bearbeitungen präsentierte, sondern auch die Stücke *Die Milchmädchen*, *Die Kaution*, *Das Steckenpferd Toleranz*, die „in Hermannstadt verfertigt und (...) auch aufgeführt"[21] in den Spielplan aufnahm. Vom Hermannstädter k.k. Hofsekretär H. von Schrenck wurde am 27. Juli 1788 ein Melodrama *Iramis, das Opfer aus Liebe* aufgeführt. Diese beiden Beispiele (Seipp, Schrenck) lassen erkennen, wie Seipp eine regionale Dramatik fördern wollte, die allerdings nicht wie im 19. Jahrhundert auf ethnographische oder topographische Zugeständnisse und Nostalgien eingehen mußte. Ein in Hermannstadt Lebender galt in einem solchen Fall als Hermannstädter Autor. Eine spezifisch regionale (eventuell historische) Thematik ist in Seipps Spielplänen in Hermannstadt nicht erkennbar. „Das Theater ist nicht der Lehrstuhl. Es ist nicht da, die Jugend zu lehren und Sitten zu predigen. Es ist da, um den Grundsätzen der Moral den Weg der Anwendung zu erleichtern."[22] Diese programmatische Festlegung von Seipp bestimmte die Kriterien für eine Kontinuität seines Spielplans. Bei Stücken, die aus seiner Sicht den moralischen Vorstellungen nicht entsprachen — etwa aus der Sphäre des Wandertheaters stammten — wurden zwar aufgeführt, aber vorher geändert. Über das Trauerspiel *Gertrude von Arragonien* lesen wir bei Seipp: „ist hier, jedoch mit Verbesserung des schlechten Stiles, auch gegeben worden".[23] Was zusätzlich gefordert wird, ist von Seipp nicht weiter präzisiert worden. Er schrieb: „Mit einer beständigen Unternehmung verhält sich's ganz anders. Diese muß, ihrer Dauer wegen, das Publikum an Simplicität gewöhnen; beyde Theile gewinnen dabey."[24] Begriffe wie Natürlichkeit, Einfachheit, fast schon die „edle Einfalt" werden damit angesprochen. Wichtiger aber ist,

19 Siehe Filtsch, Eugen: *Geschichte des deutschen Theaters in Siebenbürgen.* — In: *Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde*, 1887, N.F. Bd. 21, H. 1, S. 569.

20 Ebenda, S. 565.

21 Siehe *Übersicht der neuesten Literatur.* — In: *Siebenbürgische Quartalschrift*, 1 (1790), S. 106.

22 Siehe in Seipp, Christoph Ludwig: *Reisen von Preßburg nach Mähren* ..., a.a.O., S. 362.

23 In: *Siebenbürgische Quartalschrift*, 1 (1790), S. 107.

24 Siehe *Johann Lehmanns Reise* ..., a.a.O., S. 86.



daß Seipp Kontinuität anstrebte, die auch durch die Gestaltung des Spielplans erreicht werden sollte und die ein festes Theater von den ephemeren Versuchen der Wandertruppen zu unterscheiden hatte. Wenn die Schauspielliteratur dabei prioritär zu beachten war, wenn eine Hierarchie der Autoren aufgrund der einzelnen Literaturwerke erfolgte, so entsprach dies der neuen Entwicklungsetappe des Theaters, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nur Akzentverschiebungen erfuhr.

## Die Wirkungsmechanismen von Theateraufführungen

Seipp wirft seinen Zeitgenossen vor, sich beliebigen Moden zu unterwerfen, die für die Herausbildung von Individualität und Persönlichkeit schädlich sind. Moden wirkten sich manchmal verheerend aus und waren aber durchaus ernstzunehmende Faktoren für den Theaterbetrieb. In Hermannstadt war es für Seipp abträglich, daß man den Tanz dem Schauspiel vorzog, daß man Bälle lieber als Theateraufführungen besuchte. Der Unternehmer reagierte darauf, indem er im Theater selbst Tanzveranstaltungen durchführen ließ, was seinen Ansichten von der Institution Theater eigentlich widersprach. In Temeswar glaubte Seipp — wie später Reiseautoren des 19. Jahrhunderts — im Sumpffieber einen Erfolgsgaranten entdeckt zu haben: das Fieber soll die Stadtbewohner Zuflucht im Theater suchen lassen! In Preßburg war es die sogenannte „Hetze", eine Arena, in der Tierkämpfe stattfanden, die dem Theater Konkurrenz machte.

In Preßburg soll außerdem die Kleidersucht zum Niedergang des Theaters in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts geführt haben.[25] In Hermannstadt galt die Tanzsucht als Motiv für den Zuschauerschwund bei Theateraufführungen.[26] Seipp führt:

a. Politische Gründe an, die das Wirkungspotential des Theaters verändern können.

b. Er verweist auf gesellschaftliche Bedürfnisse.

c. Er führt theatergeschichtliche Argumente ins Treffen.

a. Unter den Wechselspielen der Machtpolitik hat die gesamte Tätigkeit von Seipp zu leiden gehabt. In Preßburg und in Hermannstadt haben politische Entscheidungen seine Theaterplanung zunichte gemacht. In Neisse war er ein Spielball im österreichisch-preußischen Kriegsgeschehen. In anderen Städten, die er gerne als Spielort gewählt hätte

25 Siehe *Johann Lehmanns Reise* ..., a.a.O., S. 85.26. Siehe Seipp, Christoph Ludwig: *Reisen von Preßburg durch Mähren* ..., a.a.O., S. 343.

26 Siehe Seipp, Christoph Ludwig: *Reisen von Preßburg durch Mähren* ..., a.a.O., S. 343.

(Ofen, Breslau) verhinderte es die politische Konjunktur„ daß Seipp zum Zug kam. In Preßburg wie in Hermannstadt waren Seipps Anfänge auf die Protektion von Günstlingen der Kaiserin Maria Theresia angewiesen: auf die des Grafen Anton Grassalkovich bzw. die des siebenbürgischen Gouverneurs Samuel von Brukenthal. Die Abwanderung der vom Prinzipal bevorzugt anvisierten Zuschauerschichten (Adel, Militär, Verwaltungsbeamte) konnten auch diese Förderer Seipps nicht verhindern.

b. Zu den gesellschaftlichen Ursachen gehört nicht die bisher noch nicht ermittelte Geschmacksveränderung bei einzelnen Zuschauergruppen. Dabei hat Seipp selbst die Struktur seiner Zuschauergruppen untersucht. In Neisse war — wie schon erwähnt — sein Spielplan auf Konsumliteratur ausgerichtet, die bei Militärs beliebt war. In Hermannstadt stand der anspruchsvollere Aufbau des Spielangebots damit in Zusammenhang, daß Seipp nur die Bewohner der „Oberstadt" — für ihn waren dies der Adel und Vertreter der Landesbehörden, die Jahresabonnements bestellten - in seine Überlegungen einschloß, bloß für die „Herrschaften" plante, während die Bewohner der „Unterstadt" angeblich keinerlei künstlerischen Interessen zugänglich waren. Daß die Verarmung von städtischen Einwohnergruppen, daß die Auswirkungen von Kriegen und Katastrophen ebenfalls die Theatertätigkeit in Frage stellten, kann Seipps Aufzeichnungen entnommen werden.

c. Theatergeschichtlich war es folgerichtig, daß die Wandertheater in den anwachsenden Städten eine immer geringere Rolle spielten. Ebenso war auch Seipp davon überzeugt, daß die partielle Verdrängung des Sprechtheaters durch die Oper eine historisch notwendige Etappe in der Entwicklung der Schaubühne sei. Daß die Oper ihre Führungsrolle schon im 17. Jahrhundert gespielt hatte, daß ein Nebeneinander von Sprech- und Musiktheater möglich ist, wurde nicht in Erwägung gezogen. Auch für die Opernbühne war ein kontinuierlich finanzierter Standort wichtig, eine fest eingerichtete Institution, die die Fluktuationen einer Wandertruppe zu überwinden vermochte.

Allerdings nahm Seipp auch an, daß die Oper aufgrund ihrer Wirklichkeitsferne populär geworden war, weil man zeitgeschichtliche Thematik nicht gerne auf der Bühne dargestellt sah. Die Substitution der Hanswurstiaden durch Ritterschauspiele am Ende des 18. Jahrhunderts galt Seipp als eine neue Entwicklungsetappe, die eine Rückkehr zu früheren Rezeptionsgewohnheiten bezeugt.



## Nationales bzw. Regionaltheater

Für Seipp galt es, ein Nationaltheater zu schaffen, das allerdings — die Ähnlichkeit aller Menschen vorausgesetzt — gleichzeitig ein Welttheater zu sein vermochte. Deshalb war zwar die deutsche Sprache das vermittelnde Medium, aber die Zielrichtung galt einer europäischen, einer weltweiten Bildungshomogenität. Wie diese zu schaffen sei, stellt Seipp nicht anhand von Beispielen und Details dar. Ihm ging es ausschließlich darum, immanente Theatergesetzlichkeiten zum bestmöglichsten Funktionieren zu bringen. Dazu gehörte zunächst eine gute Kenntnis der vorhandenen Literatur bzw. Theaterliteratur. Seipp selbst erweist sich bei jeder Gelegenheit als kompetenter Kenner des zeitgenössischen Schrifttums und steht damit ebenbürtig neben den Berufsschriftstellern Wieland, Lessing und anderen. Eine zweite Anforderung war das Beherrschen des darstellerischen Metiers. Auch hierbei war Seipp selbst ein Vorbild und seine These, derzufolge er nie auf Qualität verzichten und dafür lieber finanzielle Einbußen hinnehmen wollte, ist oft zitiert worden.

Weil jedoch die eigentliche Arbeit an Rollen und Regieumsetzung nicht nachvollziehbar und schriftlich nirgendwo festgehalten erscheint, kann darüber nur gerätselt werden. Die Professionalität wird Seipp allerdings von allen Zeitgenossen bestätigt.

Das Theater als Bildungsmittelpunkt war ein Postulat, das man im ganzen 18. Jahrhundert antreffen konnte. Die Literaturfehden zwischen Gottsched und den Schweizern, zwischen Lessing und den Apologeten einer französischen Schule haben auch Seipp beeinflußt.

Das Primat des Nationaltheaters schließt die Berechtigung regionaler Sonderformen nicht aus. Sie sind meist durch einzelne Charaktere, durch Typen-Bildung vertreten bzw. erkennbar gewesen. Seipp hat auf diesem Gebiet nichts Erwähnenswertes beigetragen. Daß er aber seine Tätigkeit auch in vielsprachigen Gebieten entfaltete, ist nicht folgenlos geblieben. Das Bild des Fremden, die Image-Bildung, ist in seinen Schriften sehr stark ausgebildet. Daß er um Verständnis für die Ungarn, Wallachen, Serben und Zigeuner wirbt, kann seinen Schriften entnommen werden. Es gehört zur Praxis der Toleranz, wie sie in multikulturellen Gebieten üblich sein kann. Daß Seipp mit viel Hoffnung und Vertrauen Theater einrichten, Bildung verbreiten wollte, ist auch dem Umstand zu entnehmen, daß er regionale Dramatik förderte und beispielsweise ungarische oder russische Stoffe in seinen Stücken oder Aufführungen (wenn auch selten) berücksichtigte. Daß er damit neue Interessenten für die Bühne, für deutsche und europäische Bildung gewonnen hat, gehört mit zu den Leistungen, die Seipp als Erfolge seiner Tätigkeit registrierte. Er hat im deutschen Sprachraum und in Südosteuropa den Abbau von Vorurteilen und Feindbildern betrieben. Dies war sein Beitrag zu einer die Regionalität einbeziehenden allgemeinen überstaatlichen und pluriethnischen Kommunikation.

## 4. Schlußbemerkungen

Der Erforschung der Gesamttätigkeit von Seipp stellen sich viele Hindernisse in den Weg. Die sozialgeschichtlichen Untersuchungen zur Stadtgeschichte der einzelnen Spielorte müßten erst erarbeitet werden. Außer den relativ zahlreichen Textzeugnissen von Seipp selbst fehlen notwendig theatergeschichtliche Quellen über die einzelnen Entwicklungsetappen. Bekannt sind deshalb die Absichten, vermutet werden können die Leistungen, wie sie in biographischen Lexika, gesamtdeutschen und regionalen Theatergeschichten vorhanden sind.

Erkennbar sind die — von äußeren Faktoren — bedingten Widersprüchlichkeiten in Seipps Tätigkeit. Nach den Lehrjahren im Wandertheater mußte er bis 1784 ebensolchen Wandertruppen als Prinzipal vorstehen. Eine finanzielle Absicherung seiner eigenen Theaterunternehmungen war auch in den beiden kurzen Ansätzen zur Schaffung eines Stadttheaters in Preßburg und Hermannstadt nicht möglich. Die wechselnden machtpolitischen Konstellationen verhinderten dies ebenso wie die subjektiven Entscheidungen Seipps. So war er nicht bereit, außer der Regie- und Schauspieltätigkeit andere organisatorische Aufgaben zu übernehmen. Er lehnte es 1782 ab, in Hermannstadt — auf Kosten der Stadt, die dafür 4 000 bis 5 000 Gulden bereitstellen wollte — ein Theatergebäude zu errichten, obwohl dies andere Prinzipale damals taten bzw. tun mußten: Hilverding ließ ein Holztheater in Kaschau, Felix Berner eines in Raab erbauen. Auch nahm Seipp, der regionale Initiativen fördern wollte, keine Verbindung zu anderssprachigen Theatereinrichtungen auf, weder in Preßburg, wo er die italienische Oper nicht zur Kenntnis nahm, noch in Temeswar, wo er die frühen Versuche des serbischen Theaters bloß flüchtig erwähnte. Für das Theatergeschehen selbst war er als Übersetzer, Bühnenautor, Schauspieler, Regisseur und Prinzipal sehr aktiv. Daß sich — auch im Südosten — die Professionalität durchsetzte, die Arbeitsteiligkeit zur Voraussetzung hat, ist teilweise den Bemühungen von Seipp zu verdanken. Daß er die Bildungsideen der Aufklärung vertrat, daß er den Kontakt zwischen West und Ost ermöglichte bzw. nicht abbrechen ließ, erscheint wichtig.

Die feste Verankerung des Theaterbetriebs ins städtische Kulturleben ist Seipp nicht gelungen. Ebenso wenig haben seine Bemühungen die Gewohnheiten der Wanderbühne ganz abstreifen oder beseitigen können. Daß dies in Südosteuropa nicht möglich war und mit zu den Eigenheiten von Minderheiteninstitutionen gehört, beweisen die noch tätigen Tourneentheater in Szekszárd (Deutsche Bühne Ungarns) und Temeswar (Deutsches Staatstheater). Eine Verbindung von Elementen des Wandertheaters und der festen städtischen Theatereinrichtungen, wie sie bei Seipp vorhanden war, scheint zu den Funktionsvoraussetzungen solcher Minderheiten-



einrichtungen zu gehören. Das ändert nichts daran, daß Seipp meinte, sein Ziel nicht erreicht zu haben, einen kontinuierlichen Theaterbetrieb in Provinzstädten zu garantieren, weil politische Umstände dies verhinderten.

Der Versuch, durch die immer stärkere Einschränkung der Spielorte letztlich zu einem festen Standort und einem gut funktionierenden Stadttheater zu gelangen, ist tatsächlich mißglückt. Aber Seipp hat ein Modell angestrebt, das die Schaffung einer Kulturinstitution zur Voraussetzung hat, in der nationalkulturelle Anliegen mit den Voraussetzungen einer Vielvölkerumgebung verbunden werden. Die Unwägbarkeiten der regionalen und kommunalen Entwicklungen haben einer systematischen Planung oft einen Strich durch die Rechnung gemacht, und in der südosteuropäischen Provinz war — zu Zeiten Seipps — in den mittelgroßen Städten eine institutionelle Autonomie des Theaters nicht möglich, so daß ein Weiterbestehen des Wandertheaters unumgänglich war. Der Versuch, Stabilität zu erreichen und die Notwendigkeit, die ausgetretenen Pfade einer Existenzsuche zwischen einzelnen Spielorten weiter zu betreten, führen zu den — auch am Beispielfall Seipp erkennbaren — Widersprüchen. Das Beharren auf einem Programm, die Bemühungen darum, Bildungsideale zu vermitteln, bleibt weiterhin anerkennenswert.

*Johann Holzner (Innsbruck)*

# Fesselnde Radikalität

## Die unverwechselbare Schrift der Friederike Mayröcker im Kontext der Moderne

Sie identifiziert sich gerne mit Vagabunden, mit Goyas Figuren, als könnte sie mit deren Augen am besten oder am schärfsten sehen, was in der Welt vorgeht; sie identifiziert sich nicht selten sogar mit Hunden, mit Straßenhunden. In den Augen der Kulturkritik aber ist sie die Eminenz der österreichischen Literatur: Seit Jahrzehnten, am Anfang ist es noch anders gewesen, seit Jahrzehnten wird ihr die Mittelloge im Haus der österreichischen Literatur eingeräumt, seit Jahrzehnten sind sich Literaturkritik und Literaturwissenschaft in seltener Einmütigkeit darüber einig, daß Friederike Mayröcker, daß ihr Werk zu den größten Herausforderungen unserer Literaturlandschaft zu rechnen sei.

Die Zahl der Ehrungen und der Literaturpreise, die Friederike Mayröcker erhalten hat, ist schon beinahe unüberschaubar. Sie wird nur noch übertroffen von der Zahl der Buchveröffentlichungen — es sind, seit ihrem Debütband *Larifari*, der Mitte der Fünfziger Jahre erschienen ist, mehr als achtzig. Trotzdem, literaturwissenschaftliche Arbeiten, Aufsätze, Monographien, Interpretationen zu ihren Werken gibt es vergleichsweise wenige. Studierende, die ihre Diplomarbeit oder Dissertation über zeitgenössische Literatur schreiben, machen, ehrfurchtsvoll, darf man wohl annehmen, um ihr Werk einen Bogen. Es gilt, das mindeste zu sagen, als schwierig, es widersetzt sich den herkömmlichen Methoden und Verfahrensweisen der Textinterpretation, es vermittelt immer wieder Lektüreanweisungen, die mehr irritieren als helfen: Man müsse zuweilen, erklärte Friederike Mayröcker in ihrer Innsbrucker Poetik-Vorlesung, „um überhaupt etwas wahrnehmen zu können, seine Blicke im Halbkreis schweifen lassen".[1]

Im „Halbkreis". Eine Zumutung für Germanistinnen und Germanisten, die sich daran gewöhnt haben, genau auf die Zeilen oder allenfalls auf die

1 Friederike Mayröcker hielt im Wintersemester 1996/97 eine Poetik-Vorlesung an der Universität Innsbruck. Die folgenden Ausführungen beziehen sich immer wieder auf diese Vorlesung zurück; darüber hinaus auch auf Referate und Gespräche, die in einem von mir geleiteten Begleit-Seminar zu dieser Vorlesung zentrale Aspekte des Werkes von Friederike Mayröcker zu ergründen versucht haben. — Dieser Beitrag, als Einführung in das Werk der Friederike Mayröcker konzipiert, wurde zuerst vorgetragen anläßlich der Eröffnung der vom Österreichischen Kulturinstitut Budapest veranstalteten Friederike Mayröcker-Ausstellung an der Pädagogischen Hochschule in Szombathely am 2.3.1998.

semantischen Leerflächen zwischen den Zeilen eines Textes zu achten, eine Herausforderung eben. Eine Anstiftung, sich fesseln zu lassen und die Fesseln gleichzeitig abzustreifen: Lesen und Leben nicht mehr feinsäuberlich zu trennen; so wie Friederike Mayröcker Leben und Schreiben nicht mehr zu trennen vermag, nicht mehr trennen will.

Zu ihrem Leben hier nur einige Stichworte. 1924 geboren in Wien, verbrachte Friederike Mayröcker die Kindheit abwechselnd in ihrer Heimatstadt, wo sie eine private Volksschule besuchte, und im niederösterreichischen Deinzendorf, in einem kleinen idyllischen Ort, der die nachhaltigsten Spuren in ihrem Werk hinterlassen hat. Nach der Schulausbildung, ab 1946 erste Veröffentlichungen, gleichzeitig Arbeit als Englischlehrerin an Wiener Hauptschulen; seit 1954 Freundschaft mit Ernst Jandl; seit 1969 freie Schriftstellerin. Sie lebt nach wie vor in Wien. Mitglied des Österreichischen Kunstsenats, der Akademie der Künste Berlin-W, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, der Grazer Autorenversammlung.

Ich will im Folgenden nicht versuchen, einen Überblick über das Werk der Friederike Mayröcker zu geben; vielmehr einen Einblick in ihre Werkstatt, in ihr „Wortgestrüpp", und indem ich dieses „Wortgestrüpp" da und dort konfrontiere mit anderen Werken der Moderne, möchte ich andeuten, was die unverwechselbare Schrift der Friederike Mayröcker ausmacht: in der Hoffnung, damit zu einem eigenständigen Einstieg in dieses faszinierende Werk zu ermuntern.

Ich beginne mit frühen Texten, Erinnerungen an Deinzendorf, an den „Kindersommer":

**Kindersommer I**

Wir fahren immer schon im Mai nach Deinzendorf. Endlose Landstrasze mit wilden Apfelbäumen. Feld und Anger. Das große grüne Tor mit der strahlenförmigen Zierde im Oberteil, die kühle Halle, der Holztisch, der helle Hof, hinten die nur geahnte Schaukel. Dann zwei Stufen zur Küche hinauf, ein Steinboden wie ein Schachbrett: einmal schwarz, einmal weisz, und rechts und links davon meine wundersame Zimmerflucht: die gelben Zimmer liegen rechts, die schwarzen, mit dem Blick in den riesigen rätselhaften Garten, links. In den gelben sind feierliche Schränke und gute Tische, Tagwände, Sonnenkringel und lauter Morgenfenster, einmal auch die Sicht auf die birkenwelke Fronleichnamsprozession, und für ein paar Wochen das Duften der Robinien. Dort, an der Brücke, steht der heilige Nepomuk mit verblühten Blumen im Arm.

**Kindersommer II**

erträumter einsamer blauer Engel
in meinem Herzen läutet ein heller Regen
in meinen Händen blühen die Glockenblumen



Salbeiblüten wehen mich an
die Perlenkette der Tränen gleitet
an den liegenden Schläfen nieder
immer ist Nachmittag
immer bin ich über einer Brücke von Staub
mein Birnbaum wirft Scherben ab
leise flötet der Schatten
mein Fusz ist warm und nackt an der Erde
drüben im dunklen Bereich der Schaukel
geigt die Angst
die Stuben sind dumpf und vertraut
über den feuchten Schwellen
blühen Schwertlilien auf
Abend lila und leicht
Abend durch vergessene Fenster
Abend
Ich musz mein hüstelndes Kranksein
in hohen Kissen verbergen
Nacht
ich lasse Akazienblätter treiben
ich liebe den Wind
die rauschenden runden Weiden führen irgendwohin
eine Mohnblume wartet auf mich

In *Kindersommer I*[2] wird die wundersame Atmosphäre einer Idylle eingefangen, gesehen aus der Perspektive eines Kindes, das noch ohne weiteres einen Garten als „riesig", einen Schrank als „feierlich", einen Tisch als „gut" charakterisieren kann, so eben, wie es seine allernächste Umgebung wahrnimmt. In *Kindersommer II*[3] hingegen sind diese Wahrnehmungen umgesetzt in Poesie; und unversehens erhält die Zauberwelt der Idylle Risse und Brüche.

Das Gedicht liefert die Rekonstruktion einer Empfindungswelt, die in der Welt der Großen keine Rolle mehr spielt: Es ist die Empfindungswelt eines Kindes, das geradezu in seiner Körperlichkeit sichtbar wird; eines Kindes, das alle Sommer der Kindheit durcheinander bringt und alle Sinneseindrücke und Erfahrungen, die wunderbaren ebenso wie die schlimmen. Was das Kind sieht (alle Farben von hell bis dunkel), was es hört („in meinem Herzen läutet ein heller Regen"), was es schmeckt und riecht und spürt, was es glaubt („erträumter einsamer blauer Engel") und liebt und hofft und was ihm Angst macht („drüben im dunklen Bereich der Schaukel/geigt die Angst"). Alles, versteht sich, ist personifiziert, alles geht nahtlos ineinander über, das Befremdende und das Anheimelnde, die

2 MAYRÖCKER, FRIEDERIKE: *Blumenwerk, ländliches Journal / Deinzendorf.* Weitra 1992, S. 27.

3 Ebd. S. 47. Vgl. auch den Abdruck des Gedichts samt Selbstkommentar in: MAYRÖCKER, FRIEDERIKE: *Magische Blätter II.* Frankfurt a.M. 1987 (=edition suhrkamp 1421), S. 147-149.

Gegensätze gehören zusammen: „Die Stuben sind dumpf und vertraut". — Es scheint fast, als gäbe es keine Ordnung, nur einen Knäuel zarter Empfindungen. Tatsächlich gibt es einige Ansätze zur Ordnung der Wahrnehmungen, z.B. die Reihenfolge der Tageszeiten: Nachmittag, Abend, Nacht. Aber der Reiz des Gedichts liegt im Durcheinander, im Netz der unlösbar ineinander verschränkten Phänomene, in einer Unordnung, in der — durch Alliterationen verknüpft — Schwellen und Schwertlilien, Scherben und Schatten, Bedrohliches und Schönes zusammen gehören, in einer Empfindungswelt, in der die „Perlenkette der Tränen" nicht zu übersehen ist, aber ebensowenig die Reihe der Blumen (Glockenblumen, Salbeiblüten, Schwertlilien, Akazienblätter) und am wenigsten die „eine Mohnblume", die wartet.

In einem Gedicht von Arnold Leifert, aus seinem jüngsten Lyrik-Band *wenn wach genug wir sind* (1997), wird als „Alte Spruchweisheit" ausgegeben,[4] was tatsächlich viele Kinder leidvoll erfahren: „vor die Zärtlichkeit / haben die Familien / die Ordnung gesetzt".

In Mayröckers *Kindersommer*-Gedicht ist eine andere, wesentlich freundlichere Erfahrung aufgehoben. Das Kind setzt sich seine eigene Ordnung. Eine Ordnung durch Sprache — durch Enjambements („über den feuchten Schwellen/blühen Schwertlilien auf"), durch anaphorische Verkettungen („Abend lila und leicht/Abend durch vergessene Fenster/Abend"), durch den Verzicht auf jede Interpunktion, immer wieder durch Alliterationsreihen („ich musz mein hüstelndes Kranksein/in hohen Kissen verbergen"). Was sich aus diesen Verfahrensweisen ergibt, ist mit einem Wort zu charakterisieren: Authentizität.

Der Schweizer Autor Jürg Beeler stellt in seinem Gedicht *Kindheit*[5] die zwei (aus seiner Sicht) zentralen Erlebnisse der Kindheit einander gegenüber und faßt sie zusammen:

**Kindheit**

Die Wiese endete
nicht vor dem Abend,
die Nacht reichte weit
über den Flieder hinaus.

Später umzäunte
ein Schulhof die Zeit,
an der Wandtafel
verstaubte der
Sommer.

4 Leifert, Arnold: *wenn wach genug wir sind.* Gedichte. Bad Honnef 1997, S. 69.

5 Beeler, Jürg: *Kindheit.* Manuskript, eingereicht zum Meraner Lyrikpreis 1994 (und ausgezeichnet mit dem 1. Förderungspreis).



Die Grenzen der Erwachsenenwelt (Grenzen des Raumes, Grenzen der Zeit) werden in der Kindheit, das zeigt die erste Strophe, spielerisch und spielend aufgelöst: Die Wiese endet nicht an einem Zaun, sondern am Abend; die Nacht endet nicht am Morgen, nicht einmal dort, wo der Flieder blüht, sie scheint überhaupt nie zu enden. Mit der Sozialisation, in der Welt der Schule, aber endet die Kindheit; und was Leben gewesen ist, ein einziger Sommer, die zweite Strophe demonstriert das unmißverständlich, verwelkt, verfällt, „verstaubt". — Beobachtet, festgehalten ist das alles aus der Perspektive eines Erwachsenen, der (wie das Präteritum anzeigt) Rückschau hält, ein Resümee zieht.

Ein Resümee sucht man in Mayröckers *Kindersommer*-Gedicht vergeblich. Hier geht es nicht um eine Rückschau, sondern (deshalb das Präsens) um Vergegenwärtigung. Um eine Vergegenwärtigung, die das Rätselhafte der Kindheit nicht bloß bespricht, sondern aufdeckt; erst die Präzision im Detail sichert nämlich Authentizität.

Das Stilmittel der Ambivalenz, einer unaufhörlichen Bewegung zwischen Extremen, ist ein markantes Kennzeichen der Moderne. Eines der verwirrendsten, ich denke auch: eines der schönsten Gedichte in diesem Zusammenhang ist der *Meraner Rabe*[6] von Sarah Kirsch:

**Meraner Rabe**

Verlor mich nicht aus den
Augen wendete den
Kopf trank in der
Brunnenschale vor dem
Alpenverein versprach
Unmenschliches
Glück oder Unglück

Dieser „Meraner Rabe" ist, im wahrsten Sinne des Wortes, ein seltener Vogel. Ein Vogel, der sich, im Gedicht, benimmt wie selten einer. Er beobachtet einzig und allein das lyrische Ich, aus dessen Perspektive erzählt wird, er wendet den Kopf, er trinkt in der Brunnenschale vor dem Alpenverein und schließlich spricht er auch noch, oder jedenfalls: er ver-spricht „Unmenschliches / Glück oder Unglück". Das alles wäre wunderlich genug, allerdings wohl noch immer zu wenig für ein Gedicht. Das Gedicht verrät denn auch in Wahrheit weit mehr; indem es auf jedes Satzzeichen verzichtet, macht es erst darauf aufmerksam, daß der Rabe, von dem da

6 Kirsch, Sarah; Flora, Paul: *Meraner Rabe.* Meran 1994. — Dieser Sonderdruck der Offizin S. (35 Normalausgaben, davon 20 verkäuflich, darüber hinaus noch 9 Vorzugsausgaben) ist eine der schönsten Arbeiten der von Siegfried Höllrigl in Meran betriebenen Druckerei. — Zur Gestalt des Raben in der Literatur vgl. Röhrich, Lutz: *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten.* Band 2. Freiburg; Basel; Wien 1992. S. 1217-1219.

die Rede ist, anders als hier zunächst angedeutet, keineswegs eins nach dem andern erledigt, sondern, wie ein Zauberer, alles zur gleichen Zeit: selbst wenn er den Kopf wendet, verliert er das lyrische Ich „nicht aus den Augen", so wie umgekehrt das Ich von dem Raben völlig gebannt ist.

Es bleibt offen, ob dieser Rabe das Ich mit Argusaugen betrachtet oder ganz anders, nämlich in der Absicht, sich ihm zuzuwenden. — „Ein Rabe hackt dem andern kein Auge aus", — behauptet das Sprichwort. Die Ornithologen aber wissen es besser und sagen, Raben hätten die Angewohnheit, ihrer Beute, auch den Artgenossen, bevor sie sie verzehren, zuallererst die Augen auszuhacken.

Auch Alter und Geschlecht dieses Raben bleiben im Ungewissen. Vielleicht ist es ein „Rabenvater", vielleicht sogar eine „Rabenmutter", derartigen „Rabeneltern" kann man in deutschsprachigen Texten immerhin schon seit dem 16. Jahrhundert immer wieder begegnen; vielleicht aber ist es überhaupt eines jener Rabenjungen, von denen in der Bibel, im Buch Hiob, erzählt wird, daß sie, weil sie nichts zu fressen bekommen, irre umherfliegen und zu Gott schreien, eines jener hungrigen Rabenjungen, die von den Eltern aus dem Nest vertrieben werden, sobald sie nur allein fliegen können.

Es wird wohl ein schwarzer Rabe sein, von dem hier die Rede ist. Sicher ist's nicht. Denn es steht fest, daß es auch weiße Raben gibt, sogenannte Albinos, in der Natur wie in der Literatur. — Individualisten, Ausnahmekönner; besonders seltene und deshalb merkwürdige Geschöpfe werden seit der Antike, in unseren Breiten spätestens seit dem Mittelalter entweder als schwarze Schwäne oder als weiße Raben gezeichnet. Kurz und gut, vielleicht ist es sogar ein weißer Rabe, von dem hier erzählt wird, eher ein schwarzer, ein weiser Rabe ist es in jedem Fall. Er verspricht nichts, was sich nicht halten ließe. Glück oder Unglück. Unmenschliches. Es ist ein unheimlicher Rabe, unheimlich wie der bekannteste Rabe der Weltliteratur, jener von Edgar Allan Poe, und doch auch wieder ein Rabe, dem man eine durchaus menschliche Zuneigung schenken möchte, könnte er doch zu jenen traurigen Unglücksraben gehören, die ihr Dasein einer unbedachten Verwünschung verdanken und demnach tagtäglich auf Erlösung warten und hoffen, wie „Die drei Raben" aus dem schwäbischen Volksmärchenschatz oder die mit diesen verwandten „Sieben Raben" aus der Märchensammlung der Brüder Grimm.

In der antiken und in der germanischen Mythologie gilt der Rabe als Seelen- und Totenvogel. Weniger zauberhaft, nämlich als kohlrabenschwarzes Höllentier, erscheint er erst dem sogenannten christlichen Mittelalter, vorzugsweise als Galgenvogel. Der Platz des Hochgerichts unter dem Galgen erhält von ihm seinen Namen: „Rabenstein". — „Hetten uns die Stattsöldner erdappet, der Rabenstein het nach uns geschnappet",



so argwöhnen Figuren, die wohl allerhand auf dem Kerbholz haben, in einem der Fastnachtspiele von Hans Sachs.

In der Neuzeit sind die Galgen allmählich, wenn auch nicht gänzlich abgeschafft und durch Brunnenschalen ersetzt worden, kommt also auch konsequent der Fluch „Daß dich die Raben fressen!" mehr und mehr aus der Mode. Der Rabe kann wieder eher, wie einstmals, auch als Seelenvogel angesehen werden.

Wie in dem Gedicht von Sarah Kirsch. Dieser Rabe ist, wenn überhaupt, ganz und gar nicht nur ein Pechvogel, und wenn er möglicherweise auch stiehlt wie die Raben, er nimmt und gibt doch auch zugleich, wenigstens ein Versprechen. „Unmenschliches / Glück oder Unglück". Er wendet dabei den Kopf. Aber Wendehals ist er bestimmt keiner. Was er im Auge hat, behält er verläßlich im Auge.

Ganz ähnlich reagiert das lyrische Ich, das nichts mehr sieht von Meran, außer eben den Raben. Was ringsum sich abspielt, nicht der Rede wert, verschwindet aus seinem Blickfeld, aus dem Bild. Was sichtbar wird, ist folglich alles andere als ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit der Kurstadt, es ist ein Zaubergelände. Ein Ort, an dem das Leben anderen Gesetzen gehorcht als den von außen oder oben verordneten: wunderlichen eben, märchenhaften, poetischen.

Das Stilmittel der Ambivalenz, das dieses Gedicht prägt, die Vereinigung des Disparaten: von Friederike Mayröcker wird das auf die Spitze getrieben. Zauberhaftes und Schmerzliches — schon in *Kindersommer II* ist beides zusammengebunden. Vor allem im Bild der Mohnblume; wir wissen, daß Mohnblumen, kaum gepflückt, schon verwelken. In den Augen des Kindes indessen kann die Zeit stehen bleiben: „eine Mohnblume wartet auf mich".

Aber die Zeit läßt sich nicht anhalten. Das ist, vordergründig jedenfalls, das Thema des Gedichts *wird welken wie Gras*[7]

WIRD WELKEN WIE GRAS
AUCH MEINE HAND UND DIE PUPILLE
wird welken wie Gras * mein Fusz und mein Haar mein stillstes Wort
wird welken wie Gras * dein Mund dein Mund
wird welken wie Gras * dein Schauen in mich
wird welken wie Gras * meine Wange meine Wange und die kleine Blume
die du dort weiszt wird welken wie Gras
wird welken wie Gras * dein Mund dein purpurfarbener Mund
wird welken wie Gras * aber die Nacht aber der Nebel aber die Fülle
wird welken wie Gras wird welken wie Gras

7 Mayröcker, Friederike: *Tod durch Musen. Poetische Texte.* Darmstadt-Neuwied 1973 (=Sammlung Luchterhand 126). S. 20.

Wie in einer Litanei wird hier, auf der einen Seite, die Vergänglichkeit des Lebens unterstrichen: „wird welken wie Gras". Aber auf der anderen Seite erhebt das lyrische Ich trotzig Einspruch; „mein Fusz und mein Haar mein stillstes Wort"... und auch wenn es permanent unterbrochen wird, es unterbricht seinerseits beharrlich die Litanei, es setzt dem Tod die Liebe entgegen, es läßt sich nicht einschüchtern, es behauptet sich im Gegenteil, indem es am Ende die gemeinhin dem Tod zugeschriebenen Attribute, die „Nacht", den „Nebel", triumphierend hinüberholt in den Bereich der Sexualität: „aber die Nacht aber der Nebel aber die Fülle". Der ewig gleichbleibenden Technik des Todes, die sich spiegelt in der Technik der Wiederholung, begegnet das Ich mit der wesentlich farbigeren Technik der rhetorischen Aufzählung und schließlich sogar mit einer Klimax.

Das letzte Wort allerdings hat der Tod. Die Schlußzeile gehört ihm allein. „wird welken wie Gras wird welken wie Gras". Es ist, als wäre die durch den Dialog in Gang gesetzte Dauerbewegung zwischen den Extremen, zwischen Dysphorie und Euphorie, zu Ende, als müßte der gleichermaßen Schmerzliches und Zauberhaftes tragende Schwebezustand noch einmal in sich zusammenbrechen. — Der Schwebezustand bricht keineswegs zusammen. Dank der Konsistenz, die dem Gras eigen ist. Kann man es doch, um noch einmal in der Wort-Welt des Todes zu bleiben, mähen sooft man will: es sprießt immer neu.

„Vielleicht", notiert Friederike Mayröcker im *Versuch einer Selbstbeschreibung*, „ist Dichten wirklich ein Übermut, wie Goethe zu bedenken gibt. Also ein unausgesetztes Rezipieren, ein unausgesetztes Registrieren der schaubaren, hörbaren Welt".[8] Ein unausgesetztes Beobachten, das mutet sie auch ihren Lesern zu.

*DAS ZU SEHENDE, DAS ZU HÖRENDE*. So lautet der Titel ihres jüngsten Hörspiels, das von den Hörern des ORF zum Hörspiel des Jahres 1997 gekürt worden ist. *DAS ZU SEHENDE, DAS ZU HÖRENDE* wird von Friederike Mayröcker unablässig in Notizen festgehalten, in Texten und Bildern, die dann, nach zahllosen poetischen Überarbeitungen, einfließen in ihre literarischen Werke. Der Prozess der Weltwahrnehmung, der Prozess des Schreibens und, wie Friederike Mayröcker bestätigt, auch die ihre „Arbeit begleitenden Theorien und Ansichten befinden sich in einem Zustand permanenter Bewegung, die zwar ihr Tempo ändert, sich aber an keinem Punkt fixieren läßt weil dadurch die Arbeit selbst gestört würde".[9]

8 MAYRÖCKER, FRIEDERIKE: *Durchschaubild Welt, Versuch einer Selbstbeschreibung*. In: *Magische Blätter II* (wie Anm. 3), S. 124-130. Zitat S. 128.

9 MAYRÖCKER, FRIEDERIKE: *Magische Blätter*. Frankfurt a. M. 1983 (=edition suhrkamp 1202). S. 9.



Diese Arbeit aber ist eine Arbeit mit Wörtern, mit phonetischen, syntaktischen, rhetorischen Stilelementen, mit sprachinternen Gesetzmäßigkeiten und Widersprüchen.

Die Anekdote ist bekannt. Als der Maler Degas eines Tages zu Mallarmé kam und diesem klagte, er bringe keine Verse zusammen, obwohl es ihm nie an Ideen mangle, da antwortete ihm der Verfasser der Ekloge *Der Nachmittag eines Fauns* (die Claude Debussy zu seiner großartigen symphonischen Dichtung anregen sollte): „Gedichte werden nicht aus Ideen gemacht, sondern aus Worten". Das Jonglieren mit Worten, mit Buchstaben, mit Sprachklängen — wie es schon Mallarmé in seinem *Laboratorium* praktiziert hat, ist auch für die Schreibarbeit von Friederike Mayröcker eine unabdingbare Voraussetzung. *DAS ZU SEHENDE, DAS ZU HÖRENDE* gerät in diese Schreibarbeit hinein, gewissermaßen in ein Potential, das nur in der Sprache liegt, und löst dann „Verkettungen", ganze „Kettenreaktionen" aus: Kettenreaktionen, aus denen Gedichte, Hörspiele und schließlich auch die großen Prosabände der Friederike Mayröcker entstehen.

Ein kleines Beispiel mag das demonstrieren: der Beginn des Prosabandes *Reise durch die Nacht*, für den Friederike Mayröcker ursprünglich den Titel *Nada. Nichts* vorgesehen hatte — eine Anspielung auf die gleichnamige Goya-Graphik aus dessen Serie *Die Schrecken des Krieges* (1808-15 entstanden). Leben und Tod, Fülle und Nichts sind dann auch die zentralen Pole, um die dieses Buch kreist: Friederike Mayröcker hat es 1982/83 geschrieben, 1984 ist es erschienen.

Das erste Typoskript bzw. Manuskript zu diesem Buch, schon der erste, später gestrichene Absatz verweist bereits auf den autobiographischen Charakter der Schrift. „ich schlüpfe in die leuchtend rote (samthose, rote) goya hose, am morgen und schon stürzen (die) tränen hervor ...".[10] Aber, was anfangs wie eine Maskerade verstanden werden könnte, ist offensichtlich eine sehr weitgehende Identifikation: „bin ich nun goya oder fm maler oder dichterin, malerin oder dichter mann oder frau". Das Stilmittel der Ambivalenz löst alle vertrauten Formen der Autobiographie auf; hier wird nicht Realität in einer Fiktion eingefangen, in einer Fiktion, die bekanntlich immer verkürzt oder auch täuscht/enttäuscht, hier wird vielmehr ein Sprachprozess in die Wege geleitet, der das in der Sprache schlummernde Potential auszuschöpfen versucht und damit statt jeder Einsinnigkeit/Eindeutigkeit die Pluralität, die Offenheit des Werkes erzwingt. „verzweigte recourcen! verzwergte, meine ich"; wenig später folgt eine poetologische Reflexion: „ich möchte einen hallu-

10 Manuskript, vorgelegt von Klaus Kastberger im Rahmen der Innsbrucker Poetik-Vorlesung von F. Mayröcker. Vgl. MAYRÖCKER, FRIEDERIKE: *Reise durch die Nacht*. Frankfurt a. M. 1984.

zinatorischen stil schreiben", und am Ende der Seite, handschriftlich notiert, ein letztes Beispiel für die Bedeutung phonetischer Korrespondenzen: „Schlag- oder Schlangenanfall". Ein klassisches Beispiel für den „halluzinatorischen stil".

Ich kann mich hier nicht im Detail verstricken und möchte daher auch diese Passage nicht weiter interpretieren. Ich verweise stattdessen nur auf die Arbeiten von Klaus Kastberger, der sich intensiv (auch im Mayröcker-Archiv) mit der Textgenese dieses Buches *Reise durch die Nacht* beschäftigt hat, und auf die Dissertation von Helga Kasper: *Apologie einer magischen Alltäglichkeit*.[11]

Es scheint mir aber wichtig, hier festzuhalten, daß diese Form des Schreibens, die sich gegen jede Eindeutigkeit sperrt und immer bemüht ist, die wahrgenommene Welt und das wahrnehmende Subjekt zugleich sichtbar zu machen, daß diese Form des Schreibens, auch wenn sie alles in Schwebe zu halten scheint, in die ästhetische Dimension auch eine soziale Dimension miteinschließt. Auch das wäre an dem eben vorgeführten Beispiel schon festzumachen, in der von Goya (und im übrigen von Beckett, den Friederike Mayröcker immer wieder als Vorbild genannt hat) beeinflußten Identifikation mit dem Vagabundenhaften, mit dem Heruntergekommenen; und nicht zuletzt (um ein letztes Mal aus dem Typoskript zu zitieren) im „hang zum pedantischen chaos oder zur chaotischen pedanterie".

Mit den traditionellen Hütern der Ordnung hat Friederike Mayröcker nichts gemein. Auch nicht mit den selbsternannten Hütern der Weltordnung. So war es nur konsequent, kein Ausflug aus dem politischen Elfenbeinturm, nur eine Konsequenz ihres Schreibens, als sie, während des letzten Golf-Kriegs, im „Standard" die folgende offene Erklärung drucken ließ:

> ein beschämendes Faktum am Rande dieses beschämenden Krieges: ein Teil jener Menschen, deren Länder vom Golfkrieg bisher verschont geblieben sind, sitzen stundenlang vor den Fernsehapparaten und lassen sich den Krieg ins Wohnzimmer liefern, als Untermalung des Abendessens: eine Art Computerspiel in behaglicher häuslicher Atmosphäre.
>
> Der andere Teil jener Menschen, deren Länder vom Golfkrieg bisher verschont geblieben sind, in Berlin, San Francisco, London, Paris strömen auf die Straßen, demonstrieren gegen den Krieg, wie sie vor Ausbruch dieses Krieges, vergeblich, für den Frieden demonstriert haben, oder lassen weiße und schwarze Bettücher aus den Fenstern hängen.
>
> Diese Appelle blieben bisher ungehört, unbeachtet, unangenommen.

11 Vgl. vor allem den Sammelband von KASTBERGER, KLAUS und SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN: *In Böen wechselt mein Sinn*. Wien 1996 sowie KASPER, HELGA: *Apologie einer magischen Alltäglichkeit*. Eine erzähltheoretische Untersuchung der Prosa von Friederike Mayröcker anhand von *mein Herz mein Zimmer mein Name*. Innsbruck 1999.



> Ich bin bestürzt, verstört, destabilisiert, ich kann mich auf meine Arbeit kaum mehr konzentrieren. Ich möchte das Steuer herumreißen können, ich möchte, auch wenn meine Stimme nicht zählt, das sofortige Abbrechen dieses Krieges am Golf verlangen, dem ein sofortiger Waffenstillstand zu folgen hätte, und daß der UNO-Sicherheitsrat besonnene Vertreter der einander bekämpfenden Nationen zu Verhandlungen aufrufen möge.[12]

*DAS ZU SEHENDE, DAS ZU HÖRENDE*. Das Ich mischt sich ein, wobei es jedes Zusammengehen mit der Sprache der Öffentlichkeit sorgsam vermeidet. Die einzige Ordnung, die es gelten läßt, ist die eigene; und die ist „verwildert": „ich bin ja ein Philanthrop, Misanthrop, philanthropischer Misanthrop, misanthropischer Philanthrop, wer kann das verstehen, einmal das eine, einmal das andere, je nachdem, wie verwildert ich selber bin, wie verwildert ich mich selber fühle...", heißt es einmal in *mein Herz mein Zimmer mein Name*. Am wenigsten kann sich das Ich, dieser verwilderte Außenseiter, abfinden mit der Konformität, mit der Uniformität der unpersönlichen Massengesellschaft. Die Waffe dieses Ich ist seine Schreibaktivität, die Radikalität seiner Schreibarbeit: das Sich-Bewegen in der selbstgeschaffenen Welt, in der Kunst-Welt. „Ich war ein gottgeweihtes Kind", erläutert Friederike Mayröcker, „ich stand ja inmitten von Monets ‚Seerosen in Giverny'".[13] Die Kunst-Welt, in diesem Fall die *Seerosen*-Bilderserie, die Monet 1899 begonnen und der er sich 27 Jahre lang, bis zu seinem Tod, unaufhörlich gewidmet hat, die Kunst-Welt kann wesentlich tragfähiger sein als die platte Realität.

Die Kunst ermöglicht es deshalb auch, sogar wo alles dagegen spricht, Hoffnung zu schöpfen:

> **Proustparaphrase**
>
> und weil niemand zur Stelle ist, sagt Wilhelm, dem man seinen Schmerz anvertrauen kann, dem man wortlos ganz stumm geworden in die Augen blicken kann, um den Hals fallen kann, während man ohne Tränen einen Punkt anvisiert irgendwo in der Fremdheit des Horizontes, und weil nicht einmal ein verständnisvolles Haustier zugegen ist, dem man seinen Schmerz, diesen unstillbaren Quell nahebringen könnte, nimmt man Zuflucht zum Schreibheft und Stift, oder zur Tastenmaschine und ist sich im Verlaufe des Schreibens immer weniger sicher, ob gewisse Seufzer und Wörter tatsächlich getan und ausgesprochen, also niedergeschrieben oder nur imaginiert worden sind und keineswegs sicher, ob die innere Tränenflut gestillt und verwandelt werden könnte auf solche Weise, oder ob der Schmerz dieser Wunderquell sich anschickt, Menschenbild Figur und Gestalt anzunehmen also anfängt, sich zu verselbständigen, so daß man aufgefordert ist, ihn zu wiegen, zu trösten, zu stillen, was freilich die

12 In: *Der Standard* (Wien) 28.1.1991.

13 MAYRÖCKER, FRIEDERIKE: Manuskript zur Innsbrucker Poetik-Vorlesung. Vgl. das Gespräch zwischen Bodo Hell und Friederike Mayröcker in: *Magische Blätter II* (wie Anm. 3). S. 177-198.

Dinge vollkommen auf den Kopf zu stellen scheint, nämlich der Schmerz als Person, als fühlendes Wesen, für das man nun alle Zuwendung, deren man fähig ist, aufzubringen sich verpflichtet fühlt, wie man sie einem menschlichen Wesen zukommen lassen würde, welches in Not und Verzweiflung ist, und, immer noch spielend mit dieser verwirrenden Umkehrung der Dinge, setzt sich von neuem das Wissen um eine Sehnsucht nach irgendwelchen Haltepunkten durch, und man gräbt dieses Herz dieses Stromlinienherz wieder aus, *diese Gefühlsschäbigkeit*, diese Sucht, sich irgendwo festzukrallen, sich festzunesteln, sich festzusaugen, Religion oder Musik (erstaunlich auch, was die Religion alles hervorzubringen vermag: aus der Natur natürlich den Wind und die Wolken, das weiße Gespinst Spinnennetz vor dem Fenster so lichtdurchflutet, das tote Pfauenauge auf dem Pflaster der Straße, Wasserminze, sturmgerüttelte Rosenhäupter, Luftmaschen im Himmel: geklöppeltes Spitzenzeug weißer Rand einer Tischdecke, weißer Kometenschweif einer ins tiefe Kuppelblau gleitenden Flugmaschine, die *singende Säge* aus einem Baum *von irgend Vogelgesinde*, und gelbe Falter, die bis zur halben Höhe der riesigen alten Tannen und Fichten schwärmen, also die Schleuder-, die Tauchbewegungen des Mückenreigens im Abendschein, sie gehen dann aus der Abendsonne heraus, tanzen näher an den riesigen Stamm heran, in unruhig vibrierendem Schweben, also an feuchten Gräben der Blutweiderich, die violettblauen Blütenpyramiden Türme der Hoffnung, die Violett-Töne in der Natur eindringlicher als das Rosa des dornigen Hauhechel und Tausendgüldenkraut, der Feuersalamander, der bei strömendem Regen über den Weg kriecht, talabwärts, was weiterhin Regenwetter bedeutet, der Trost, sich am Abend mit Bier oder Wein zu sedieren, um wieder umgänglich zu werden, um überhaupt unter Menschen sein zu können, das Aufatmen bei einem Gewitter hinter dem geöffneten Fenster, die Pestbeulen des heiligen Rochus auf dem vergilbten Bild in der Kapelle, diese Karawane ungewöhnlicher Vögel die eine Wüste durchzieht undsoweiter, und was man für eine Hecke halten könnte, war den Sinnen nur abgerungen, denn unsere Sinne wollen nicht hinnehmen, was unser Verstand längst akzeptiert hat: DAS IST ERKANNT, DAS STEHT FEST, DAS GEHÖRT ZUM BASISWISSEN — also ist man überzeugt von der Wirkung, fragt nicht mehr nach den Ursachen), Gottseidank regnet es wieder, doch wir wissen nicht, was auf uns kommt, was auf uns zukommt: denn es ist nicht mehr so wie früher, unser Vertrauen in jegliches ist erschüttert, sagt Wilhelm, nämlich wir sind in den Lichtverfall geraten, nämlich wir fühlen, daß uns endgültig der Begriff der Zeit abhanden gekommen ist, Himmel oder Hölle wo werden wir landen, ist das ganze ein Hüpfspiel, weiß der Teufel ist der Hut wichtiger als das Hemd?

mit Fußtritten gegen die Wespen, die Kübelgüsse, der warme Sonnenschein, unausgesetztes Fiepen eines unsichtbaren Vogels in einem Busch, ein bißchen Krankheit des Pferdes, der Federsturz, man hat ja nicht immer gelebt wie ein Baum!, *und dann, sehen was kommt.*

Diese *Proustparaphrase*,[14] aufmerksamen Leserinnen und Lesern des Buches *mein Herz mein Zimmer mein Name* passagenweise wohl schon

14 Mayröcker, Friederike: *Magische Blätter IV.* Frankfurt a. M. 1995 (=edition suhrkamp 1954). S. 96 f.



vertraut, in dieser Form aber zuerst veröffentlicht 1995, verrät noch einmal die radikale Skepsis gegenüber jeder Form der Anpassung. Diese Skepsis äußert sich in der Sprache, im Verzicht auf jede herkömmliche Art und Weise zu erzählen, auch in der Unterlassung, die Anspielung auf den Verfasser des Gesellschaftsromans *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* wenigstens ein wenig zu erläutern. So wie der Text scheinbar mitten in einem Satz beginnt, so wird der Leser/die Leserin hineingerissen in eine Wort-Welt, in eine Kunst-Welt, in der alles flimmert, in der es nicht mehr möglich ist, sich an einer Figur, sich irgendwo sonst noch festzuklammern. Es geht, das immerhin scheint festzustehen, um den Schmerz, der den Anstoß gibt zu schreiben, sich in die Literatur zu stürzen, aber es geht auch um das Schreiben selbst. Und der „Schmerz" ist zugleich „Wunderquell", das Schreiben fördert also offensichtlich „spielend" die völlige „Umkehrung der Dinge". Es geht weiters um die Sehnsucht nach „Haltepunkten", die allerdings umgehend denunziert wird: „Diese Gefühlsschäbigkeit". Die Religion, traditionell Haltepunkt par excellence, erscheint im Zwielicht, und dann doch, „erstaunlich", wenn auch in Klammern, ausgerechnet als Mittelstück, als gehörte sie selbstverständlich ins Zentrum. Schließlich geht es darum, daß die Sinne nicht mehr bereit sind zu akzeptieren, „was unser Verstand längst akzeptiert hat". Was feststeht, steht doch nur scheinbar fest. Was scheinbar einander radikal entgegengesetzt ist, Himmel oder Hölle, gehört offensichtlich doch zusammen. — Worauf es ankommt, auch für die Leserin/den Leser: nicht hinzunehmen, was ist, vielmehr die Augen offen zu halten, Widerstand zu üben, in Bewegung zu bleiben; „man hat ja nicht immer gelebt wie ein Baum!" — man könnte auch leben wie ein Löwe, und dann, trotz allem, was Schmerzen verursacht, Zuversicht gewinnen, „sehen was kommt".

Ich möchte nicht schließen, ohne einen Hinweis gegeben zu haben auf den jüngsten Prosaband von Friederike Mayröcker, *Lection*.[15] Ein Buch, das dazu einlädt, immer wieder kreuz und quer darin zu lesen.

Alle vertrauten Formen der Prosa weit über Bord werfend, reiht Friederike Mayröcker in einer nur ihr eigenen, unverwechselbaren, unnachahmbaren Manier ein Momentbild ans andere; „das ist ein Gestrüpp, lieber Leser", heißt es denn auch einmal ziemlich am Anfang, aber es ist in Wahrheit eine höchst kalkulierte fortlaufende, prinzipiell nie abschließbare Transkription von Bewußtseinszuständen und Bewußtseinsentwicklungen, die Friederike Mayröcker hier vorlegt, ein Buch, in dem Detailgenauigkeit und damit Glaubwürdigkeit über allem stehen: „Denn das Schreiben, geliebter Leser müssen Sie wissen, setzt das Gemüt mit seinen gemachten Revolutionen, freien Vorstellungen, feurigen Ausdrücken und

15 Mayröcker, Friederike: *Lection*. Frankfurt a. M. 1994.

anderen bunten Verästelungen in Sehnen / Unruh / Glut und Lüsternheit, es nimmt den Kopf ganz *als in Arrest*". Alles, was in dem so arretierten Kopf zusammenkommt, Angelesenes (nebenbei: die schönsten Lektürevorschläge!) wie Erlebtes, Angst, Wißbegierde, alles was da seinen Platz behauptet, wird aufgeschrieben, in einem Bewußtseinsstrom festgehalten, der kein formales Prokrustesbett kennt. Nur das Kalkül der Autorin sorgt für Organisation: Der Strom soll nämlich nicht die Gefühle überschwemmen oder an vorbestimmtes Land spülen, vielmehr den Leser/die Leserin mitreißen, in eine „strömende Verfassung" bringen und endlich auch dazu, sich selbst auf „Geisteszerreißproben" einzulassen.

Das Spiel mit der Sprache ist alles andere als Spielerei, es ist Ausdruck des Bemühens, in der Veränderung der Wörter die Veränderung des Lebens vorwegzunehmen, denn der Stillstand des Lebens wäre der Tod; „ich möchte mich des Todes erwehren", schreibt Friederike Mayröcker, „ich schreibe vielleicht vor allem um mich des Todes zu erwehren, also ich schreibe gegen meinen Tod an". — Keine ganz leichte Lektüre, aber die denkbar fesselndste.

*Endre Hárs (Szeged)*

# Die Singularität der literarischen Lektüre

## Entwurf eines methodenkritischen Lektüre-Begriffs[1]

> *Überall freilich geht diese Annahme, die ich Ihnen hier vortrage, aus von dem einen Grundsachverhalt: daß das Leben, so lange es in sich selbst beruht und aus sich selbst verstanden wird, nur den ewigen Kampf jener Götter miteinander kennt, — unbildlich gesprochen: die Unvereinbarkeit und also die Unaustragbarkeit des Kampfes der letzten überhaupt möglichen Standpunkte zum Leben, die Notwendigkeit also: zwischen ihnen sich zu entscheiden.*
>
> (Max Weber)

### 1. Problemaufriß. Fragen einer Disziplin

Die methodologischen Überlegungen, die im folgenden dargestellt werden, haben die Aufgabe, den Vorschlag eines etwas ungewöhnlichen Umgangs mit literarischen Texten zu unterbreiten. Zugleich soll dafür argumentiert werden, die Begrenztheiten und die Freiheiten dieser Art des Umgangs mit Literatur als positive Resultate des gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Diskurses zu betrachten, dessen Fragestellungen auf eine wissenschaftsgeschichtlich verortbare Legitimationskrise der Literaturwissenschaft zurückgehen. Über die Natur dieser Legitimationskrise der Literaturwissenschaft hat Hans Ulrich Gumbrecht aufschlußreiche Thesen aufgestellt. In seinem Aufsatz *Who is Afraid of Deconstruction?* schreibt er folgendes:

> Die **Genese der Literaturwissenschaft** im frühen 19. Jahrhundert läßt sich [...] in unmittelbaren Zusammenhang mit den Schwierigkeiten rücken, denen das historische Denken seit der Aufklärung durch den an rein anthropozentrisches Denken geknüpften Erwartungsdruck ausgesetzt war. Und die — seit dem frühen 20. Jahrhundert nicht zu einer Lösung gebrachte — **Krise der Literaturwissenschaft** ist eine Folge jener Konsequenzen, mit denen das späte 19. Jahrhundert auf die Bewußtwerdung der Krise des historischen Denkens geantwortet hatte.[2]

---

1 Die Gelegenheit zu diesem Aufsatz ergab sich während eines Göttinger Forschungsaufenthalts, den mir das Roman Herzog-Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung ermöglichte.

2 Gumbrecht, Hans Ulrich: *Who is Afraid of Deconstruction?* — In: Fohrmann, Jürgen; Müller, Harro (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/M: Suhrkamp 1988. S. 95-113, 98. — Hervorheb. im Original.

Nach dieser historischen Verortung verbindet sich die Disziplin Literaturwissenschaft bereits in ihrer Genese mit Problemen, die das historisch-teleologische Denken des 19. Jahrhunderts mit hervorgebracht hat. Sie hat nach Gumbrecht die Literatur als eine „Kommunikationsform" zu ihrem Gegenstand, deren Funktion es ist, einen Hiat zu überbrücken, „der sich zwischen dem vom [bürgerlichen, E.H.] Staat produzierten und verbreiteten **offiziellen Wissen** und den **Alltagserfahrungen** der Staatsbürger auftat".[3] Die Notwendigkeit der Literaturwissenschaft wird auf der Grundlage einer „Vermischung von ästhetischem Wert und (historischem oder anthropologischem) Erkenntniswert der Literatur"[4] auf die Überzeugung gegründet, daß die Literatur sowohl für die menschliche Natur als auch — durch ihre Geschichte — für die menschliche Geschichte (im einzelnen für die Nationalgeschichten) repräsentativ ist, und daß ihr Konsum — sowie ihr professionelles Studium und ihre Archivierung — zu einem besseren, ja zu einem anders nicht erwerbbaren Verständnis historischer Entwicklung beiträgt.[5]

Die Bewußtwerdung der Krise des erkenntnistheoretischen und erkenntnispraktischen Paradigmas und damit der anthropologischen und geschichtsphilosophischen Fokussierungen der Aufklärungsepoche soll nach Gumbrecht der Literaturwissenschaft die unhinterfragten Entstehungsprämissen entzogen haben. Die Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts mit ihren zahlreichen konkurrierenden (und bis heute nicht zu Ende gekommenen Neu-) Ansätzen betrachtet er als eine Hervorbringung dieses Entzugs von vorbewußten Prämissen, als Produkt der Nötigung, die Funktion der Literatur wie auch der Literaturwissenschaft neu zu definieren. Angesichts dieser Sachlage spricht Gumbrecht über die „Double-bind-Situation" heutiger Literaturwissenschaft. Sie besteht in der problematisch gewordenen — aber immer noch bestehenden — „Doppelverpflichtung der Disziplin", einerseits außerwissenschaftliche Lektüre zu initiieren, d.h. „zu einem den Alltag transzendierenden, in letzter Instanz 'wirklichen' Wissen über 'den Menschen' oder 'die Nation'" hinzuführen, andererseits aber auch „'Literatur' mit wissenschaftlichen Ansprüchen zu interpretieren".[6] Da das heutige Selbstverständnis der Literaturwissenschaft als Wissenschaft sich von der Vermittlungs- und Wegweiserfunktion wie auch vom Wissenschaftsbild der Literaturwissenschaft des 19. Jahrhunderts absetzt, die berufliche Sozialisierung von Literaturwissenschaftlern und

3 Ebd. S. 98. — Hervorheb. im Original.

4 Ebd. S. 100.

5 Über die „Kompensationsrolle der Geisteswissenschaften" vgl. MARQUARD, ODO: *Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften*. In: Ders.: *Apologie des Zufälligen*. Philosophische Studien. Stuttgart: Reclam 1986. S. 98-116, 99, 100.

6 GUMBRECHT, HANS ULRICH: *Who is Afraid of Deconstruction?* S. 110.



die Struktur literaturwissenschaftlicher Institute hingegen immer noch alte Schemen und Erwartungen konservieren, sehen sich Literaturwissenschaftler heute zwei Ambivalenzen ausgesetzt: Die erste besteht darin, „daß man uns ganz selbstverständlich als 'Literatur-Fans' **und** als Verwalter oder 'Produzenten' eines höheren Wissens über Literatur ansieht",[7] die zweite aber darin, daß während „[d]ie Tradition und der gesellschaftliche Stellenwert unserer Disziplinen [...] uns [verpflichten], forschend 'letztgültige' Wahrheiten über '**die** Geschichte' und '**den** Menschen' zu erfahren und diese lehrend zu vermitteln", „gerade die Bemühung der Wissenschaften, dieser Verpflichtung und dieser Erwartung zu genügen, zu der — sozusagen 'höheren' — Erfahrung geführt [hat], daß wir 'letztgültige' Einsichten weder in analytischer Tiefe noch in historischer Zukunft ausmachen werden"[8].

Für die nachfolgenden methodologischen Überlegungen ist die zweite Ambivalenz gegenwärtiger Literaturwissenschaft von besonderer Relevanz: „Die zweite Parallele zur double-bind-Struktur" — schreibt Gumbrecht — „liegt also darin, daß wissenschaftliche Reflexion zu der Konsequenz führt, unsere Sinnangebote als subjektive zu präsentieren (oder zu schweigen), während doch gerade Wissenschaftler (wie der Titel 'Professor' erweist) zum Sprechen und zur Ermittlung objektiven Sinns verpflichtet sind".[9] Angesichts dieser Ambivalenz möchte ich auf Ansätze zurückgreifen, die in ihren Vorschlägen zur Textinterpretation dieses Problem ernsthaft reflektieren und umsetzen und die deshalb dazu verhelfen können, die Ansprüche von Textarbeit auf institutionelle Wissenschaftlichkeit einerseits und sachgerechte (selbstkritische) Wissenschaftlichkeit andererseits auszubalancieren. Im Lektürebegriff, der im folgenden zu markieren ist, geht es mir keineswegs um die Gewinnung einer Methode, die sich von gewöhnlichen Praktiken der Textanalyse abheben würde. Es geht in erster Linie um eine methodologische Eingrenzung des Anspruchs der literaturwissenschaftlichen Lektüre literarischer Texte. Sie wird dem Umgang mit Texten gewisse Möglichkeiten abschneiden — nicht zuallerletzt wird sie aber ein theoretisch begründetes Betätigungsfeld der Interpretation eröffnen, auf dem die literaturwissenschaftliche Anstrengung (immer noch) möglich und (immerhin) sinnvoll ist. Der Grund dafür, daß hier aus dem reichen Angebot von Interpretationstheorien vorzüglich hermeneutische und dekonstruktivistische Ansätze herausgegriffen werden, liegt mithin darin, daß ihre Fragestellungen — wie auch ihre Kontroversen — der von Gumbrecht beschriebenen systematischen

7 Ebd. S. 110. — Hervorheb. im Original.

8 GUMBRECHT, HANS ULRICH: *Who is Afraid of Deconstruction?* S. 111. — Hervorheb. im Original.

9 Ebd. S. 111.

wie auch historischen Situation der Literaturwissenschaft in besonderem Maße Rechenschaft widerfahren lassen, Dieser Auffassung ist das vorliegende Konzept ebenfalls verpflichtet.

## 2. Grenzen des Verstehens. Historische Grundlagen und gemeinsame Interessen von Hermeneutik und Dekonstruktion

Das in diesem Rahmen interessierende Dilemma könnte in hermeneutischer Färbung folgendermaßen vorweggenommen werden:

> Wie kann man einerseits der fundamentalen Tatsache gerecht werden, daß Sinn, Bedeutung und Intention — die semantischen Fundamente jedes Bewußtseins — sich nur in einer Sprache, einer sozialen, kulturellen und ökonomischen Ordnung, bilden können (in einer **Struktur**)? Wie kann man andererseits den fundamentalen Gedanken des neuzeitlichen Humanismus retten, der die Würde des Menschen an den Gebrauch seiner Freiheit bindet und nicht duldet, daß man der faktischen Bedrohung menschlicher Subjektivität durch den Totalitarismus der Regelsysteme und sozialen Codes moralisch Beifall spendet?[10]

In einem dekonstruktivistisch gefärbten Vokabular kann dieselbe Frage etwa so formuliert werden: „Wie also lesen, ohne Identität, Homogenität, Präsenz, Kohärenz und Totalität zu prämieren und ohne zu behaupten, dem Text käme Sinn, ein Sinn zu, und der wäre aufzulesen?"[11] Beiden Fragestellungen ist gemeinsam, daß sie die Notwendigkeit bzw. Unhintergehbarkeit von Sinnproduktion (die in unserem Fall auf das Lesen von Texten bezogen wird) ungeachtet der Aporien anerkennen. Diese Feststellung scheint freilich auf den ersten Blick hermeneutische Selbstverständlichkeiten zu tautologisieren und dekonstruktivistische Radikalismen zu unterbieten. Eine Darlegung hermeneutischer Radikalismen und dekonstruktivistischer Positivitäten kann aber ihre Berechtigung erweisen und sie weiter präzisieren.

Die grundlegende Gemeinsamkeit zwischen Ansätzen der (sich von Heideggers ontologischer Wendung der Hermeneutik herleitenden) Gadamerschen und der Nach-Gadamerschen Hermeneutik bzw. der (französisch-amerikanischen) Dekonstruktion[12] besteht in ihrem Problemfeld:

10 Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt/M: Suhrkamp 1984. S. 12. — Hervorheb. im Original.

11 Müller, Harro: *Hermeneutik oder Dekonstruktion?* Zum Widerstreit zweier Interpretationsweisen. — In: Bohrer, Karl Heinz (Hg.): *Ästhetik und Rhetorik.* Lektüren zu Paul de Man. Frankfurt/M: Suhrkamp 1993. S. 98-116. S. 98.

12 Mit der verallgemeinernden Verwendung von „(französisch-amerikanische) Dekonstruktion" verzichte ich auf die Unterscheidung von 'Poststrukturalismus' und 'Dekonstruktion'. Statt dessen halte ich es mit der Gewohnheit, die zwei Begriffe „annähernd bedeutungsgleich" zu nehmen. Hawthorn, Jeremy: *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie.* Ein Handbuch [*A glossary of contemporary literary theory*]. Übers. von Waltraud Kolb. Tübingen; Basel: Francke 1994. S. 249.



Ungeachtet ihrer großen theoretischen und thematischen Streubreite widmen beide der Sprachlichkeit menschlichen Verstehens ihre besondere Aufmerksamkeit; beide bestreiten die Berechtigung einer „konventionalistischen" Auffassung der Sprache als bloßen Verständigungsmittels und bekräftigen „den Verlust einer in Vernunftbegriffen durchgängig ausgelegten Welt".[13] Ihnen geht es nicht darum, die Verlustseite der unhintergehbaren Sprachlichkeit menschlicher Erkenntnis (etwa die Preisgabe von unproblematischer Objektivität und von vorgängigen Wertstrukturen) durch zunehmende Rationalisierung und Begrenzung von Akzeptanz auszugleichen (oder, was dasselbe ist: methodisch zu **erfassen**),[14] sondern eher darum, die Unhintergehbarkeit sowie die Konstitutivität der Sprachlichkeit vor dem Hintergrund einer Neubestimmung des Wissenschaftsbegriffs in einem produktiven Gegensatz von sprachlicher Defizienz und Effizienz zur Entfaltung zu bringen, ohne dabei 'letzte Konsequenzen' ziehen oder in Banalitäten verfallen zu müssen. Dies hat einerseits in kritischer Zuwendung zur Theorie und zur Philosophie die Infragestellung all jener Theoreme und Philosopheme zur Folge, die der Sprache vorgängige, ihr äußerliche Entitäten voraussetzen, seien diese als 'Subjekt' ('Identität', 'Wille', 'Reflexion'), 'Vernunft' oder 'Transzendenz' (jeglicher Art), oder als der Sprache inhärente 'Struktur' auf den Begriff gebracht. Auf Texte wiederum, und damit auch auf die Literatur bezogen, ist demnach jede Art „Inhalt", „Intention", „Autor-(sowie Leser-)Subjekt" der Sprachlichkeit ausgeliefert. Und es hat andererseits die problematische — durch- und durchargumentierte, aber niemals **überzeugende** — Abwendung von eingeübten Prinzipien der Wissenschaftlichkeit, von der historischen Arbeitsteilung der Wissenschaften wie auch vom Selbstbild einer nach Art der Naturwissenschaften rationalisierbaren und außerdisziplinär durch diese Rationalisierbarkeit vertretbaren Geisteswissenschaft zur Folge.

## 3. Wesensmerkmale der „Singularität" der literarischen Lektüre

Aus dem nur flüchtig abgesteckten Theoriefeld sollen nun im folgenden interpretationstheoretische sowie -technische Ansatzpunkte extrapoliert werden, die einen pragmatischen Betätigungsbereich der Textanalyse erschließen. Im Rahmen dieser Überlegungen möchte ich einige Problem-

13 Frank, Manfred: *Die Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache.* Das Gespräch als Ort der Differenz von Neostrukturalismus und Hermeneutik. — In: Forget, Philippe (Hg.): *Text und Interpretation.* Deutsch-französische Debatte mit Beiträgen von J. Derrida, Ph. Forget, M. Frank, H.-G. Gadamer, J. Greisch und F. Laruelle. München: Fink 1984. S. 181-213, 186.

14 Vgl. dazu Marquard, Odo: *Zur Diätetik der Sinnerwartung.* Philosophische Bemerkungen. — In: Ders.: *Apologie des Zufälligen.* Philosophische Studien. Stuttgart: Reclam 1986. S. 33-53, 35.

bereiche unter zunehmender Fokussierung auf einen literaturwissenschaftlich eingegrenzten Lektürebegriff weiter präzisieren, um schließlich zum Entwurf eines eigenen Interpretationsmodus zu kommen. In einem ersten Schritt diskutiere ich das Problem der **Temporalität** (a), deren Folgen für die Lektüre dann in drei Zusammenhängen behandelt werden: in bezug auf die Geschlossenheit des Sinnes (b), als Kritik des **Reflexion**smodells bzw. einer daraus resultierenden Raummetaphorik des Lektürebegriffs (c), und in Bezug auf die **Stellung des verstehenden Subjekts** (d). Nach einer anschließenden Präzisierung des **Singularitätsbegriffs** (e) versuche ich dann unter Rückgriff auf die '**Singularität der Lektüre**' zu einem Kompromiß zu gelangen, der den theoretisch-methodologischen Vorbehalten gerecht wird, ohne dabei die Praktizierbarkeit von Textanalyse überhaupt einbüßen zu müssen (f). Schließlich beziehe ich die Thesen der Arbeit in einer kurzen kritischen Reflexion auf diese selbst (g).

### a) *Das Temporalitätspostulat*

In Hinsicht auf die Temporalität des Seinsverständnisses scheinen Dekonstruktion und philosophische Hermeneutik ungeachtet ihrer unterschiedlichen Annäherung an das Problem gleichermaßen die Ansicht zu vertreten, daß man sich nicht über den dauerhaften Wechsel, über die *physis* und die *kinesis* erheben kann, in denen sich „faktische Existenz" seit je „wälzt".[15] Diese Ansicht schlägt sich auch in ihren Konzepten des Textverständnisses nieder. Gadamers These, daß die Auslegung kein „zum Verstehen nachträglich und gelegentlich hinzukommender Akt", sondern das „Verstehen immer Auslegung, und Auslegung [...] daher die explizite Form des Verstehens"[16] sei, wird von ihm zusätzlich noch durch den Begriff der „Anwendung des zu verstehenden Textes auf die gegenwärtige Situation des Interpreten"[17] ergänzt und damit endgültig verzeitlicht. Die „explizite Form des Verstehens" eines Textes mag zwar ihrerseits in schriftlicher (wenn auch 'wissenschaftlicher') Form überliefert werden, sie wird aber ebenfalls für immer der jeweiligen interpretatorischen (wenn auch 'wissenschaftlichen') Gegenwart verhaftet bleiben, die sie erst hervorbringt, und die sich — wiederum schriftlich überliefert — auch nur als „zu verstehende[r] Text" eines Verstehensaktes zu einer anderen ('wissenschaftlichen') „Anwendung" auf die jeweils gegenwärtige Situation ihrer Interpreten zur Verfügung stellt. Das Gesprächsmodell Gadamers, das er

15 Caputo, John D.: *Radical Hermeneutics*. Repetition, Deconstruction, and the Hermeneutic Project. Bloomington; Indianapolis: Indiana University Press 1987. S. 1.

16 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 5. Auflage Tübingen: Mohr 1986. S. 312.

17 Ebd. S. 313.



dem Verstehensakt zugrundelegt, impliziert diese zeitliche Verschiebung insofern, als es im „hermeneutischen Gespräch"[18] keinen Platz für Dritte erkennt. Die Auslegung eines bestimmten literarischen Textes und die Lektüre einer anderen Auslegung — sogar der eigenen Auslegung — desselben Textes etwa sind *zwei* unterschiedliche „Gespräche", die — auch wenn sie in zeitlich-pragmatischer Nähe zueinander stehen — freilich nicht dieselbe Anwendung im Gadamerschen Sinne darstellen.[19]

Unter diesem Aspekt stellen auch jene berühmten Lektüre-Ketten, die die 'Dekonstrukteure' übereinander produziert haben — man denke etwa an Barbara Johnsons Kritik an Derridas Kritik an Lacans Poe-Interpretation,[20] oder aber an Paul de Mans Lektüre von Derridas Rousseau-Interpretation[21] —, nur Gleichnisse der Verzeitlichung dar, die die hermeneutische Sinnproduktion und -zersetzung zu einem unabschließbaren Prozeß verwandelt, und die nicht nur die Bezugnahme auf frühere Lektüren und Texte, sondern auch die Konsistenz jedes einzelnen Verstehensaktes in sich destabilisiert. Diesem Sachverhalt wird auch Wolfgang Isers rezeptionsästhetisches Modell gerecht, indem es die Gegenständlichkeit des Textes zu nicht-identischen „Erscheinungsweisen im stromzeitlichen Fluß der Lektüre" verwandelt.[22] An dem Punkt freilich, wo Iser die gegenständliche Grundlage dieses Phänomens im durch das „Textrepertoire" fiktionaler Texte gesicherten „perspektivischen System des Textes"[23] festmacht, hebt er sich von der in hermeneutisch-dekonstruktivistischen Ansätzen hervorgehobenen Vormachtstellung der Lektüre gegenüber dem Text wesentlich ab.

### b) *Die Sinnfrage*

Einen wunden Punkt stellt freilich angesichts dieser Einsichten die Frage dar, wie die Möglichkeit von Sinnkonstitution überhaupt beurteilt wird.

18 Ebd. S. 391.

19 Ebd. S. 303.

20 Vgl. Lacan, Jacques: *Le séminaire sur „La lettre volée"*. — In: *Le Psychoanalyse 2*. S. 1-44; Derrida, Jacques: *Le facteur de la vérité*. — In: *Poétique 21*. S. 96-147.; Johnson, Barbara: *The Frame of Reference: Poe, Lacan, Derrida*. In: Dies.: *The Critical Difference*. Essays in the Contemporary Rhetoric of Reading. Baltimore; London: The Hopkins University Press 1978. S. 110-146.

21 Vgl. Derrida, Jacques: *Grammatologie* [*De la Grammatologie*]. Übers. von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt/M: Suhrkamp 1983. S. 171-541.; de Man, Paul: *Die Rhetorik der Blindheit: Jacques Derridas Rousseauinterpretation* [*The Rhetoric of Blindness: Jacques Derrida's Reading of Rousseau*]. — In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Blasius. Frankfurt/M: Suhrkamp 1993. S. 185-230.

22 Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. 3. Auflage München: Fink 1990. S. 178.; Vgl. noch S. 182 f.

23 Ebd. S. 162 f. Vgl. noch S. 114 ff.

Aus der Zeitlichkeit der Sinnkonstitution folgt nicht, daß der „Nicht-Sinn, der bei der Entstehung von Sinn am Werk ist“[24], anders denn als privativ nachweisbar oder nachzuweisen wäre. Weil jede Lektüre, Formulierung, Aussage Sinn herstellt, läßt sich der die Sinnkonstitution ermöglichende „Nicht-Sinn“ nur **sinnvoll** denken, nicht aber als solcher aufzeigen. Die „Erfahrung der Verzeitlichung an der Sprache“ vermag zwar „den endgültig etablierten Sinn in seiner Endgültigkeit“[25] zu destabilisieren. Der „Vorgriff auf eine Totalität“[26] totalisierender Interpretationen darf dabei aber nicht mit der in der Zirkelstruktur des Verstehens begründeten Voraussetzung des „Vorgriff[s] auf Vollkommenheit“[27], der Ausrichtung des Verstehens auf Sinn überhaupt gleichgesetzt werden. Wenn man mit ‘Sinn’ die Bestrebung einer Interpretationspraxis meint, „ästhetische Fülle als Selbstzweck anzuerkennen“[28], so ist das der Punkt, dem gerecht zu werden die dekonstruktive Lektüre sich weigert, oder an dem sich die dekonstruktivistische Kritik anschickt, „den subtilen, mächtigen Effekten von Differenzen nachzugehen, die in der Illusion einer binären Opposition bereits am Werk sind“[29]. Ist aber mit ‘Sinn’ nur ‘Verstehen’ gemeint, so ist es sinnlos, nach der Ausschaltung dieses Sinnes zu trachten, noch sinnloser aber, eine Text- und Lektürepraxis ohne Sinnkonstitution vorzustellen. Die notwendige und unvermeidbare Konstruktivität von Sinnherstellung wird in der dekonstruktivistischen Argumentation keineswegs geleugnet oder außer Kraft gesetzt. Sie wird als notwendig erkannt und als solche „strategisch“[30] eingeklammert. Diese Einklammerung (oder deren Manifestierung) kann verschiedene Formen annehmen, auf verschiedenen Prämissen beruhen, ja diesen gelegentlich — aus wiederum „strategischen“ Gründen — auch **nicht** entgegenkommen. Grundsätzlich beruht

24 Wellbery, David. E.: *Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs*. Eine Glosse zur Diskussion um den Poststrukturalismus. — In: Hempfer, Klaus W. (Hg.): *Poststrukturalismus — Dekonstruktion — Postmoderne*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1992. S. 161-169, 166.

25 Wellbery, David E.: *Interpretation versus Lesen*. Posthermeneutische Konzepte der Texterörterung. — In: Danneberg, Lutz; Vollhardt, Friedrich (Hg.): *Wie international ist die Literaturwissenschaft?* Methoden- und Theoriediskussionen in den Literaturwissenschaften: kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950-1990). Stuttgart; Weimar: Metzler 1996. S. 123-138, 131.

26 Ebd. S. 131.

27 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. S. 299.

28 Culler, Jonathan: *Dekonstruktion*. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie [*On Deconstruction*. Theory and Criticism after Structuralism]. Aus dem Amerikanischen von Manfred Momberger. Reinbek: Rowohlt 1988. S. 272.

29 Ebd. S. 273.

30 Majetschak, Stefan: *Radikalisierte Hermeneutik*. Zu einigen Motiven der semiologischen Metaphysikkritik bei Jacques Derrida. — In: *Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft*. 1993. S. 155-171, 171.



sie aber auf dem nachträglichen Widerruf, ja auf der in **inszenierter** Gleichzeitigkeit verharrenden Aporie der Aussagestruktur.

Sinn als Verstehen stellt einen Vorgriff auf einen Sinn dar, der in dieser Vorgrifflichkeit verharrt und sich weder aus vergangenem noch aus zukünftigem Sinnversprechen in die Präsenz des Sinnes zu verwandeln vermag. Sinn als Glaube an einen endgültigen Sinn beruht hingegen auf einem Atemporalitätspostulat, das „eine transzendierende Wahrnehmung, Anschauung oder Erkenntnis“[31] (auch von Literatur) voraussetzt und insofern indiskutabel ist, als auch das Temporalitätspostulat nur eine indiskutable „letzte weltanschauungsmäßige Grundposition“[32] darstellt.

Geht man vom „transzendentale[n] Argument“[33] des Temporalitätspostulats bzw. von seinen Folgen für die Sinnfrage aus, so ist es irreführend zu sagen, daß die Lektüre — wie es bei Wellbery über das „posthermeneutische Lesen“ heißt — „den Text als Hiat des Sinnes“ begreift, „der die Sinnkonstitution allererst möglich, ihr gänzliches Gelingen (ihre teleologische Abrundung) jedoch unmöglich macht“.[34] Die Lektüre selbst kann den Text schwerlich als „Hiat des Sinnes“ **begreifen**, und diesen zur Darstellung kommen lassen. Sie mag zwar von einer solchen textontologischen Prämisse ausgehen, sie kann aber ihrerseits nur die „Fältelung“ der Sinnproduktion in Szene setzen — ein „Hiat des Sinnes“ wird ja überhaupt erst in ihr mitproduziert. Ob „textontologisch auslegbare Aussagen“[35] über die Dekonstruktivität von Texten überhaupt machbar sind, ohne Gefahr zu laufen, das transzendentale Argument durch die eigene Aussageform zu widerlegen, sei hier dahingestellt.[36] Sicherlich ist es aber

31 de Man, Paul: *Die Rhetorik der Blindheit*. S. 190.

32 Weber, Max: *Wissenschaft als Beruf*. — In: Ders.: *Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919*. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe Bd. I/17. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter i. Z. mit Birgitt Morgenbrod. Tübingen: J. C. B. Mohr 1994. S. 1-23, 19; Vgl. Panajotis Kondylis (1986) 37.

33 Müller, Harro: *Hermeneutik oder Dekonstruktion?* S. 108. Müllers Meinung dazu vgl. unten.

34 Wellbery, David E.: *Interpretation versus Lesen*. S. 137.

35 Müller, Harro: *Hermeneutik oder Dekonstruktion?* S. 108.

36 Wenn man — wie Geoffrey Bennington formuliert — die Hierarchie von Präsenz und Abwesenheit nur umkehrt und letztere im Verhältnis zur ersteren denkt, ja überhaupt immer, wenn man die eine gegen die andere ausspielt, verfällt man wiederholt derselben „logozentrischen Begrenzung“[Derrida, Jacques: *Semiologie und Grammatologie*. Gespräch mit Julia Kristeva. Übers. von Dorothea Schmidt und Astrid Wintersberger. In: Engelmann, Peter (Hg.): *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. S. 140-164. Stuttgart: Reclam 1990. S. 161.]. Diese gehört aber zur „Ordnung der Vernunft und des Sinnes selbst“, zur „Ordnung des *logos* — und ihr entgeht man nicht so leicht, wie jene glauben mögen, die ihr überstürzt das Unbewußte oder die Materie [...], ja den Wahnsinn [...] oder selbst das (den) andere(n) [...] entgegenhalten“[ Bennington, Geoffrey: *Jacques Derrida. Ein Portrait von Geoffrey Bennington und Jacques Derrida* [*Jacques Derrida/ par Geoffrey Bennington et Jacques Derrida*]. Aus dem Französischen von Stefan Lorenzer. Frankfurt/M: Suhrkamp 1994. S. 25.].

höchst problematisch, die Lektüre selbst so zu beschreiben, als ob sie imstande wäre, dem Sinnhaften zu entgehen und eine absolute Negativität von Sinn hervorzukehren. Die Ablehnung von „Sinnteleologie" als dem Glauben an eine totalisierende Perspektive kann eine „Teleonomie" des Sinnes nicht außer Kraft setzen, deren metaphorischer Gebrauch — ist sie doch ursprünglich ein Begriff der Biologie, insbesondere der Evolutionstheorie[37] und der Ethologie[38] — in diesem Zusammenhang die „Zielgerichtetheit" von der „Zielintendiertheit"[39] des Verstehens absetzt. Sinn als Verstehen stellt eine teleonomische Kognitionsleistung dar, der als einer „endlich-menschliche[n] Auffassungsfähigkeit"[40] immer etwas zugänglich wird, was jedoch niemals mit der Einheit des Sinnes zusammenfällt.

### c) *Kritik des Reflexionsmodells*

Mit Hilfe dieses Sinnverständnisses lassen sich einige, den eigenen Voraussetzungen widersprechende dekonstruktivistische Versuche und Formulierungen ihrer falschen Schlüsse überführen. Die Vorstellung über die Darstellung von „Nicht-Sinn", die häufig als Dekonstruktivität *par excellence* verstanden wird, basiert auf der bewußten oder unbewußten Heranziehung verschiedener Reflexionsmodelle. Die Anhänglichkeit dekonstruktivistischer Argumentationen bezüglich des Textbegriffs treibt oft Metaphorisierungen hervor, die wörtlich genommen zu fälschlichen Personifizierungen des Textes führen können. Es klingt paradox, wenn de Man die Literarizität — d.h. aber auch, die Dekonstruktivität literarischer Texte — darin erblickt, daß der Text „implizit oder explizit seinen eigenen rhetorischen Modus und seine mögliche Fehldeutung als Korrelat seines rhetorischen Charakters, seiner 'Rhetorizität' vorwegnimmt".[41] Von dieser Vorstellung einer Art Selbsttransparenz des Textes nimmt de Man immerhin viel zurück, wenn er die Dekonstruktion des Textes an sich selbst nicht im „Synchronismus der visuellen Wahrnehmung" der Doppelstruktur festmacht, sondern in der „Sukzession diskontinuierlicher Momente", welche „die Fiktion einer repetitiven Zeitlichkeit erzeugt".[42] So werden Selbst-Dekonstruktionen zu „Erzählungen": Rousseaus in diesem Sinne

37 Vgl. Küppers, Bernd-Olaf: *Der Ursprung biologischer Information*. Zur Naturphilosophie der Lebensentstehung. München; Zürich: Piper 1986. S. 33 f.

38 Vgl. Lorenz, Konrad: *Vergleichende Verhaltensforschung*. Grundlagen der Ethologie. Wien u.a.: Springer 1978. S. 8-10.

39 Wright, Georg Henrik von: *Erzählen und Verstehen* [*Explanation and Understanding*]. Aus dem Englischen von Günther Grewendorf und Georg Meggle. Frankfurt/M: Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag 1974. S. 63.

40 Majetschak, Stefan: *Radikalisierte Hermeneutik*. S. 168.

41 de Man, Paul: *Die Rhetorik der Blindheit*. S. 221.

42 Ebd. S. 215f.



repräsentativen Texte „sind die melodische, musikalische, sukzessive Projektion eines einzigen Moments von radikaler Widersprüchlichkeit — des Gegenwärtigen oder Anwesenden — auf die zeitliche Achse einer diachronen Erzählung".[43]

Noch problematischer klingt die Heranziehung des Reflexionsparadigmas bei der Beschreibung der Dekonstruktivität, wenn der auch bei de Man konstitutive temporale Faktor ganz und gar weggelassen wird. J. Hillis Miller behauptet zum Beispiel, daß

> [t]he heterogeneity of a text (and so its vulnerability to deconstruction) lies rather in the fact that it says two entirely incompatible things at the same time. Or rather, it says something which is capable of being interpreted in two irreconcilable ways. It is 'undecidable'. One way is referential (there is an origin), and the other the deconstruction of this referentiality (there is no origin, only the freeplay of linguistic substitution).[44]

Wenn die Dekonstruktion etwas ist, was „der Text bereits, in jedem Fall anders, an sich selbst durchgeführt hat",[45] unterscheidet sie sich kaum noch von den Voraussetzungen einer „die Vieldeutigkeit von Texten" etablierenden „liberalen Hermeneutik"[46] — obwohl im Fall der Dekonstruktion, wie Wellbery — und in Kontroverse zur „liberalen Hermeneutik" auch Frank — beteuert, „von einer Polysemie [...] keine Rede sein" darf.[47] Diese, gelegentlich auch von de Man gelobte Unentscheidbarkeit der Lektüren, die als Selbstreflexion des Textes dingfest gemacht werden kann, impliziert offensichtlich das gleichzeitige, räumlich gefaßte Nebeneinander zweier Entscheidbarkeiten.[48] Geht man davon aus, daß „[d]ie Geschichtlichkeit des Werks [...] nicht nur die **Vergangenheit** des Werks" bedeutet, sondern „seine Unmöglichkeit, jemals präsent, in irgendeiner absoluten Gleichzeitigkeit oder Augenblicklichkeit zusammengefaßt zu sein", so kann man Derrida zustimmen, daß es „deshalb keinen **Raum** des Werks [gibt], wenn man darunter Präsenz und Synopsis versteht".[49] Dem Verdacht, „Präsenz und Synopsis" zu bedeuten, entgeht auch jener 'dekonstruktive' Text nicht, in dessen „Raum" Bedeutungsvarianten ihren aporetischen Kampf austragen. Statt dessen empfiehlt es sich, die Lektüre

43 Ebd. S. 216.

44 Miller, J. Hillis: *Deconstructing the Deconstructers*. (Joseph N. Riddel: *The Inverted Bell: Modernism and the Counterpoetics of William Carlos Williams*. Baton Rouge: Louisiana State University Press 1974). — In: *Diacritics* 1975/5,2 (Summer), S. 24-31, 30.

45 Ebd. S. 31. — zitiert bei Culler, Jonathan: *Dekonstruktion*. S. 304.

46 Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?* S. 587.

47 Manfred Frank Ebd.; Wellbery, David E.: *Interpretation versus Lesen*. S. 131.

48 Vgl. de Man, Paul: *Allegorien des Lesens*. Aus dem Amerikanischen von Werner Hamacher und Peter Krumme. Frankfurt/M: Suhrkamp 1988. 83.

49 Derrida, Jacques: *Kraft und Bedeutung*. — In: Ders.: *Die Schrift und die Differenz*. Übers. von Rodolphe Gasché. 6. Auflage. Frankfurt/M: Suhrkamp 1994. S. 9-52, 27.

als eine Wirklichkeit zu denken, in der „die verbarrikadierte Straße der Reflexion“[50] die zurückbiegende Identitätsbildung verhindert.

### d) *Stellung des verstehenden Subjekts*

Die im Temporalitätspostulat enthaltene Kritik am Reflexionsmodell beeinflußt auch den Stellenwert des verstehenden Subjekts. Das vom *linguistic turn* begründete Sprachlichkeitstheorem destabilisiert das Subjekt als Inbegriff jeglicher außersprachlichen Intentionalität. Wenn Sprache nicht ein Mittel zur Repräsentation von außersprachlichen Referenzen, sondern ein geschlossenes, relationales System der Bezeichnung ist, dann rückt alles, dessen Träger sie gewesen sein sollte, ins Zwielicht, auch „das Bewußtsein als eine ideale Selbstpräsenz vor der Sprache“.[51]

Die These über die sprachliche Vorstrukturiertheit des Bewußtseins bedarf allerdings wichtiger Präzisierungen (a-b). (a) Manfred Frank hebt mit Recht hervor, daß aus der Vorgängigkeit des Diskurses noch nicht folgt, daß „‘die Sprache selbst spreche’, daß wir die von ihr Gesprochenen seien“,[52] was ebensogut auch gegen Paul de Mans Heidegger-Pendant „Die Sprache verspricht sich“ geltend gemacht werden kann.[53] Gegen den „strukturalistischen Grundsatz [...], daß Sprache Denken reguliert“,[54] wird mit Recht eingewendet, daß er das vorsprachliche Subjekt nur einem höheren Subjekt ‘Sprache’ einverleibt und damit dem selben subjektphilosophischen Modell verhaftet bleibt, das er überwinden sollte. (b) Neben der Hypostasierung der Sprache zum Subjekt stellt auch die Anullierung des sprechenden Subjekts eine Fehlinterpretation des Sprachlichkeitstheorems dar. Bei noch so großer Betonung des universalen Aspekts der Sprache darf der Vollzieher der Sprachhandlung nicht vergessen bzw. die von ihm durchgeführte Aktivität nicht unter den Tisch geschoben werden.[55] Auch wenn die „Schrift“ — Derridas Pendant zur ‘Sprache’ als Logos — „von jeder absoluten Verantwortung, von dem **Bewußtsein** als

50 Derridas Formulierung wird zitiert bei Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?* S. 587 bzw. Frank, Manfred: *Ist Selbstbewußtsein ein Fall von ‘présence à soi’?* Zur Meta-Kritik der neueren französischen Metaphysik-Kritik. — In: Ders.: *Das Sagbare und das Unsagbare*. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Textheorie. Erweiterte Neuausgabe. Frankfurt/M: Suhrkamp 1990. S. 471-490, 485.

51 Renner, Rolf Günter: *Die postmoderne Konstellation*. Theorie, Text und Kunst im Ausgang der Moderne. Freiburg im Breisgau: Rombach 1988. S. 232.

52 Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?* S. 11.

53 de Man, Paul: *Allegories of Reading*: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke and Proust. New Haven; London: Yale University Press 1979. S. 277. — zitiert nach Hamacher, Werner: *Unlesbarkeit*. — In: de Man, Paul: *Allegorien des Lesens*. Aus dem Amerikanischen von Werner Hamacher und Peter Krumme. Frankfurt/M: Suhrkamp 1988. S. 7-26, 21.

54 Renner, Rolf Günter: *Die postmoderne Konstellation*. S. 232.

55 Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?* S. 11.



Autorität in letzter Instanz abgeschnitten ist“,[56] auch wenn „[j]edes linguistische oder nicht-linguistische, gesprochene oder geschriebene [...] Zeichen [...] mit jedem gegebenen Kontext brechen, unendlich viele neue Kontexte auf eine absolut nicht saturierbare Weise erzeugen“ kann, so setzt das **„nicht voraus, daß das Zeichen [...] außerhalb von Kontext gilt**, sondern im Gegenteil, daß es nur Kontexte ohne absolutes Verankerungszentrum gibt“.[57] Welche Stellung nimmt nun aber der Sprachbenutzer (z.B. Schreiber oder Leser) in jenen „Kontexten“ ein, die es ohne ihn nicht gibt, deren er hingegen nicht Herr zu werden vermag?

Zu seiner paradoxen Stellung im Verstehens- und Deutungsakt liefert bereits Gadamer kuriose Formulierungen. „Gerade von dem her, worin er sich als Zuschauer verliert“ — heißt es in Gadamers Vokabular — “wird ihm die Kontinuität des Sinnes zugemutet“.[58] Die „Kontinuität mit sich selbst“ ist nur auf Kosten der Ek-stase, des „Außersichseins“[59] zu erreichen und unter diesen an sich schon paradoxalen Umständen wird sie auch noch auf die zeitliche Achse gespannt: „Geschichtlichsein heißt, nie im Sichwissen aufgehen“.[60]

Das „Denken des Subjekts als eines endlichen, einer unverfügbaren Exteriorität ausgesetzten“, als „einer singulären Existenz“[61] findet seine texttheoretische Entsprechung auch in Franks hermeneutischer Theorie. Sein Einwand gegenüber der *Ad-absurdum*-Führung des Sprachlichkeitstheorems läuft auf sein Konzept des „Individuellen“ hinaus. Seine „dem sinnverändernden (individuellen) Faktor jedes Sprechens und Verstehens Sorge tragende Hermeneutik“[62] geht davon aus, daß das Selbst „die monologisch nicht mehr verbürgbare Evidenz seiner Erkenntnisse auf dem Felde intersubjektiver Verständigung zu bewähren“[63] hat. Da das sich daraus ergebende dialektische Verständigungsmodell jedoch „eines transindividuellen (metaphysischen) Kriteriums für die gesprächsunabhängige Identifikation der Wahrheit von Sachverhaltsaussagen“[64] entbehrt, hat es

56 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext* [*Signature Evénement Contexte*]. Aus dem Französischen von Donald Watts Tuckwiller. — In: Ders.: *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen 1988. S. 299. — Hervorheb. im Original.

57 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. S. 304. — Hervorheb. E. H.

58 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. S. 133.

59 Ebd. S. 130.

60 Ebd. S. 307.

61 Wellbery, David. E.: *Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs*. S. 163.

62 Frank, Manfred: *Partialität oder Universalität der ‘Divination’*. Aus Anlaß von kritischen Fragen ans „Individuelle Allgemeine“. — In: Ders.: *Das Sagbare und das Unsagbare*. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. Erweiterte Neuausgabe. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990. S. 106-120, 106.

63 Ebd. S. 108.

64 Ebd. S. 109.

die Etablierung einer unvermeidlich individuellen Weltdeutung im Gespräch zur Folge. Das Individuelle ist nicht aus dem Allgemeinen ableitbar, seine Seinsart ist nicht mit der des Besonderen zu verwechseln, auf die das methodische Verfahren des szientifischen Denkens rekurriert. Demzufolge ist die Entscheidung über den 'wahren Sinn' einer Äußerung immer „divinatorisch". Ihr „grundsätzlich nur vermutende[r] Charakter"[65] geht logisch der Bestimmung der „sozialen Interaktion"[66] voraus:

> Eine im bisherigen System der symbolischen Interaktion nicht vorgenommene Sinn-Artikulation kann von diesem System her natürlich nicht entschlüsselt werden; um mich ihrer zu vergewissern, muß ich tatsächlich auf die Rede des Anderen hören und seine individuelle Deutung durch einen Akt **unüberprüfbaren, aber auch nicht zu hintergehenden 'Erratens'** mir zueignen.[67]

Franks Bestimmung „der (literarischen) Kommunikation" bricht damit „mit dem Horizont der Kommunikation als Kommunikation von Bewußtsein oder von Anwesenheiten und als linguistische oder semantische Übermittlung des Meinens",[68] und entrückt das „Individuelle" seiner subjektphilosophischen Herkunft. Der Begriff des Individuellen kehrt statt des Kontinuierlichen und Intentionalen das Einmalige und Nicht-Wiederholbare des Verstehens als eines Ereignisses hervor.

### e) *Ereignishaftigkeit, Wiederholung, Iterabilität*

Franks Begriff der Divination eröffnet einen Deutungshorizont, der der Singularität des Verstehens gerecht zu werden sucht, indem er es in einem einmaligen — immer sich selbst entfremdeten — Akt aufgehen läßt. Dieses Einmalige, Singuläre korrespondiert mit dem geschehnishaften Verstehen Gadamers[69] sowie mit Derridas Unterstreichung des Ereignishaften. Warum hält es aber Derrida andernorts für nötig, das Wort 'Ereignis' „vorsichtshalber in Anführungszeichen [zu] setzen"[70] und die „Ereignishaftigkeit dieses Ereignisses"[71] als „Bruch" und „Verdoppelung"[72] zu bestimmen?

65 Ebd. S. 112.

66 Ebd. S. 113.

67 Frank, Manfred: *Die Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache*. S. 211. — Hervorheb. E. H.

68 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. S. 299.

69 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. S. 3-4.

70 Derrida, Jacques: *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen*. — In: Ders.: *Die Schrift und die Differenz* [*L'écriture et la différence*]. Übers. von Rodolphe Gasché. 6. Aufl. Frankfurt/M: Suhrkamp 1994. S. 422-442, 422.

71 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. S. 309.

72 Derrida, Jacques: *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel...* S. 422.



In bezug auf die Rolle des „Unwiederholbaren" in der Geschichte der Philosophie schreibt Karl Heinz Haag:

> Identität ist das Prinzip, welches Subjektivität und Objektivität konstituiert und sie aufeinander bezieht. Aber sie ist das nur, indem sie aus der seienden Natur das Allgemeine macht, das zur Seele der Menschen wie der Dinge wird. Als das begrifflich Faßbare deklariert die große europäische Philosophie es als das wahrhaft Seiende, während das Nichtidentische, die Einzigkeit der Dinge, die begrifflicher Fixierung sich entzog, zum Nichtigen herabsinkt.[73]

Auch Derridas Kritik der abendländischen Kultur richtet sich an eine „Geschichte der Metaphysik von Platon (über Leibniz) bis Hegel und, jenseits ihrer scheinbaren Grenzen, von den Vorsokratikern bis Heidegger", an „[e]ine Geschichte, die trotz aller Differenzen den Ursprung der Wahrheit im allgemeinen von jeher dem Logos zugewiesen hat."[74] Begrifflichkeit und identifizierendes Denken scheinen aus der Sicht dieser (alleinherrschenden) Tradition sogar so eng zueinander zu gehören, daß es unmöglich ist, schreibend und denkend ihrer Verknüpfung zu entgehen. „Das Unwiederholbare stellt sich dar als das eine Besondere, das keinem Allgemeinen subsumierbar ist, oder vielmehr als das, was entschwindet, wenn es unters Allgemeine gefaßt wird";[75] „Schweigen muß, wer reine Unmittelbarkeit haben will"[76] — schreibt Haag. „Die Dekonstruktion besteht nicht darin, von einem Begriff zu einem anderen überzugehen, sondern darin, eine begriffliche Ordnung ebenso wie die nicht-begriffliche Ordnung, an der sie sich artikuliert, umzukehren und zu verschieben";[77] „sie muß durch eine doppelte Gebärde, eine doppelte Wissenschaft, eine doppelte Schrift eine **Umkehrung** der klassischen Opposition **und** eine allgemeine **Verschiebung** des Systems bewirken"[78] — schreibt Derrida.

Die These von der singulären, ereignishaften, einmaligen Lektüre, die nicht in der Macht des sie durchführenden, geschweige denn des sie nachvollziehenden Subjekts steht, setzt die Irreversibilität des Ereignishaften vor jede rekonstruktive Wiederholung und enthält damit offensichtlich

73 Haag, Karl Heinz: *Das Unwiederholbare*. — In: Horkheimer, Max (Hg.): *Zeugnisse. Theodor W. Adorno zum 60. Geburtstag*, Frankfurt/M: Europäische Verlagsanstalt 1963. S. 152-161, 152 — Auf Haags Aufsatz hat mich Weber, Samuel: *'Einmal ist Keinmal'*. Das Wiederholbare und das Singuläre. — In: Neumann, Gerhard (Hg.): *Poststrukturalismus*. Herausforderung an die Literaturwissenschaft. Stuttgart; Weimar: Metzler 1997. S. 434-448. aufmerksam gemacht.

74 Derrida, Jacques: *Grammatologie*. S. 11.

75 Haag, Karl Heinz: *Das Unwiederholbare*. S. 160.

76 Haag, Karl Heinz: *Das Unwiederholbare*. S. 160.

77 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. S. 314.

78 Ebd. S. 313 — Hervorheb. im Original.

ein methodenkritisches Moment.[79] Haags und Derridas Überlegungen verhelfen dazu, sie in einem sehr wichtigen Punkt zu erweitern und zu präzisieren. Wenn man das Ereignis des Verstehens durch seine Einmaligkeit und Singularität vom Begrifflichen und methodisch Wiederholbaren, d.h. von der Illusion des Identischen abgrenzt, läuft man Gefahr, dieses Identische durch die Illusion der „absoluten Einmaligkeit"[80] wieder in Kraft zu setzen. Wäre die Lektüre in diesem Sinne einzigartig, so würde sie den Status jenes Ursprungs bzw. jenes Telos der Interpretationsarbeit erhalten, zu dem jede hermeneutische Anstrengung, die den **einen** Sinn sucht, unterwegs ist.

Um diesem Mißverständnis zuvorzukommen, bestimmt Derrida die „Ereignishaftigkeit des Ereignisses" in seinem Vortrag *Signatur Ereignis Kontext* als Bruch und Verdoppelung. Dem Akt des Verstehens liegt die Wiederholbarkeit des Zeichens, seine „allgemeine[...] Zitathaftigkeit", „allgemeine[...] Iterierbarkeit"[81] zugrunde. Sie spaltet die „reine Einmaligkeit des Ereignisses" und sorgt dafür, daß sich dieser aller Einmaligkeit zum Trotz eine „strukturelle Unbewußtheit"[82] offenbart. Erst die Beziehung zu sonstigen Zeichen, sonstigen Äußerungen (und letzten Endes zu sonstigen Lektüren) verschafft dem Verstehen Raum (Stellen-Wert). Der einzigartige Verstehensakt ist so nur als Wiederholung möglich.

Die strukturelle Wiederholbarkeit, der Derrida den Namen Iterabilität gibt — „*iter*, 'von neuem', kommt von *itara*, *anders* im Sanskrit, und alles Folgende kann als die Ausbeutung jener Logik gelesen werden, welche die Wiederholung mit der Andersheit verbindet"[83] — ermöglicht keine Identität. Verstehen (und Lektüre) sind nur als iterierbare möglich; dessen Ereignis stellt hingegen jedesmal einen Bruch mit Vorangegangenem dar. „Kein Kontext kann es [endgültig, E.H.] einschließen. Auch kein Code, wobei der Code hier zugleich die Möglichkeit und die Unmöglichkeit der Schrift, ihrer wesentlichen Iterierbarkeit (Wiederholung, Andersheit) ist".[84] Erst unter der Prämisse dieses nicht identischen Wiederholungsmusters ist nun die Singularität der literarischen Lektüre richtig eingependelt.

79 Kein Zufall, wenn Franks Überlegungen dem Vorwurf der Methodenfeindlichkeit begegnet sind. Vgl. Frank, Manfred: *Partialität oder Universalität der 'Divination'*. S. 106ff.

80 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. S. 313.

81 Ebd. S. 309.

82 Ebd. S. 311.

83 Ebd. S. 298.

84 Ebd. S. 300. — Derrida bezieht seine Thesen vorzüglich auf 'Zeichen' und 'Schrift'. Der Rekapitulation seiner Argumente die hermeneutikverdächtigen 'Verstehen' und 'Lektüre' „auf[ge]pfropft" [Ebd. 300.] zu haben, erscheint mir jedoch nicht 'kontextwidrig'.



### f) *Die Singularität der literarischen Lektüre*

Die Infragestellung der methodischen Wiederholbarkeit hat nicht notwendig das Zurückfallen der singulären Lektüre hinter das methodische Wissen zur Folge. Sie geht nicht mit dem Verzicht auf literaturwissenschaftliche Profession einher. „[D]ie bemerkenswerte Tatsache, daß sich sein [Derridas, E.H.] Denken selten rein theoretisch oder begrifflich artikuliert, sondern meist in der Lektüre einzelner Texte", kommentiert Samuel Weber würdigend damit, daß „[d]urch die Auseinandersetzung mit je einzelnen Texten [...] das Motiv der Singularität nicht mehr allein theoretisch entfaltet, sondern zugleich praktisch bestimmt wird".[85] Dem schließt sich auch de Man an, wenn er der den Text „transzendierenden Wahrnehmung, Anschauung oder Erkenntnis" gegenüber, die „eine 'wissenschaftlichere' Art des Umgangs mit der Literatur zu etablieren" versucht, für ein Verstehen plädiert, „das immanent bleiben muß, da der Text das Problem seiner Verständlichkeit allein im Rahmen der vom Text selbst gesteckten Bedingungen aufwirft".[86]

Die durch Derrida sowie de Man vorgegebenen Auswirkungen von Singularität auf den literaturwissenschaftlichen Diskurs lassen sich sowohl innerhalb (α) als auch außerhalb (β) der Lektüre erfassen.

α) Das interpretatorische Können, das die singuläre Lektüre leitet, gestaltet sich nach Gadamers „Negativität der Erfahrung".[87] Wie die „Dialektik der Erfahrung" „Offenheit für Erfahrung" bedeutet, „die durch die Erfahrung selbst freigespielt wird",[88] ist das literarische Verständnis als Erfahrung auch „immer nur in der einzelnen Beobachtung aktuell da". Mit Franks Fazit:

> [D]ie Arbeit der Deutung wäre universell und vorläufig zugleich: universell, da kein Text bereits mit der Mitgift einer Bedeutung ausgestattet ins Leben tritt; vorläufig, weil das Gleiten des Sinns unter der Ausdruckskette (mit einer berühmten Formel Lacans) unüberwindlich ist und die Identitätsfixierung stets nur hypothetisch gelingt.[89]

Das Einbüßen der methodischen Allgemeingültigkeit wird durch zwei wesenhafte Momente aufgewogen (α1-2).

(α1) Die literaturwissenschaftliche Lektüre wird vom Bestreben „reduktiv verfahrende[r] Sinnzuschneidungsstrategie[n]" befreit, „den Gesamtsinn des Textes ein[zu]fangen",[90] mithin 'alles' zu

85 Weber, Samuel: *'Einmal ist Keinmal'*. S. 438.

86 de Man, Paul: *Die Rhetorik der Blindheit*. S. 190f.

87 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. S. 359.

88 Ebd. 361.

89 Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?* S. 575. Franks Fußnotenhinweis habe ich weggelassen.

90 Müller, Harro: *Hermeneutik oder Dekonstruktion?* S. 101.

erklären. Die Ausrichtung der Sinnkonstitution auf ein Endergebnis hin, die Suche nach einem endgültigen Sinn beruht auf der Prämisse, daß die Anfangsschwierigkeiten des Verstehens überwindbar sind, daß die „Unlesbarkeit" eines Textes sekundär ist im Vergleich zu den klaren Umrissen eines Sinns, der **noch** zu entdecken ist. Die Modifikation, die diese Sichtweise in der Singularitätsthese erfährt, ist nicht mit dem Verzicht auf Methode gleichzusetzen. Sie ist vielmehr Verzicht auf eine methodologische Illusion. Anstatt das eigene Unbehagen an der Aufgabe des Zu-Ende-Interpretierens zu beteuern — da der Text auch bei aller methodischen Strenge nicht aufhört, (un)lesbar zu sein —, stellt sich die singuläre Lektüre diese Aufgabe gar nicht mehr. Anstatt also „das Verlorene im Akt der Veränderung noch im Gedächtnis [zu] bewahr[en]",[91] spricht sie sich von der kritischen Selbstreflexion los — *notabene* ohne es zu sagen und ohne dabei etwas davon an der eigenen Verstehenspraxis bewußt zu demonstrieren. Das heißt: Anstatt sich in einer Situation reflektierend aus dieser Situation herauszureflektieren, zerbricht sie den identitätsstiftenden Spiegel — den von ihm geschaffenen „dialektischen Schein"[92] —, indem sie sich weder als ein im klassischen Sinne methodisches noch als ein dialektisch-reflexives Bewußtsein,[93] sondern als ein produktives Nicht-Bewußtsein hin- (und nicht vor-)stellt.

(α2) Die singuläre Lektüre bekommt es mit der Sphäre des „Privaten" zu tun, dessen Einheit — wie Michelfelder betont — nicht begrifflicher, sondern narrativer Art ist. Sie hebt hervor, daß Gadamer bei der Verwendung des Heideggerschen *alétheia*-Begriffs auf das Kunstwerk dessen privaten, persönlichen, „lokalen" Bezug hervorhebt:

> Unlike Heidegger, Gadamer does not relate its [aletheia, E.H.] significance to the dramatic unfolding of the epochs of Being. He does, though, see it as significant at a more 'local' level, as definitive of the truth that is the 'thereness' of a work of art, a 'thereness' that stops us in our tracks and demands **that we make it part of the story we tell about ourselves**.[94]

Dem entspricht — als wissenschaftstheoretische Verlängerung der Singularitätsthese — Odo Marquards Argument, daß die Geisteswissenschaften als „erzählende Wissenschaften"[95] in moderner Zeit die Funktion haben, in ihren Geschichten (in Sensibilisierungs-, Bewahrungs-, und Orientierungsgeschichten) die „Modernisierungsschäden" durch „Wiedervertrautmachung fremd werdender Herkunftswelten"[96] auszugleichen und zur Einsicht zu verhelfen, daß „wir Menschen stets mehr unsere Traditionen [bleiben] als unsere Modernisierungen".[97] Es besagt nämlich zugleich, daß auch die Wissenschaften stets mehr die Traditionen des Menschen sind als nur seine Wissenschaften. Auch auf die singuläre Lektüre trifft zu, daß sie zu dem (einmaligen und gewiß nicht rekonstruktionsfähigen) lebensweltlichen Zusammenhang ihrer Entstehung mehr Bezug hat, als es einer wissenschaftlichen Arbeit die Prämisse ihrer Intersubjektivierbarkeit erlaubt. Wie Gilles Deleuze schreibt: „Der Kopf ist das Organ der Tauschakte, das Herz [cœur] aber das in die Wiederholung verliebte Organ".[98]

Die singuläre Lektüre eröffnet den „Selbstverständlichkeiten, Üblichkeiten, pragmatischen Konventionen"[99] Raum, die Marquard zufolge Begleiter und Träger jenes „unsensationellen Sinnes"[100] sind, der — unter anderem — von der „perfekten Verständigung"[101] auch im Sinne eines konsensverpflichteten Wissenschaftsideals verdrängt wird.

(β) Ebenfalls Odo Marquard sieht in seinem Aufsatz *Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften* eine enge funktionelle Verwandtschaft zwischen den Künsten und den erzählenden Wissenschaften. In diesem Zusammenhang scheint es nun notwendig, auf Derridas „literarische Wende" zu verweisen, und in bezug auf sie einen wichtigen Vorbehalt auszuformulieren. Die Kompliziertheit von Derridas Schreibpraxis hat zur Folge, daß für die Schwierigkeit der seinen Texten entgegenzubringenden interpretatorischen Leistungen gelegentlich im Gegenstandsbereich der Literatur Analogien gesucht werden. So hat etwa angesichts des Vollzugs von Dekonstruktion in Derridas Texten die Rede über seine „literarische Wende" Raum gewonnen. Hans Hauge versucht zum Beispiel in einem Aufsatz dafür zu argumentieren, daß die logischen Konsequenzen von Derridas *Grammatologie* seine Philosophie zum Schauplatz einer „Invasion oder Infiltration der Lite-

91 Renner, Rolf Günter: *Die postmoderne Konstellation*. S. 264.

92 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. S. 366.

93 Vgl. Ebd. S. 364-368.

94 Michelfelder, Diane P.: *Philosophical Hermeneutics and Radical Hermeneutics: Lessons in Humility*. Manuskript 1994. — Hervorheb. E. H. (Die ungarische Übersetzung erschien unter dem Titel *Filozófiai hermeneutika és radikális hermeneutika. Az alázat tanításai*. Übers. von Sándor Kovács. In: *Athenaeum*. Budapest Bd. II. 1994/2. S. 160-176.

95 Marquard, Odo: *Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften*. S. 99.

96 Ebd. S. 105.

97 Ebd. S. 105.

98 Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung* [*Différence et répétition*]. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. München: Fink 1992. S. 16.

99 Marquard, Odo: *Zur Diätetik der Sinnerwartung*. S. 50.

100 Ebd. S. 46ff.

101 Ebd. S. 50.

ratur" machen, was sein Oeuvre nach der *Grammatologie* auch bestätige.[102]

Auch Hans Ulrich Gumbrecht entdeckt in der Derridaschen Dekonstruktion eine neue Möglichkeit der obsolet gewordenen Erfahrungsvermittlung der Literaturwissenschaft. Er schreibt, Derrida stelle in Aussicht,

> daß — wenigstens über das Medium 'Literatur' — noch einmal zu haben sei, was nach dem Ende der Epoche des 'historischen Denkens' schon verloren schien (oder besser: wohl verloren ist): **Erfahrungsgewißheit**. Natürlich kann dieser Anspruch nicht explizit vertreten werden [...]. [...] [N]ur im Halbdunkel stilistischer Opakheit lassen sich der Gestus radikaler Dekonstruktion und ein Hoffnungsschimmer von Erfahrungsgewißheit miteinander vermitteln.[103]

Aufgrund dieser Überlegungen kommt Gumbrecht schließlich zum Vorschlag, die dekonstruktivistische Strategie für Krisenbewältigung nutzbar zu machen, um *eigene* Probleme (der deutschen Literaturwissenschaft) lösen zu können, d.h. *in concreto*: die dekonstruktivistische „Ermutigung zu eigenständiger, ästhetisch produktiver Lektüre"[104] auch in der Literatur**wissenschaft** zu akzeptieren.

Wie die Rede über eine „literarische Wende" Derridas im Lichte seines Dekonstruktionsbegriffs gewissermaßen sinnlos ist,[105] so darf auch die Rede über die Literarisierung des wissenschaftlichen Diskurses in Gumbrechts Sinn nicht über den eigentlichen literarischen Charakter der singulären Lektüre hinwegtäuschen. In gewisser Hinsicht gerät die singuläre Lektüre tatsächlich in fiktionale Nähe. Da der (unbewußte) Verzicht auf methodisches sowie dialektisches (Selbst-)Bewußtsein sie die Fähigkeit zur Reflexion ihrer selbst einbüßen läßt, kann sie sich nicht nur als methodische Wissenschaft in klassischem Sinne nicht definieren — auch als Nicht-Wissenschaft ist es ihr schwierig, sich zu bestimmen. Literarisierung wäre in diesem Sinne nur inverse Verwissenschaftlichung. Nicht durch das Selbstverständnis ist die singuläre Lektüre Literatur im engeren Sinne; auch nicht durch das Fremdverständnis ihres Diskurses, sondern durch ihren Bezug zu ihrem Gegenstand bzw. durch ihren Stellenwert unter anderen Lektüren ihrer 'Art'.

Wenn Barbara Johnson die literaturwissenschaftliche Lektüre eine „critical narrative"[106] nennt, so basiert diese Bezeichnung auf ihrer These,

102 Hauge, Hans: *"De la Grammatologie" und die literarische Wende.* — In: Gumbrecht, Hans Ulrich; Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): *Schrift*. München: Fink 1993. S. 319-335, 331, 334.

103 Gumbrecht, Hans Ulrich: *Who is Afraid of Deconstruction?* S. 104.

104 Ebd. S. 110.

105 Vgl. Bennington, Geoffrey: *Jacques Derrida*. S. 21.

106 Johnson, Barbara: *The Frame of Reference*. S. 111.



daß die Lektüre ihrem Gegenstand gegenüber einem „Wiederholungszwang" erliegt und ihn im strengen Sinne des Wortes **nacherzählt**. Die „Übertragung des Wiederholungszwanges von dem ursprünglichen **Text** auf den Schauplatz seiner **Lektüre**"[107] beruht auf keiner Identität und bewirkt auch keine. Der Text und seine Lektüre — sowie beider weiterer Lektüren — stellen in ihrem zeitlich-singulären Sein ein mit sich nicht identisches Selbes dar: „In the resulting asymmetrical, abyssal structure, no analysis [...] can intervene without transforming and repeating other elements in the sequence, which is thus not a stable sequence, but which nevertheless produces certain regular effects".[108]

Diesem Sachverhalt entspricht de Mans Beschreibung des literaturwissenschaftlichen Kommentars als einer Erzählung (*"narration"*), die keine Verdoppelung des Originaltextes darstellt, sondern seine Wiederholung (*"repetition"*)[109] als „ein[en] zeitliche[n] Prozeß, der sowohl Ähnlichkeit als auch Verschiedenheit voraussetzt".[110] Grundlage dieses Sachverhaltes ist die Annahme, daß „sich der Status des literarischen Werks weder eindeutig auf der Seite einer phänomenalen Gegenständlichkeit noch andererseits nur als Konstrukt eines lesenden Subjekts" erschließt, so daß „das Werk [...] im Modus der (schriftlich fixierten) *Lektüre* [existiert], und [...] so sowohl für das [steht], was gelesen wird, als auch für den Lesevorgang selbst".[111] Es gibt kein textontologisches Argument, das den Text vor seinen Lektüren auszeichnen würde. Er ist „iterierbar" und existiert nur in der jeweils aktuellen Lektüre, deren Status durch ihren Bezug auf den Text bzw. deren Gültigkeit durch ihre zeitlich zu bestimmende Aktualität begrenzt wird. Wiederholung („*repetition*") meint in diesem Zusammenhang — wie Ellrich und Wegmann fazitieren — „nicht den identischen Nachvollzug, sondern definiert sich erst in der Spannung von Unterschied ('difference') und Ähnlichkeit ('resemblance')". Der Begriff der Erzählung („*narration*") „soll dagegen klarstellen, daß sich eine Interpretation nur der 'intervention of another language' verdanke, sich also keineswegs von selbst versteht".[112]

Das durch de Man vorgezeichnete Muster einer sich unendlich wiederholenden Erzählung bzw. — als Darstellungsmodus der ersteren — einer

107 Culler, Jonathan: *Dekonstruktion*. S. 307.

108 Johnson, Barbara: *The Frame of Reference*. S. 110.

109 de Man, Paul: *The Rhetoric of Blindness: Jacques Derrida's Reading of Rousseau*. — In: Ders.: *Blindness and Insight*. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism. Second edition. Revised. Minnesota: University of Minnesota 1983. S. 102-141, 108.

110 de Man, Paul: *Die Rhetorik der Blindheit*. S. 192.

111 Ellrich, Lutz - Wegmann, Nikolaus: *Theorie als Verteidigung der Literatur?* Eine Fallgeschichte: Paul de Man. — In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1990. Bd. 64. S. 467-513, 477. — Hervorheb. im Original.

112 Ebd. S. 479.

sich unendlich wiederholenden Lektüre rekurriert auf einen Wiederholungsbegriff, nach dem — wie Gilles Deleuze schreibt — die Wiederholung „eine notwendige und begründete Verhaltensweise nur im Verhältnis zum Unersetzbaren ergibt", und somit einen Gegensatz zum „Tausch oder Ersetzung von Besonderem"[113] bildet, die der Allgemeinheit entsprechen: „Wiederholen heißt sich verhalten, allerdings im Verhältnis zu etwas Einzigartigem oder Singulärem, das mit nichts anderem ähnlich oder äquivalent ist."[114] Die „einzigartige Macht [*puissance*]",[115] die sich der Wiederholung als eines „Verhaltens" zum „Unwiederholbaren" bemächtigt, verwandelt sie in Wiederholungszwang: die Lektüre interveniert, um sich nicht erinnern zu müssen.[116]

Die nicht-identische Verkettung von Lektüren, die sie einem Wiederholungszwang gehorchen und nicht in einem methodisch reflektierten Subjekt-Objekt-Verhältnis zu sich kommen läßt, schließt die Kommunizierbarkeit von Lektüren in einem wissenschaftlichen Diskurs ebensowenig aus wie das fehlende methodische und dialektische **Selbst**bewußtsein der Lektüre den sinnvollen Zugang zum Text ausschließt. Sie verstellt nur die Kriterien bzw. die Rahmenbedingungen des wissenschaftlichen Diskurses. Die Lektüre eines literarischen Textes ist selbst weiterhin keine Literatur im engeren Sinne, sondern Konstituent eines Diskurses über (diskursiv) als literarisch bestimmte Texte. Nur gestaltet sich dieser Diskurs nicht nach Erwartungen, die die einzelnen Beiträge in einer auf ein Identisches verweisenden Überbietungsstruktur auf ein Endziel (eine endgültige Identitätsfindung) hin verorten. Bezug- und Stellungnahmen sind weiterhin notwendiger Bestandteil dieses Diskurses, sie sind aber dank des individuellen Faktors des Unberechenbaren sowie des Privaten, das ihnen anhaftet, für alle weiteren Lektüren, für alle später zu gewinnenden Sinnbezüge, in alle (zeitlichen) Richtungen offen.

Auf diesen Diskurs trifft also zu, was John D. Caputo über sein Konzept der „radikalen Hermeneutik" — in bezug auf den fiktiven Diskurs zwischen Heidegger und Derrida — geschrieben hat:

> 'Radical hermeneutics' operates a shuttle between Paris and the Black Forest, a delivery service whose function is not to insure an accurate and faithful delivery of messages, like a good metaphysical postmaster (it has its doubts about masters of the post and masters of any other sort). Rather, **it engages in a creative rereading of the postcards each sends the other, in a repetition that produces something new.**[117]

113 Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung*. S. 15.

114 Ebd. S. 15.

115 Ebd. S. 18.

116 „Die Wiederholung erscheint hier als das Unbewußte des freien Begriffs, des Wissens oder der Erinnerung, als das Unbewußte der Vorstellung. Freud war es, der den natürlichen Grund einer derartigen Blockierung festgemacht hat: die Verdrängung, der Widerstand, der aus der Wiederholung sogar eine regelrechte 'Nötigung', einen 'Zwang' macht. [...] Man wiederholt seine Vergangenheit um so mehr, je weniger man sich an sie erinnert, je weniger bewußt man sich seines Erinnerns ist — erinnert euch, arbeitet die Erinnerung durch, um nicht zu wiederholen." Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung*. S. 31-32.



### g) *Anstatt einer Schlußfolgerung*

Einem grundsätzlichen Einwand gilt es noch auszuweichen. Er könnte etwa so lauten: „Eins haben die angeführten Argumente für die 'Singularität der literarischen Lektüre' doch nicht überwinden können oder wollen: sich selbst. Sie haben sich Mitteln bedient, die sie schrittweise in Klammern gesetzt haben. Sie versprechen also das wohlbekannte 'Theorie-Jenseits',[118] partizipieren jedoch am Dieseits jeder Überwindung." Mag dieser Einwand noch so sehr zutreffen, er blendet eines der Hauptanliegen obiger Überlegungen aus: die Ablösung von Ausschließlichkeiten, von Entweder/Oder-Prozeduren (ver)wissenschaftlich(t)er Textarbeit. In gewisser Hinsicht stellt der obige Gedankengang wohl doch eine singuläre Lektüre verschiedener theoretischer Texte dar. Andererseits werden jene, im Jenseits dieser 'Theorie' zu schreibenden Texte sich wohl eben derselben Mittel bedienen können, die hier in Klammern gesetzt wurden. Und trotzdem werden sie einen Weg finden können, dieser 'Theorie' Rechnung zu tragen.

Wie dieser genau auszusehen hat bzw. wo er hinführt, ist aber im Sinne dieser Theorie kaum voraussagbar: es kann wohl dem Bevorstehendem — dem Unerwarteten und Uneinkalkulierbaren — überlassen werden.

117 Caputo, John D.: *Radical Hermeneutics*. S. 5. — Hervorheb. E. H.

118 Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: *Ende des Theorie-Jenseits?* — In: Maresch, Rudolf (Hg.): *Zukunft oder Ende*. Standpunkte — Analysen — Entwürfe. Wien: Boer 1993. S. 40-46.

# SPRACHWISSENSCHAFT

*Peter Canisius (Pécs)*

# Zum personen- und kasustheoretischen Status des Vokativs

## oder: Wie drittpersonig sind Nomina wirklich?

### 1. Der Vokativ als zweitpersonige nominale Form

Vokative als zweitpersonig zu interpretieren, wie ich das an anderer Stelle getan habe (vgl. CANISIUS 1998), ist keine neue Idee.[1] So schreibt z.B. O. Jespersen:

> In some languages, e.g. Latin, it [= the vocative, P.C.] has a separate form, and must consequently be reckoned a separate case. In most languages, however, it is identical with the nominative, and therefore does not require a separate name. The vocative (...) may be said to indicate that a noun is used as a second person and placed outside a sentence, or as a sentence in itself. It has points of contact with the imperative, and might like this be said to express a request to the hearer, viz. 'hear' or 'be attentive'. (1924: 184)

Dieses kurze Zitat enthält auf kleinstem Raum mehrere Argumente, die in der einschlägigen Literatur immer wieder auftreten; sie lauten: Der Vokativ

- fällt (in Sprachen wie dem Deutschen) — formal — mit dem Nominativ zusammen;
- ist zweitpersonig;
- steht „außerhalb" des Satzes (bzw. ist selbst ein solcher);
- ist mit dem Imperativ verwandt.

Auf den Satzstatus des Vokativs[2] wollen wir hier nicht und auf seine Beziehung zum Nominativ erst später eingehen. Konzentrieren wir uns zuerst

---

1 Vgl. etwa LEVINSON (1983: 70): „As is wellknown to anthropologists, kinship terms, and other kinds of title or proper names, often come in two quite distinct sets, one for use in address (as **vocatives** in second person usage) and the other for use in reference (i.e referring to individuals in third person role)." Zu älteren Vertretern der Idee vgl. unsere Fn. 6.

2 Mit z.B. SCHMIDT (1967: 126) auf die „syntaktische Selbständigkeit des vokativischen (...) Nominativs im Deutschen" hinzuweisen, bedeutet indes noch nicht, etwa mit BALLY (1965: § 59) zu sagen, daß „le vocatif a été primitivement une phrase autonome à un membre"; JESPERSEN erwägt sowohl Selbständigkeit als auch Satzstatus des Vokativs. Gegen die stärkere Interpretation, d.h. den häufig — er erwähnt A. MARTY und B. DELBRÜCK — behaupteten Satzstatus von Vokativen, argumentiert HARWEG (1967: 41).

auf jene zwei Argumente, die die Zweitpersonigkeit des Vokativs betreffen, und das ist neben dem entsprechenden Hinweis selbst derjenige auf die Beziehung zum Imperativ, der ja ebenfalls allgemein[3] als zweitpersonig gilt.

Der Hinweis auf die Parallele zum Imperativ hat Tradition. So heißt es etwa bei G. Guillaume: „Le vocatif est une sorte d' impératif nominal" (1975: 300), und K. Bühler (1965: 237) zitiert W. Wundt, der vom Vokativ ebenfalls als „dem Imperativ in nominaler Form" spricht. Ebenfalls zusammen mit dem Imperativ tritt der Vokativ in R. Jakobsons Funktionenmodell auf: die konative Funktion findet in ihnen „its purest grammatical expression" (1960: 355).

Spezifischer wird die Verwandtschaft von Vokativ und Imperativ auch darin gesehen, daß dem Imperativ das Subjektpronomen so fehlt wie dem Vokativ der Artikel, oder, um mit Ch. Bally (1965: § 477) zu sprechen: „L'absence d'article devant le vocatif n'est pas plus étonnante que l'absence du pronom-sujet devant l'impératif".[4] Indes zeigt schon ein kurzer Blick etwa ins Deutsche oder Englische, daß dem Imperativ das Subjektpronomen keineswegs immer fehlt, ja, dieses Subjektpronomen in gewissen Fällen sogar obligatorisch ist. Keineswegs fehlen tut — ohne hier aber obligatorisch zu sein — das Subjektpronomen etwa in englischen Beispielen des, nicht unüblichen, Typs *Don't you look at me that way!* Man vergleiche auch, wie Jespersen an der oben zitierten Stelle fortfährt:

> The close relation between the vocative and the nominative is seen with an imperative, when „You, take that chair!" with *you* outside the sentence (exactly as in „John, take that chair„) by rapid enounciation becomes „You take that chair!" with *you* as the subject of the imperative. (ebd.)

Nicht nur möglich, sondern sogar obligatorisch können explizite Subjektausdrücke erstens dann sein, wenn das entsprechende Pronomen betont ist (dt.: *Sag **Du** doch mal was!*), und zwar auch in solchen Sprachen, die das Subjektpronomen in nichtimperativischen Äußerungen fortlassen können (ung.: *És most te gyere ide!*), und zweitens dann, wenn das Subjektpronomen ein höfliches drittpersoniges ist: *Kommen Sie (bitte) mal her!*.

3 Eisenberg (1994: 108 f.) meint allerdings mit Bezug auf das Deutsche, daß diese Einschätzung morphologisch nicht gerechtfertigt sei.

4 Wenn ich als Zeugen bzgl. des Fehlens des (bestimmten) Artikels bei Vokativen gerade den Autor eines Buches zur allgemeinen und französischen Sprachwissenschaft zitiere, geschieht das nicht von ungefähr, ist es doch — neben dem Rumänischen (vgl. das Beispiel *Frate-le meu!* in Szabolcsi 1992: 134) — gerade das Französische, das (bestimmte) Artikel bei Vokativen verwendet: *Les enfants, venez ici!* Diese bestimmten Artikel scheinen indes im Französischen speziell die Funktion der Plural- bzw. Numerusmarkierung zu haben, da der Numerus ohne sie (oder ohne Possessiva wie z.B. in *Mesdames*) normalerweise — d.h. mit der Ausnahme von Fällen wie *cheval-chevaux* u.ä. — in mündlicher Sprache nicht deutlich würde.



Heißt das nun, daß die von Bally angesprochene Parallele von Vokativ und Imperativ gar nicht besteht? Ich denke, das heißt es nicht: Der „normale", d.h. nicht kontrastiv betonte zweitpersonige Fall setzt in der Tat kein Subjektpronomen, und auch im Englischen ist *Don't look at me that way!* weniger markiert als *Don't you look at me that way!*

Noch einmal zurück zu Jespersen; an anderer Stelle (1940: 467) schreibt er:

> We frequently find the imperative with a third person subject. Sometimes this may be considered a vocative, as manifested by the comma which modern editors insert.

J. Muir's (1972: 94 f.) berechtigte Kritik an dieser Äußerung — Jespersen hat Recht, wenn er von Vokativen spricht, und Unrecht, wenn er sie als Subjekte bezeichnet — mündet in folgendem Hinweis auf eine Beziehung zwischen Vokativ und Imperativ:

> If anything is consistently present in imperative clauses it is the feature vocative. The realisation of imperative is absence of subject, and possible presence of a z vocative (...) element in clause structure.

Wenn wir die Verwandtschaft von Vokativ und Imperativ im Fehlen von Artikel bzw. Subjektpronomen sehen und uns daran erinnern, daß Artikel und Subjektpronomen nach verbreiteter Auffassung den analytischen Ersatz ehemals synthetischer Flexive (Endungen) bilden, dann paßt in dieses Bild auch der Befund, den z.B. A. Gardiner und J. Vendryes bzgl. Imperativ und Vokativ notieren; zuerst Gardiner: „Philologists are agreed that singular imperatives as also vocatives in Indo-European languages present the bare stems without any inflection. The same holds good in Semitic and Egyptian." (1951: 215 Fn. 1) Ähnlich sieht auch Vendryes Imperativ und Vokativ durch Nullmorpheme charakterisiert:

> Il y à meme un cas de la déclinaison indo-européenne qui est toujours charactérisé de cette facon, du moins à l' époque ancienne: c' est le vocatif. Et cette particuliarité se rencontre aussi a une forme verbale voisin du vocatif, la deuxieme personne du singulier de l' impératif. (1921: 92)[5]

All diese Zitate betonen die Verwandtschaft von Vokativ und Imperativ, ohne indes diese Verwandtschaft speziell und explizit in der Zweitpersonigkeit beider Formen zu sehen, genauer: Weder sehen die Autoren die von ihnen thematisierte Art der Verwandtschaft in jener Zweitpersonigkeit, noch stellen sie die von ihnen gesehene Verwandtschaft in irgendeine Beziehung zur gemeinsamen Zweitpersonigkeit von Imperativ und Vokativ.

5 Zur Verwandtschaft von Imperativ und Vokativ vgl. auch S. 162. Dazu, daß Imperative im Singular häufig ohne Endung auskommen und — auch bei Verben wie *sein* — den (Infinit-) Stamm benutzen, vgl. auch Anschütz 1992: 42 f.

Was nun speziell die Zweitpersonigkeit des Vokativs angeht, hat R. Harweg (1967) einen Vorschlag gemacht, der über das Übliche weit hinausgeht. Ausgehend von der Beobachtung, daß die *du*- und *ihr*-Paradigmen der verschiedensten Sprachen keine spezifischen Vokativform aufweisen, schlägt er vor, „ALLE Kasus der *du*- und *ihr*-Paradigmen als Vokative zu interpretieren" (43), da ja schließlich alle Kasus dieser Paradigmen „die Funktion von Anruf oder Anrede" (ebd.) erfüllten. Diese Paradigmen wären somit Paradigmen deklinierter Vokative. Der Vokativ wäre in Harwegs Interpretation also nicht mehr — wie in den Grammatiken etwa des Lateinischen oder Griechischen — ein Kasus, sondern „eine bestimmte Art von DEKLINATIONSTYP, nämlich der DEKLINATIONSTYP DER ZWEITEN PERSON" (44). Diesem pronominalen zweitpersonigen Deklinationstyp *du/deiner/dir/dich* stellt Harweg sodann einen nominalen zur Seite: *du, Fritz / deiner, Fritz / dir, Fritz / dich, Fritz* bzw. *Fritz, du / Fritz, deiner / Fritz, dir / Fritz, dich*. Der traditionelle — nominale — Vokativ erscheint in dieser Interpretation nicht mehr — wie in gewissen Auffassungen[6] — als Kasus der 2. Person, sondern als konstantes, unveränderliches Teilelement der Kasus einer „anredend-zweitpersonigen" (48) nominalen Deklination.

Vokative sind nun allerdings allein mit dem Hinweis auf ihre Zweitpersonigkeit so wenig hinreichend beschrieben, wie Imperative mit dem analogen Hinweis auf ihre Zweitpersonigkeit hinreichend beschrieben wären. Wie es nämlich im verbalen Bereich andere zweitpersonige Ausdrücke gibt, nämlich eben die subjektpronomenhaltigen (*Du spinnst.*), so gibt es — anders als die weithin herrschende Meinung suggeriert (vgl. dazu Canisius 1998) — auch im nominalen Bereich andere zweitpersonige Ausdrücke, Ausdrücke, von denen es die Vokative folglich abzugrenzen gilt. Wenn die oben zitierten Hinweise auf die Parallele von Vokativ und Imperativ stichhaltig sind, würde es nicht überraschen, wenn diese anderen zweitpersonigen nominalen Ausdrücke (in den Artikelsprachen) artikelhaltige wären.

Ich habe an anderer Stelle (Canisius 1994c: 82 ff.) vorgeschlagen, Ausdrücke wie *ihr Ungarn* als solche zweitpersonigen nominalen Ausdrücke zu interpretieren und unter Hinzunahme des entsprechend als erstpersonig zu interpretierenden *wir Ungarn* ein personal differenziertes nominales Paradigma anzunehmen, das — um bei diesem Beispiel und z.B. seiner ungarischen Entsprechung zu bleiben — aus den Ausdrücken

| | |
|---|---|
| *wir Ungarn* | *mi Magyarok* |
| *ihr Ungarn* | *ti Magyarok* |
| *die Ungarn* | *a Magyarok* |

6 Harweg (1967: 45) nennt A.-F. Bernhardi, O. Jespersen und den antiken Grammatiker Trypho.



besteht. Diese Interpretation, wonach — in unserem deutschen Beispiel — *Ungarn* eben nicht Apposition zu *wir* bzw. *ihr* war, implizierte zugleich die Interpretation der involvierten — „transitiv" verwendeten[7] — Personalpronomina als Artikel und damit die Annahme eines personal differenzierten Paradigmas des Artikels, genauer: des bestimmten Artikels.

Woran läßt sich die gemeinsame Zweitpersonigkeit von Vokativen und unseren zweitpersonigen nominalen Ausdrücken vom Typ *Ihr Ungarn* erkennen? Woran sich die Zweitpersonigkeit der letzteren erkennen läßt, ist klar: Sie erkennt man eindeutig an der Kongruenz mit dem Verb:

1) Ihr Ungarn esst mehr Paprika als wir Deutsche(n).

Die Frage ist also, woran man die angebliche Zweitpersonigkeit der Vokative erkennt. In der Literatur wird — soweit ich sie überblicke — im Stile etwa Jespersens und das heißt: pragmatisch argumentiert, indem auf den appellativen Charakter der Vokative[8] abgehoben wird. Versuchen wir es mit einem „grammatischeren" Argument!

Wenn wir an die erst- bzw. zweitpersonigen Ausdrücke des Typs *Wir Ungarn* bzw. *Ihr Ungarn* einen — freien — Relativsatz anschließen wollen, dann heißt das — nominativische — Relativpronomen nicht wie in

3) * Wir Ungarn, die mehr Paprika essen als ihr Deutsche(n)[9], ....

4) * Ihr Ungarn, die mehr Paprika essen als wir Deutsche(n), ...

*die*, sondern wie in

5) Wir Ungarn, die wir mehr Paprika essen als ihr Deutsche(n), ...

6) Ihr Ungarn, die ihr mehr Paprika esst als wir Deutsche(n), ...

*die wir* bzw. *die ihr*, und das heißt, das — nominativische — Relativpronomen wiederholt das *wir* bzw. *ihr* des Bezugsausdrucks, wie das im Deutschen bei erst- und zweitpersonigen Bezugsausdrücken üblich ist.[10] Genau dieselbe Wiederholung beobachten wir nun auch, wenn wir einem Vokativ des Typs *Liebe Freunde!* einen — ebenfalls freien — Relativsatz folgen lassen. Das Relativpronomen lautet nämlich wieder nicht wie in

7) * Liebe Freunde, die sich heute hier versammelt haben!

7 Zu dieser Verwendung von „(in)transitiv" vgl. — in der deutschsprachigen Literatur — etwa Olson 1989: 135, Bhatt 1990: 32 ff., Wegener 1995: 101 ff. oder Ágel 1996: 46 ff.

8 Vgl. dazu etwa auch Kuryłowicz (1964: 32): „The vocative, participating of the function of *appeal*, contrasts with all the other case-forms taken as a whole." (zitiert nach Harweg 1967: Fn. 9) Zur konativen Funktion des Vokativs vgl. unseren obigen Hinweis auf Jakobson.

9 Zu *Deutsche(n)* vgl. den Hinweis auf Wilmanns 1909 in Anm. 22.

10 Bei *ich/du/wir/ihr* und dem höflichen *Sie* heißt das Relativpronomen nämlich bekanntlich nicht *der/die/das*, sondern — im Singular auch genusmäßig differenziert — *der ich* bzw. *die ich*, *der du* bzw. *die du*, *die wir* und *die ihr*; vgl. zu dieser personalen Differenziertheit des deutschen Relativpronomens Canisius 1994b und 1994c.

*die*, sondern es lautet — in dem Falle, daß man die Freunde duzt — wie in

8) Liebe Freunde, die ihr euch heute hier versammelt habt!

*die ihr* bzw. — in dem Falle, daß man die Freunde siezt — wie in

9) Liebe Freunde, die Sie sich heute hier versammelt haben!

*die Sie*.[11] Der Relativsatz bzw. das — nominativische — Relativpronomen in (8) zeigt die Zweitpersonigkeit des Vokativs als seines Bezugswortes, mit dem es ja in Person und Numerus kongruiert: Sowohl das Relativpronomen *die ihr*, das zugleich Subjekt des Relativsatzes ist, als auch das mit diesem Relativpronomen bzw. Subjekt kongruierende Verb ist deutlich zweitpersonig. Was das Beispiel (9) angeht, so zeigt das Relativpronomen hier deutlich den Unterschied zwischen dem vokativisch-zweitpersonigen *Liebe Freunde!* und einem drittpersonigen *liebe Freunde*: Im letzteren Falle hieße das Relativpronomen nämlich eben nicht *die Sie*, sondern *die*:

10) (Einige) liebe Freunde, die sich heute hier versammelt haben, ....

Was andere Sprachen als das Deutsche angeht, so läßt sich die Zweitpersonigkeit des Vokativs nicht über diesen Rekurs auf Relativpronomina aufzeigen, und zwar deshalb nicht, weil etwa das Lateinische, Englische oder Französische, aber auch das Ungarische keine vergleichbare personale Differenzierung des Relativpronomens aufweist. Ein Rekurs auf den Relativsatz aber ist auch in einigen dieser Sprachen erhellend, denn wenn diese Sprachen auch keine explizite personale Differenzierung des Relativpronomens kennen, mit deren Hilfe man die Zweitpersonigkeit des vokativischen Bezugsausdrucks aufdecken könnte, so weisen sie dennoch einen indirekten, aber nichtsdestoweniger ebenso deutlichen Hinweis auf die Person des Bezugsausdrucks des (nominativischen) Relativpronomens auf, und zwar insofern, als das Relativsatzverb ebenso wie im Deutschen dieselbe grammatische Person aufweist wie dieser Bezugsausdruck:

11) Pater noster, qui es in coelis, ...

Kedves barátaim, akik ma itt vagytok, ...

## 2. Erst-, zweit- und drittpersonige Nominalphrasen mit Personalartikeln

Vilmos Ágel (1996: 42 ff.) hat meinen Vorschlag, Ausdrücke wie *Wir Ungarn* und *Ihr Ungarn* als erst- bzw. zweitpersonig und die involvierten Pronomina als Artikel zu interpretieren, aufgenommen und seinerseits erweitert, indem er meinen pluralischen Beispielen singularische zur Seite

11 Ich schreibe *Sie* groß, um klarzustellen, daß ich das höfliche *Sie* der Anrede meine.



gestellt und so ein vollständiges Paradigma des — wie er ihn nennt — Personalartikels etabliert hat:

*Ich geplagter Mann / geplagte Frau / geplagtes Kind bin ...*

*Du geplagter Mann / geplagte Frau / geplagtes Kind bist ...*

*Der geplagte Mann / Die geplagte Frau / Das geplagte Kind ist ...*

*Wir geplagten Männer / geplagten Frauen / geplagten Kinder sind ...*

*Ihr geplagten Männer / geplagten Frauen / geplagten Kinder seid ...*

*Die geplagten Männer / geplagten Frauen / geplagten Kinder sind ...*

Ágel weist nun — wie auch H. Wegener (1995: 153 f.) — auf die spezielle Form und Leistung der in singularischen erst- und zweitpersonigen Nominalphrasen auftretenden Adjektive hin, die aus Personalartikel + Adjektiv + Nomen bestehen: nur in ihnen wird das Genus vom Adjektiv ausgedrückt, da die erst- und zweitpersonigen Artikel das Genus nicht selbst ausdrücken können, während der drittpersonige Artikel im Singular das kann und tut, und im Plural gar kein Genus ausgedrückt werden muß.

Ich selber habe mich in jenem Artikel, den Ágel aufgenommen hat, deshalb auf pluralische Beispiele vom Typ *Wir/Ihr Ungarn* konzentriert, weil ich singularische Beispiele auf die Kombination von singularischen erst- und zweitpersonigen Personalartikeln mit einer geringen Anzahl von Substantiven wie z.B. *Idiot/Armleuchter* u.ä. beschränkt gesehen habe. In dem Augenblick, in dem man — wie Ágel das tut — Adjektive einsetzt, ist die Liste der möglichen Substantive nicht mehr in jenem Maße beschränkt.

Auf die Kombinierbarkeit von („Personal„-)Artikeln mit Substantiven hat vor mir schon Ch. Bhatt (1886) und (1990) hingewiesen.[12] Daß die Kombination von erst-und zweitpersonigen Personalartikeln mit Substantiven im Singular auf Nomina beschränkt sei, die „die Funktion des Lobes, Tadels, Bewunderns und Bedauerns erfüllen", habe bereits F. Molitor (1979) gesehen, was sie (in Bhatt 1986: 19) insofern präzisiert habe, „als das zweite nominale Glied semantisch stark positiv oder negativ markiert sein muß" (1990: 152). Diese Markierung könne nun auf unterschiedliche Weise erfolgen, nämlich entweder durch das Nomen selbst (*ich/du Idiot*), durch hinzugefügte Adjektive (*ich/du armes Kind*) oder andere positive oder negative Hinzufügungen (*ich/du Kind krimineller Eltern*), oder schließlich durch negativ oder positiv wirkende Metaphern (*ich Engel / du Traum meiner schlaflosen Nächte*) (152). Die nur für die

12 Auch C.-P. Herbermann (1994: 126 ff.) interpretiert den transitiven Gebrauch von Personalpronomina als Beleg dafür, daß „die Gemeinsamkeiten zwischen den Definita der ersten und zweiten Person einerseits und denen der dritten Person andererseits" (126) stärker sind als allgemein angenommen.

Pronomina der 1. und 2. Person Singular geltende „semantische Beschränkung für das nominale Zweitglied" (ebd.) erklärt Bhatt damit, daß diese Pronomina anders als die pluralischen „bereits sehr spezifische Merkmale tragen" (155) und „deshalb nur noch qualifizierende, nicht aber spezifizierende Ausdrücke" (155 f.) zuließen.

Bhatt weist nun darauf hin, daß das Paradigma der Personalartikel „regelmäßige Lücken bei den Personalpronomina der 3. Ps." (1990: 151) aufweist, und markiert die drittpersonigen **er/sie/es Idiot* bzw. **sie Idioten* entsprechend als ungrammatisch. Ágel (1996: 44) zitiert bzgl. der dritten Person I. Ljungerud (1955: 206): „In der Regel steht in solchen Fällen der bestimmte Artikel." Ein Fall wie *Sie kesses Mädchen* sei seiner — Ágels — Meinung nach „nur als Anrede, d.h. als Personalpronomen + Apposition, interpretierbar" (ebd.).

Wieso aber bedeutet die Interpretation von *Sie kesses Mädchen* als Anrede, daß es sich bei diesem Ausdruck nicht mehr um einen Personalartikel + Nomen, sondern um ein Personalpronomen + Apposition handelt? Worin besteht der Unterschied zwischen — erstens — *Sie kesses Mädchen (sind...)* und zweitpersonigen Beispielen wie

*Du geplagter Mann / geplagte Frau / geplagtes Kind bist ...*

bzw.

*Ihr geplagten Männer / geplagten Frauen / geplagten Kinder seid ...*

und — zweitens — zwischen *Du kesses Mädchen* und *Sie kesses Mädchen*? Und schließlich: Würde Ágel die beiden Übersetzungen des englischen *You idiot (have...)*, nämlich *Du Idiot (hast...)* und *Sie Idiot (haben...)*, ebenfalls unterschiedlich, nämlich einmal als Personalartikel + Nomen und einmal als Personalpronomen + Apposition, interpretieren? Ich denke, *Sie kesses Mädchen* zeigt vielmehr, daß drittpersonige Personalpronomina durchaus als Personalartikel verwendet werden können, nämlich eben z.B. dann, wenn das formal drittpersonige *Sie* als funktional zweitpersonige Anredeform, d.h. als die „höfliche" Entsprechung zu *Du* benutzt wird. Und das impliziert dann natürlich auch, daß das *Sie* nicht nur in *Sie Idiot*, sondern auch im pluralischen *Sie Idioten* als Personalartikel interpretiert werden muß.

Nehmen wir als Beispiel nun noch einmal *Sie kesses Mädchen* und ein weiteres adjektivhaltiges, so zeigt sich, daß die Adjektive in solch drittpersonigen Phrasen stark dekliniert werden:

12) Sie kesses Mädchen werden sich noch wundern.
Sie kesse Mädchen werden sich noch wundern.

13) Sie frecher Kerl werden sich noch wundern.
Sie freche Kerle werden sich noch wundern.



Wie in den oben angeführten aus Personalartikel + Adjektiv + Nomen bestehenden singularischen erst- und zweitpersonigen Nominalphrasen (*du geplagter Mann*) drücken auch in den aus dem Personalartikel *Sie* + singularischem Adjektiv + singularischem Nomen bestehenden Nominalphrasen *Sie kesses Mädchen / Sie frecher Kerl* die Adjektive das Genus aus.

Ich denke aber, daß drittpersonige Personalpronomina nicht nur dann als Personalartikel verwendet werden können, wenn sie anredend, d.h. funktional zweitpersonig, verwendet werden. Es stellt sich nämlich die Frage, wie erst- und zweitpersonige Formulierungen wie z.B.

14) Mich alten Träumer nimmt doch niemand mehr ernst.
Dich alten Träumer nimmt doch niemand mehr ernst.

in indirekte Rede transponiert werden sollen. Ich denke, Formulierungen wie

15) $\text{Karl}_1$ hat zu $\text{Otto}_2$ gesagt, ihn alten $\text{Träumer}_{1/2}$ nehme doch niemand mehr ernst.

mit *ihn alten Träumer* als sowohl auf Karl als auch auf Otto beziehbarem logophorischen — d.h. für einen erst- oder zweitpersonigen Ausdruck der direkten bzw. der originalen Rede stehenden drittpersonigen — Ausdruck der indirekten Rede,[13] sind durchaus möglich. Das aber bedeutet: Die Behauptung, drittpersonige Personalpronomina seien als Personalartikel — und das heißt: als transitive Ausdrücke — unmöglich, und die Interpretation solch drittpersoniger Personalartikel als ungrammatisch ist voreilig bzw. unrichtig.[14]

Die von Bhatt für die erst- und zweitpersonigen Fälle im Singular beobachtete Notwendigkeit von z.B. Adjektiven, die den Gesamtausdruck positiv oder negativ modifizieren, trifft nun auch auf die Fälle mit drittpersonigem Personalartikel vom Typ (12/13) zu: Ein adjektivloses *Sie Mädchen / Sie Kerl* ist wie *Du Mädchen / Du Kerl* eben nur in dem Maße möglich, in dem wir *Mädchen* bzw. *Kerl* als stark positiv bzw. negativ aufgeladen interpretieren können.

Daß wir zu ihrer Bildung Ausdrücke wie insbesondere Adjektive benötigen, das gilt nun aber nicht nur für singularische erst- und zweitpersonige Nominalphrasen mit Personalartikeln, sondern auch für unsere Vokative, genauer: insbesondere für singularische Vokative. So kann man zwar besonders in mündlichen Kontexten Personen mit artikel- und adjektivlosen Ausdrücken wie

13 Zu logophorischen Pronomina vgl. Canisius 1994a.

14 Man muß allerdings berücksichtigen, daß die involvierten drittpersonigen Personalpronomina eben logophorische und das heißt: insofern keine „normalen" anaphorischen Pronomina sind, als sie für ein originales *ich* oder *du* bzw. deren oblique Kasus stehen.

16) Vater!/Maria!

oder

17) Kind!/ Mensch! (Was machst du denn da?)

ansprechen, einen Brief oder eine Ansprache beginnt man jedoch nicht mit

18) * Freund!

oder mit

19) * Damen und Herren!

sondern mit

20) (Mein) Lieber Paul!
(Mein) Lieber Freund!
Meine (sehr verehrten) Damen und Herren!
Sehr verehrte Anwesende!

Der Grund dafür, daß wir in solchen — sagen wir: formaleren — Anreden Adjektive und/oder das Possessivum *mein* verwenden, kann nun kaum der sein, den Bhatt dafür anführt, daß wir in den singularischen erst- und zweitpersonigen Nominalphrasen mit Personalartikeln Adjektive o.ä. benötigen, denn jene semantische Modifikation, die die Adjektive im Falle des Typs *Du armer Mann* leisten (sollen), leisten die Attribute im Falle der Anreden vom Typ (20) offensichtlich nicht: Das *mein-* drückt — anders als das ungarische Possessivsuffix etwa in *Kedves diákjaim!*, mit dem man sich wirklich nur auf die eigenen Schüler beziehen kann (vgl. dazu Canisius 1998) — keinerlei Possessivität aus, und das *liebe/verehrte* ist ebenfalls semantisch eine reine Floskel. Der Funktion dieser in unseren formaleren Vokativen nichtsdestoweniger kaum fortlaßbaren Attribute können wir indes an dieser Stelle nicht weiter nachgehen.

## 3. Der Vokativ (als Kasus) in einem zweitpersonigen Paradigma

Der Vokativ — so haben wir von Jespersen und anderen erfahren —

- fällt (in Sprachen wie dem Deutschen) — formal — mit dem Nominativ zusammen;
- ist zweitpersonig;
- steht „außerhalb" des Satzes (bzw. ist selbst ein solcher);
- ist mit dem Imperativ verwandt.

Über den zweitpersonigen Charakter und die Beziehung zum Imperativ haben wir schon gesprochen; wenden wir uns nun den beiden anderen Punkten zu!



Mit nichtvokativischen zweitpersonigen Ausdrücken vom Typ 'Personalartikel + Substantiv' wie *Ihr Ungarn* in (1) tut man gleichzeitig zweierlei: man spricht Personen — nämlich seine(n) ungarische(n) Adressaten — **an** und spricht zugleich **über** Personen, nämlich in diesem Falle die Ungarn. Daß man mit dem zweitpersonigen *Ihr Ungarn* in (1) also sehr wohl über etwas spricht, zeigt, daß die übliche Auffassung, wonach erstpersonige Ausdrücke die sprechende Person, zweitpersonige die angesprochene Person und drittpersonige einen besprochenen „Gegenstand" meinen, in dem Maße unsinnig ist, in dem sie bedeutet, daß man nur mit drittpersonigen, nicht aber mit erst- und zweitpersonigen Ausdrücken über etwas spricht, etwas bespricht: In

1) Ihr Ungarn esst mehr Paprika als wir Deutsche(n).

sind — trotz der Zweitpersonigkeit von *Ihr Ungarn* und der Erstper-sonigkeit von *wir Deutsche(n)* — die Ungarn bzw. die Deutschen genauso besprochen wie in

21) Die Ungarn essen mehr mehr Paprika als die Deutschen.

Unsere — zweitpersonigen — Vokative aber bezeichnen in der Tat keine in diesem Sinne besprochenen Gegenstände, weshalb man von ihnen zurecht sagen kann, daß sie benutzt werden, um Personen etc. aus-schließlich **an**zusprechen. Sie sind also, obwohl sie angeblich „mit dem Nominativ zusammenfallen", nicht wie etwa das *Ihr Ungarn* in (1) Subjektausdrücke, d.h. Ausdrücke, die — traditionell gesprochen — den Satzgegenstand bezeichnen. Dementsprechend habe ich (in Canisius 1998) in meiner kurzen Analyse von

22) Sie, meine lieben Studenten, wissen genau, daß ...

nur *meine lieben Studenten* als vokativisch bezeichnet und damit implizit gesagt, daß ich das *Sie* in (22), auch in seiner hier in Rede stehenden nichtanaphorischen Lesart, nicht als Vokativ ansehe. In der Tat meine ich — anders als Harweg (1967), der, wie oben dargestellt, das gesamte Paradigma des zweitpersonigen Personalpronomens als vokativisch interpretiert —, daß nicht jedes *du, ihr* oder nichtanaphorische höfliche *Sie* bzw. deren oblique Kasus gleich einen Vokativ darstellen.[15] Keinen Vokativ stellen sie eben dann dar, wenn sie — wie das zweitpersonige *Ihr Ungarn* in (1) oder das *Sie* in (22) — nicht ausschließlich ansprechend, sondern zugleich besprechend sind. Daß Vokative -anders als das zweitpersonige *Ihr Ungarn* in (1) und das anredende, aber nicht vokativische, *Sie* in (22) — keine Satzsubjekte, allgemeiner: keine Argumente von Ver-

15 Wenn Harweg sagt, daß „außer den Vokativen" auch die Personalpronomina der 2. Person „die Funktion von Anruf und Anrede ausüben", dann macht gerade diese Ausdrucksweise deutlich, daß die Personalpronomina auch für ihn eben keine eigentlichen Vokative sind.

ben, sind, gerade das hat bzw. damit vergleichbare Argumente haben ja eine Reihe von Theoretikern dazu veranlaßt, Vokativen überhaupt den Status eines Kasus abzusprechen.[16]

Vokative gelten nun zwar nicht als Subjekt-Nominative, doch wird der Vokativ in solchen Sprachen, in denen er dieselbe Form aufweist wie der Nominativ, dennoch als Nominativ, nämlich z.B. als „Anredenominativ", apostrophiert. Die übliche Redeweise ist die zu sagen, der Vokativ sei kein eigener Kasus, sondern „falle mit dem Nominativ zusammen",[17] eine Redeweise, die W. Braune nicht erst bzgl. des Neuhochdeutschen, sondern, mit einem einschränkenden *meist*, bereits bzgl. des Gotischen verwendet — für das man etwa mit W. Wurzels (1984: 64 f.) Begründung durchaus einen Vokativ „als eine eigene morphologische Kategorie neben Nominativ und Akkusativ" (65) annehmen kann —:

> Der Vokativ ist meist mit dem Nominativ zusammengefallen; nur im Sing. einiger Deklinationsklassen ist ein vom Nom. verschiedener Vokativ vorhanden, der dann meist dem Akk. gleich lautet. (Braune[17] 1966: 60)

Ich denke indes, daß diese Interpretation des Vokativs als (eine Spielart des) Nominativ(s) und die Rede vom „Zusammenfall" am Kern der Sache vorbeigeht, und zwar selbst dann, wenn man den Nominativ etwa als „Ruhekasus" (Schmidt 1967: 126) apostrophiert. Diese Interpretation geht nicht nur am Kern der Sache vorbei, sie verdeckt den Kern dieser Sache Vokativ. Der Vokativ ist nämlich weder ein Nominativ, noch fällt er mit dem Nominativ zusammen. Die Frage ist also eine zweifache: Was ist der Vokativ, und wie lautet dann jener Nominativ, mit dem der Vokativ nicht zusammenfällt?

Die Antwort auf die erste dieser beiden — miteinander natürlich zusammenhängenden Fragen — ist verhältnismäßig einfach, wenn man einen kleinen, aber entscheidenden Fehler vermeidet, und dieser Fehler besteht darin, bei der Bestimmung des Verhältnisses von Nominativ und Vokativ zu vergessen, daß der Vokativ eine zweitpersonige Form, genauer: eine Form innerhalb eines zweitpersonigen Paradigmas ist. In diesem zweitpersonigen Paradigma aber fällt der Vokativ ganz und gar nicht „mit dem Nominativ zusammen". Jener Nominativ des zweitpersonigen Paradigmas lautet nämlich — am Beispiel unserer Vokative *Lieber Freund!* bzw. *Liebe Freunde!* — anders als *Lieber Freund* bzw. *Liebe Freunde;* er lautet

23) Du lieber Freund ... /Ihr lieben Freunde ....

Das entspricht — auf seine Weise — der eingangs unserer Überlegungen belegten Auffassung, daß Vokative keine Artikel aufweisen. In unserer

16 Das tut z.B. L. Hjelmslev (1932); ich entnehme diesen Hinweis aus Harweg 1967: 40.

17 Schmidt (1967: 122) schreibt, die Aufgabe des uride. Vokativs sei „auf den Nominativ übergegangen".



Interpretation heißt das: Daß Vokative keine Artikel aufweisen, stimmt, nur ist jener Artikel nicht — wie wohl implizit immer angenommen — *d-* (oder *ein-*), sondern der zweitpersonige (Personal-)Artikel *Du* bzw. *Ihr* (bzw. höfliches *Sie*). Daß der Vokativ keinen Artikel im Sinne des sogenannten (un-)bestimmten Artikels aufweist, daß — um auch eine Stimme zum Ungarischen zu zitieren — also auch z.B. ungarische Vokative „never ever contain *a(z)*" (Szabolcsi 1987: 181),[18] ist kein Wunder, ist doch jener Artikel eine drittpersonige Form und der Vokativ eine zweitpersonige.

Unsere — artikellosen — Vokative wären damit Ausdrücke auf jener elementaren, d.h. keinerlei weitere Determinierungen implizierenden, Stufe der „reinen Aktualisierung" des von Ágel (1996) etablierten „finiten Substantivs". Ähnlich wie beim deutschen Verb üblich, unterscheidet Ágel auch beim deutschen Substantiv infinite und finite Formen und unter den letzteren synthetische und analytische. Bei den analytischen Formen werden die nominalen Kategorien nicht am Substantiv selbst, sondern an anderen Ausdrücken realisiert. Ein interessantes Beispiel sind die sogenannten Verschmelzungen vom Typ *ins (Kino)*, *zur (Schule)* oder *zum (Arzt)*: die in ihnen auftretenden Konsonanten, also hier: *-s*, *-r* bzw. *-m*, stehen nicht — wie das landläufig angenommen wird — für die bestimmten Artikel *das, der* oder *dem* in toto, d.h. nicht für die in diesen bestimmten Artikeln des Deutschen vorliegende Verbindung des Ausdrucks für Definitheit (= *d-*) und des Ausdrucks für die nominalen Kategorien Kasus, Numerus und Genus, sondern lediglich für die letzteren;[19] es liegt also keine Verschmelzung von Präposition und dem bestimmten Artikel vor, sondern eine Verbindung von Präposition und einem — wie wir jetzt mit Ágel (24 ff.) genauer sagen können — „analytischen Substantivflexiv": die nominalen Kategorien werden im Fall der Verschmelzungen analytisch an der Präposition realisiert.

Werden nun nur die nominalen Kategorien realisiert, haben wir es mit einem „reinen" finiten Substantiv (29) bzw. einer „'reinen' Aktualisierung" (20) zu tun. Der Unterschied zwischen den Verschmelzungen und den aus Präposition und Artikel bestehenden Vollformen besteht darin, daß erstere eben der reinen Aktualisierung dienen, während letztere „den lexikalischen Kern weiter determinieren" (25). In Ágels Beispiel

24) Ich muß zum Arzt gehen.

haben wir es also am Beispiel des *-m* „mit einer reinen Aktualisierung zu tun. Eine weitere Determinierung erfolgt nicht" (20); auch in Ágels Beispielen

18 Vgl. dazu genauer auch Canisius 1998.

19 Vgl. dazu genauer Canisius 1995b: 123 ff.

25) Ich muß zu einem Arzt gehen.

und

26) Ich muß zu dem Arzt (in der Josephstraße) gehen.

sind die Substantive aktualisiert, nämlich wieder durch *-(e)m*. Im Unterschied zu (24) „sind hier aber auch weitere Determinierungen erfolgt" (ebd.): Während nämlich das *-m* in *zum* das Substantiv *Arzt* in (24) nur aktualisiert, erfolgt durch den unbestimmten Artikel *ein-* in (25) eine Partikularisierung und durch den bestimmten Artikel *d-* in (26) eine Individuierung[20] des Substantivs. Ágels Beispiel

27) Sie besucht ungern Ärzte.

zeigt uns zweierlei, nämlich erstens am Beispiel von *Ärzte* ein synthetisches finites Substantiv und zweitens, daß für die reine Aktualisierung im Plural eine solche synthetische finite Form verwendet werden kann.

Im Falle infiniter Substantive werden die nominalen Kategorien gar nicht ausgedrückt: *zu Wasser und zu Lande*.

Auf der Basis der Ágelschen Argumentation kommen wir nun zu folgendem Schluß: In *Ich/Du armer Mann* leistet der Personalartikel ebenso wie das *Wir* und *Ihr* in

1) Ihr Ungarn esst mehr Paprika als wir Deutsche(n).

die Determinierung wie ein bestimmter Artikel.[21] Man vergleiche auch das adjektivhaltige Paar

28) Ihr lieben Freunde habt mir immer geholfen.

29) Liebe Freunde! Ihr habt mir immer geholfen.

Das zweitpersonig nominativische *Du lieber Mann* unterscheidet sich von dem gleichfalls zweitpersonigen Vokativ *Lieber Freund!* ebenso wie das zweitpersonig nominativische *Ihr lieben Freunde* von dem gleichfalls zweitpersonigen Vokativ *Liebe Freunde!* darin, daß ersteres einen Artikel aufweist und letzteres nicht, im ersteren Ausdruck eine über die „reine Aktualisierung" hinausgehende Determination erfolgt, im letzteren nicht. In *Du armer Mann* und *Ihr lieben Freunde* (mit im Plural „schwach" dekliniertem *lieben*) findet durch den — bestimmten — Personalartikel

20 Die Termini „Aktualisierung", „Partikularisierung" und „Individuierung" übernimmt Ágel von E. Coseriu.

21 *Wir* und *ihr* teilen als eine Art erst- und zweitpersonige Artikel, als welche ich sie interpretiert und neben den drittpersonigen Artikel *die* gestellt habe, das Merkmal Definitheit auch insofern, als z.B. *ihr Ungarn* soviel bedeutet wie *die Ungarn, zu denen ihr ja gehört/ du ja gehörst* oder *die Ungarn, und ihr seid ja solche/du bist ja auch einer*; während die — „intransitiven" — *ihr* und *du* deiktische, „exophorische", Ausdrücke sind, sind die transitiven Personalartikel — mit meinem Terminus — esophorisch; vgl. dazu genauer Canisius 1994d: 25.



eine Individuierung statt; demgegenüber stellen die Vokative *Lieber Freund!/Liebe Freunde!* (mit „stark" dekliniertem *lieber/liebe*) ohne (Personal-) Artikel reine Aktualisierungen dar.

Wie aber steht es nun um den kasustheoretischen Status des Vokativs? Wenn wir die Interpretation des Vokativs als zweitpersonig tatsächlich ernstnehmen, heißt das auch, die Adjektivendung *-er* etwa innerhalb des Vokativs *Lieber Freund!* nicht mit der Endung *-er* innerhalb des drittpersonigen *(manch) lieber Freund* zu identifizieren. Wenn nämlich von einer Endung wie letzterem *-er* gesagt wird, es sei die „starke" Endung für den Nominativ, Singular, Maskulinum, dann ist damit die Funktion dieser Endung als Endung eines Adjektivs innerhalb eines („artikel„-haltigen) drittpersonigen Ausdrucks wie *manch lieber Freund* gemeint: Andere, d.h. erst- oder zweitpersonige nominale Ausdrücke, sind den Grammatiken ja gar nicht bekannt. Es gibt aber zuerst einmal keinerlei Grund anzunehmen, daß die Endung *-er* innerhalb eines — zweitpersonigen und artikellosen — Vokativs dieselbe Funktion hat wie innerhalb eines drittpersonigen Paradigmas.[22] Ich nehme also an, daß die Endung *-er* innerhalb eines Vokativs wie *Lieber Freund!* nicht für den Nominativ steht, der ja anders, nämlich eben *Du lieber Freund*, lautet. In dieser Interpretation würde sich der Vokativ als eigener Kasus in einem zweitpersonigen Paradigma gerade durch das Fehlen des Artikels von den anderen Kasus unterscheiden. Daneben aber gibt es noch eine alternative — und wie mir scheint interessantere — Interpretationsmöglichkeit: In dieser Interpretation würde die Endung *-er* in unserem Vokativ *Lieber*

22 Ágel (1996: 43 f.) weist darauf hin, daß in der Literatur bestimmte Fälle wie z.B. *mir armen Frau* als problematisch gelten. Gerade dieses Beispiel interpretiert er im Sinne seines finiten Substantivs: Der Sprecher trennt — so Ágel — den Personalartikel vom analytischen Flexionsteil des finiten Substantivs, und das heißt: Das *-r* in *mir* vertritt die nominalen Kategorien, die — wenn man vom drittpersonigen Modell ausgeht — hier à la *manch armer Frau* mittels *-r* ausgedrückt werden.
Könnte die Ursache für den problematischen Status der Beispiele darin bestehen, daß sie mit dem drittpersonigen Paradigma verglichen und damit über einen falschen Leisten geschlagen werden, und eine Lösung dieser Fälle entsprechend darin, daß man sie als erst- und zweitpersonige ernstnimmt? Der Unterschied zwischen *-n* und *-m* in *mir/dir armen Frau / armem Mann* würde also für das unterschiedliche Genus stehen. Die Funktion der Dativendung wird bereits von *mir* erfüllt. Noch deutlicher ist das in *mir Armen* vs *mir Armem*. Daß ebenso auch *mir dummer Ganz* mit der Endung *-r* angeführt wird, überrascht nicht: Ein Schwanken zwischen verschiedenen Endungen ist auf diesem Feld der nicht drittpersonigen Deklination geradezu vorhersagbar.
Auf sprachhistorische Aspekte unserer Problematik sind wir — aus Raumgründen — nicht eingegangen; dabei ist gerade z.B. die Entwicklung der Adjektivdeklination in erst- und zweitpersonigen, insbesondere auch vokativischen, Nominalphrasen für unser Thema interessant; man vgl. etwa — um aus der Literatur nur ein Beispiel herauszugreifen — W. Wilmanns 1909: § 208, 5, § 215, 3, § 347, 3, § 353, 11; in § 353, 11 äußert sich Wilmanns z.B. zur starken/schwachen Deklination von substantivierten Adjektiven nach Personalartikeln: „Im Nom. brauchen wir beiderlei Formen: *wir Deutsche* (...) und *wir Deutschen*, im Ak. (...) nur die starke: *uns Deutsche*".

*Freund!* insofern nicht mit der Adjektivendung *-er* in dem drittpersonigen Nominativ *manch lieber Freund* zusammenfallen, als sie lediglich für die Kategorie Genus und Numerus steht, ohne zugleich Kasus auszudrücken. Dieser letztere Fall, in dem Kasus infolge der Fusion, der Kumulation der nominalen Kategorien in einem Morph quasi nur zwangsweise mitauftritt, wäre — um noch einmal die Verschmelzungen heranzuziehen — mit dem Fall zu vergleichen, in dem wie z.B. in

30) Ich gehe noch in die Schule.

ein bestimmter Artikel, genauer: ein *d-*, stehen muß, da die — in *zur Schule* mögliche — Verbindung des analytischen Substantivflexivs mit der Präposition (*inne*) standardsprachlich noch als anstößig gilt: In diesem Fall wird der bestimmte Artikel — um wieder im Sinne Ágels (1996) zu argumentieren — lediglich als unvermeidbarer Träger für das benützt, was eigentlich ausgedrückt werden soll, nämlich die nominalen Kategorien (*-ie*).

In der ersteren Interpretation wäre der Vokativ ein eigener Kasus, in der letzteren wäre er lediglich genus- und numerusmäßig finit, nicht aber kasusmäßig. In diesem letzteren Falle wären wir — nebenbei gesagt — auch wieder bei der Parallele zum Imperativ, der ja seinerseits ebenfalls nicht bzgl. sämtlicher — in seinem Falle — verbaler Kategorien finit ist.[23]

Wenn — und damit kommen wir zum Schluß unserer Überlegungen — auch possessivpronominahaltige Vokative vom Typ *Mein- (lieb-) X!* keine definiten Artikel implizieren, sondern „reine Aktualisierungen" darstellen, widerspricht das der landläufigen Annahme (vgl. dazu Canisius 1998), daß Possessivartikel — bzw. possessivartikelhaltige Nominalphrasen — definit sind. Auch dieser Punkt erinnert an die übliche Interpretation der Verschmelzungen: Wie die attributiven Possessiva gelten auch die Verschmelzungen als definit, soll heißen: Wie man — trotz der eigentlich offensichtlichen Gegenbeispiele — von den attributiven Possessiva mit sehr wenigen Ausnahmen allgemein behauptet, sie seien in dem Sinne definit, daß *sein Freund* soviel wie *der Freund von ihm* meint, behauptet man — mit ebenso wenigen Ausnahmen und trotz der ebenso offensichtlichen Gegenbeispiele — von den Verschmelzungen, sie seien Verschmelzungen von Präposition(en) und bestimmtem Artikel. Daß Vokative — wie wir gesehen haben — keine solch definiten Artikel implizieren, heißt indes im Sinne der Ágelschen „reinen Aktualisierung" ebensowenig, daß Vokative indefinit sind, wie die Interpretation von *zur Schule* als reine Aktualisierung und damit als nicht definit bedeutet, daß der Ausdruck indefinit ist.

23 Zum Imperativ als „semifiniter Form" vgl. Donhauser 1986.



Zusammenfassend können wir also vorläufig folgendes sagen: Der Vokativ ist — erstens — eine zweitpersonige nominale Form. Diese zweitpersonige Form ist, anders als die anderen zweitpersonigen nominalen Formen — zweitens — entweder lediglich genus- und numerusmäßig, nicht aber kasusmäßig finit oder aber ein Kasus innerhalb eines zweitpersonigen Paradigmas, der sich eben gerade durch das Fehlen eines Artikels von den anderen Kasus unterscheidet. Nur eines tut der Vokativ in keiner dieser beiden Interpretationen: weder fällt er — formal — mit dem Nominativ zusammen noch ist er ein(e Art von) Nominativ.

## Literatur


Ágel, Vilmos 1996: *Finites Substantiv.* — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 24. S. 16-57.

Anschütz, Susanne R. 1992: *Morpho- und Terminologisches zum Imperativ.* — In: Anschütz, Susanne R. (Hg.): *Texte, Sätze, Wörter und Morpheme.* Festschrift für Klaus Heger zum 65. Geburtstag. Heidelberg: Orientverlag. S. 35-55.

Bally, Charles 1965: *Linguistique générale et linguistique francaise.* 4. Aufl. Bern: Francke.

Benveniste, Émile 1974: *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft.* München: List.

Bhatt, Christa 1986: *Vorschlag für Basisregeln von NPs.* Unveröffentl. Arbeitspapier.

Bhatt, Christa 1990: *Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen.* Tübingen: Niemeyer.

Braune, Wilhelm 1966: *Gotische Grammatik.* 17. Aufl. Neu bearbeitet von Ernst A. Ebbinghaus. Tübingen: Niemeyer.

Bühler, Karl 1965: *Sprachtheorie.* Die Darstellungsfunktion der Sprache. 2. Aufl. Stuttgart: Fischer.

Canisius, Peter 1994a: *Logophorische Pronomina im Deutschen.* — In: Beckmann, Susanne - Frilling, Sabine (Hg.): *Satz — Text — Diskurs.* Akten des 27. Linguistischen Kolloquiums, Münster 1992. Tübingen: Niemeyer. S. 3-8.

Canisius, Peter 1994b: *Relativpronomina, Personalpronomina, Kongruenz.* — In: Canisius, Peter - Herbermann, Clemens-Peter - Tschauder, Gerhard (Hg.): *Text und Grammatik.* Festschrift zum 60. Geburtstag von Roland Harweg. Bochum: Brockmeyer. S. 133-160.

Canisius, Peter 1994c: *Fragen zur Person oder: Personale Differenzierung außerhalb von finitem Verb und Personalpronomen.* — In: Mádl, Antal - Gottschalk, Hans-Werner (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1993.* Budapest 1994. S. 73-87.

Canisius, Peter 1994d: *Esophora — Zugleich ein Beitrag zur Theorie der Deixis.* — In: Halwachs, Dieter - Stütz, Irmgard (Hg.): *Sprache — Sprechen — Handeln.* Akten des 28. Linguistischen Kolloquiums, Graz 1993. Tübingen: Niemeyer. S. 21-26.

Canisius, Peter 1995: *Moziban, a moziban* und *im Kino — Verschmelzungen aus Präposition und Artikel im Deutschen und ihre Korrelate im Ungarischen.* — In: Szende, Béla; Frey, Pascal (Hg.): *Studien zur Germanistik*, 3. Jahrgang. Janus-Pannonius-Universität Pécs. S. 103-142.

Canisius, Peter 1998: *Kedves hallgatóink! — Possessivpronomina im Deutschen und Possessivsuffixe im Ungarischen.* — In: Canisius, Peter; Roessler, Paul (Hg.): *Studien zur Germanistik.* 5. Jahrgang. Janus-Pannonius-Universität Pécs. S. 9-42.

Donhauser, Karin 1986: *Der Imperativ im Deutschen.* Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modussystems. (= Bayreuther Beiträge zur Sprachwissenschaft 6) Hamburg: Buske.

Eisenberg, Peter 1994: *Grundriss der deutschen Grammatik.* 3. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler.

Gardiner, Alan 1951: *The Theory of Speech and Language.* 2nd ed. Oxford: Clarendon.

GUILLAUME, GUSTAVE 1919/1975: *Le problème de l'article et sa solution dans la langue francaise*. Paris: Nizet.

HARWEG, ROLAND 1967: *Skizze einer neuen Theorie des Vokativs*. — In: *Linguistics* 33. S. 37-48.

HERBERMANN, CLEMENS-PETER 1994: *Die dritte Person. Pronomina und Definitheit*. In: CANISIUS, PETER; HERBERMANN, CLEMENS-PETER; TSCHAUDER, GERHARD (Hg.): *Text und Grammatik*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Roland Harweg. Bochum: Brockmeyer. S. 89-131.

HJELMSLEV, LOUIS 1935: *La catégorie des cas*. I (= Acta Jutlandica, VII,1). Aarhus.

JAKOBSON, ROMAN 1960: *Closing Statement: Linguistics and Poetics*. — In: SEBEOK, THOMAS A. (ed.): *Style in Language*. Cambridge Mass: M.I.T. Press. S. 350-377.

JESPERSEN, OTTO 1924: *The Philosophy of Grammar*. London: Allen & Unwin.

JESPERSEN, OTTO 1940: *A Modern English Grammar on Historical Principles*. Vol. 5. Copenhagen: Munksgaard.

KURŸOWICZ, JERZY 1964: *The Inflectional Categories of Indo-European*. Heidelberg: Winter.

LEVINSON, STEPHEN C. 1983: *Pragmatics*. Cambridge: University Press.

LJUNGERUD, IVAR 1955: *Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900*. Lund: Gleerup und Kopenhagen: Munksgaard.

MOLITOR, FRIEDHELM 1979: *Zur Apposition im heutigen Deutsch*: Eine Vorstudie. Siegen: Höpner.

MUIR, JAMES 1972: *A Modern Approach to English Grammar*. London: Batsford.

OLSON, SUSAN 1989: *Das Possessivum: Pronomen, Determinans oder Adjektiv*.- In: *Linguistische Berichte* 120. S. 133-153.

SCHMIDT, WILHELM 1967: *Grundfragen der deutschen Grammatik*. Eine Einführung in die funktionale Sprachlehre. 3. Aufl. Berlin: Volk und Wissen.

SZABOLCSI, ANNA 1987: *Functional Categories in the Noun Phrase*. — In: KENESEI, ISTVÁN (ed.): *Theories and Analyses* (= Approaches to Hungarian, Vol. 2), Szeged: JATE. S. 167-189.

SZABOLCSI, ANNA 1992 : *Subordination: Articles and Complementizers*. — In: KENESEI, ISTVÁN – PLÉH, CSABA (eds.): *The Structure of Hungarian* (= Approaches to Hungarian, Vol. 4). Szeged: JATE. S. 123-137.

VENDRYES, JOSEPH 1921: *Le langage*. Paris: La renaissance du livre.

WEGENER, HEIDE 1995: *Die Nominalflexion des Deutschen — verstanden als Lerngegenstand*. Tübigen: Niemeyer.

WILMANNS, WILHELM 1909: *Deutsche Grammatik*. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. III. Abteilung, 2. Hälfte. Strassburg: Trübner.

WURZEL, WOLFGANG U. 1984: *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*. Berlin: Akademie.

*Anna Molnár (Debrecen)*

# Die Modalpartikel *denn* und ihre Grammatikalisierung[1]

## 0. Forschungsstand

Eine der kompliziertesten Fragen der Modalpartikelforschung ist die sog. Homonymieproblematik, also das Problem, daß diese „Redeteilchen" auch anderen Wortarten zugeordnet werden können, wie dies auch aus folgenden Beispielen hervorgeht:

(1) Die Umgebung der Stadt ist **eben**, die Berge sind etwa 40 km entfernt. (Adjektiv)

(2) Der Arzt ist **eben** eingetroffen, du kannst dich beruhigen. (Temporaladverb)

(3) Kinder sind **eben** lebhaft. (Modalpartikel)

Bei der synchronen Sprachbeschreibung und in der Lexikographie erschwert die Homonymie die kategoriale Einordnung dieser Lexeme und definiert sie als polyfunktionale Wörter. Die sich langsam etablierende diachrone Partikelforschung dagegen fragt nach den Gründen dieser Polyfunktionalität und versucht den Entstehungsweg solcher Lexeme aufzudecken. Sie fragt nach der primären Kategorie und ist neuerdings bestrebt, die syntaktischen Motive bei der Herausbildung der Modalpartikeln (im weiteren: MP) zu klären.

Wenn man also davon ausgeht, daß MP eine sekundäre, herausentwickelte Kategorie darstellen, hypostasiert man für sie eine Ausgangsform, von der die jeweils homonymen Lexeme abgeleitet werden können und die diese also prägt. Dieses MP-Homonym oder auch Spenderlexem genannt (vgl. DIEWALD 1997: 79) wird für gemeinsame Eigenschaften von MP und ihren Homonymen verantwortlich gemacht. Nach dieser Theorie wird versucht, den semantischen Kern des polyfunktionalen Lexems zu definieren. Das von W. Abraham als semantische Nullhypothese formulierte minimalistische Prinzip gibt dazu folgende Anweisung: „gehe in Ermangelung genauer Bedingungen davon aus, daß sich die spezifischen Modalpartikel-Funktionen aus der lexikalischen und/oder grammatisch-funktionalen Bedeutung des Modalpartikel-Homonyms [...] ergeben"

1 Der Aufsatz entstand im Rahmen des Forschungsprojektes FKFP 0330/1997.

(Abraham 1995: 125). Man betrachtet also MP als Ergebnisse eines Grammatikalisierungsprozesses, dessen Prämissen bestimmt werden müssen. Die Forderung nach sachlichen Kriterien in diesem Prozeß wurde bereits 1977 von H. Opalka formuliert, der vor allem die Aufdeckung der syntaktischen Indikatoren veranlaßte (vgl. Opalka 1977: 154). Das wichtigste Ergebnis im Bereich der Syntaxforschung verdanken wir W. Abraham, der in seinen Arbeiten mehrfach nachgewiesen hat, daß das topologische Kriterium für das MP-Vorkommen eines Lexems die Mittelfeldbesetzung ist, und daß das syntaktische (und semantische) Verhalten der sekundären Wortart in großem Maße von dem als primär angesetzten Lexem (MP-Homonym) geprägt wird (vgl. Abraham 1990, 1991).

Diese kurz angedeuteten Schwerpunkte der gegenwärtigen MP-Forschung bestimmen die weitere Richtung der Untersuchungen. Nach pragmatischen Beschreibungen steht nun die grammatisch-syntaktische Beschreibung im Vordergrund. Die Grammatikalisierungsproblematik, d.h. die historische Dimension dieser Frage, verlangt diachrone Untersuchungen, die die Hypothese von der Entwicklung dieser sekundären Wortart nun auch belegen, verifizieren oder falsifizieren. Es gibt bis jetzt wenig Studien, die tatsächlich auch auf historischen Korpusuntersuchungen beruhen und anhand von Belegen die Phasen der Entwicklung darstellen (Mašarik 1984, Simon 1996). Der vorliegende Beitrag ist ein Versuch, den Grammatikalisierungsprozeß der Modalpartikel **denn** zu rekonstruieren.

## 1. Das Korpus

### 1.1. Das Mittelfeld-Kriterium

Wenn wir von dem Abrahamschen topologischen Ansatz ausgehen, daß die Vorbedingung für das Vorkommen eines Lexems als MP die Mittelfeldbesetzung ist, müssen wir die Entstehungszeit der MP in der frühneuhochdeutschen Zeit suchen, in der das Mittelfeld durch die Herausbildung der Satzklammer zustande kam. J. Schildt, der die Herausbildung des Satzrahmens in der Zeit von 1470 bis 1730 untersucht hat (Schildt 1981: 237 ff.), stellte fest, „daß in der Zeit von 1470 bis 1730 Einfachsätze mit voll ausgebildeter Klammer anteilmäßig zunehmen" und „daß der voll ausgebildete Rahmen im 1. Zeitraum [1470-1530 — A.M.] z.B. in Einfachsätzen aus der Flugschriftenliteratur dominiert" (Schildt 1981: 282). Er nimmt, gerade im Zusammenhang mit dieser Textsorte an, daß die Rahmenkonstruktion ursprünglich in der Umgangssprache typisch war und von hier aus in die geschriebene Sprache eingedrungen sei (ebd.).

### 1.2. Die Textsorte

In der diachronen Partikelsuche nach **denn**-Belegen haben wir uns in diesem Sinne einer Textsorte zugewandt, die in zweifacher Hinsicht



relevant ist: Die Dialoge aus der Zeit der Reformation (aus den Jahren 1520-1525) stellen nämlich eine zeittypische Textsorte dar. Die Thesen der Reformation wurden vielfach diskutiert und mit unterschiedlicher Heftigkeit angegriffen. Andererseits steht die dialogische Form dem mündlichen Sprachgebrauch nahe, erweist sich also als geeignet für eine Untersuchung der Modalpartikeln.

Diese volkstümliche (d.h. anonym erschienene) Art des Dialogs wollte die Lutherschen Ideen für einen breiten Kreis der Bevölkerung propagieren, so daß diese Lehren in den Dialogen meist einfachen Menschen in den Mund gelegt wurden. Der „gemeine Mann" ist es also, der hier die Thesen und Lehren der Reformation erörtert, für sie argumentiert und seinen Gesprächspartner, der den Lehren wohl widerstrebt, zu überzeugen versucht. Die meisten Reformationsdialoge erschienen anonym, ihre Verfasser waren aber höchstwahrscheinlich gelehrte Menschen, die bewußt eine Vermittlerrolle zwischen wissenschaftlicher Gelehrsamkeit und naivem Glauben einnahmen, als sie die Gedanken der Reformation für das einfache Volk verständlich machen wollten. Zur Frage der Verfasserschaft äußert sich Werner Lenk, der Herausgeber dieser Texte, wie folgt: „[...] die bisherigen Ergebnisse haben doch zumindest schon soviel gezeigt, daß die Autoren im Kreis der lutherischen Theologen, der geistigen Führer der Bewegung zu suchen sind und nicht etwa in der Bauernschaft [...]. Es sind ehemalige Ordensgeistliche, Theologen und Prediger, die mit der Denk- und Lebensweise des einfachen Mannes vertraut waren und die mit ihm sympathisierten" (Lenk 1968: 31).

Der sprachliche bzw. sprachhistorische Ertrag dieser Texte ist in bezug auf unseren Untersuchungsgegenstand besonders groß. Durch die dialogische Form wird nämlich eine Gesprächssituation simuliert, in der die Gesprächspartner wie im mündlichen Sprachgebrauch miteinander kommunizieren, d.h. in einem lockeren, beabsichtigt schriftsprachenfernen Stil. Dabei können sie auch ihren emotionalen Anteil an dem Thema nicht verbergen, sie müssen auf Erwartungen und Gegenargumente ihrer Gesprächspartner eingehen, Meinungen bewerten und verstärken, d.h. ihre Einstellung zum Gesagten zum Ausdruck bringen. Man kann in Texten dieser Art einfach schon wegen der Textsortenkonvention mit sprachlichen Mitteln der gesprochenen Sprache, wie emphatischen Ausdrücken, Modalwörtern und Modalpartikeln rechnen. Den besonderen Wert dieser Dialoge macht darüber hinaus aus, daß hier zum ersten Mal Sprechsprachliches verschriftlicht wurde, das im Alt- und Mittelhochdeutschen nicht oder kaum belegt ist. Der der Untersuchung zugrundeliegende Band enthält 12 Reformationsdialoge (im weiteren: RD) aus den Jahren 1520-25, die Texte selbst umfassen 195 Seiten von insgesamt 304 Seiten des Buches. Die Dialoge wurden in den Computer eingegeben und die **dann/**

**denn**-Vorkommen mit Hilfe eines KWIC-Programms (key word-in-context)-Programms aufgerufen.[2]

## 2. *Dann* und *denn* in den Reformationsdialogen

### 2.1. Die Schreibvarianten

Die heutigen Lexeme **dann** und **denn** erscheinen in den RD in den Schriftvarianten **dan, dann** und **denn.**

Diese nebeneinander existierenden Wortformen mit unterschiedlichem Stammvokal sind auf unterschiedlich durchgeführte Lautentwicklungen zurückzuführen, die in frühneuhochdeutscher Zeit nicht mehr aktiv sind (vgl. REICHMANN/WEGERA 1993: §L 9). Die konkurrierenden Schreibungen sind in diesem Fall wohl nichtumgelautete und umgelautete Formen.

In dem genannten Zeitraum verteilen sich diese Schreibvarianten in den RD wie folgt:

**dan:** 146 **dann**: 424 **denn**: 33

Diese Verteilung bedeutet keinesfalls eine parallele Verteilung auf entsprechende Wortarten, Willkürlichkeit und Inkonsequenz sind ja charakteristische Merkmale der frühneuhochdeutschen Rechtschreibung. Oft kann hier die gleiche Schreibweise für unterschiedliche Wortarten stehen:

(4) **Dan** wen **dan** gleych der mensch alle werck des gesetzes verbrecht an glauben, so sundigt er doch an [ohne] vnterlaß. (RD, S. 164)

Das erste **dan** ist hier eine Konjunktion, das zweite dagegen ein Adverb.
Die Festlegung der Schreibformen auf je eine Wortart — so wie es heute der Fall ist (**dann:** Adverb, **denn:** Konjunktion, Modalpartikel) beginnt erst im 18. Jahrhundert (vgl. PAUL/HENNE 1992: 168).

### 2.2. Die Verteilung auf Wortarten in den RD

Bei der Wortartenzuweisung von homonymen Lexemen haben wir die üblichen Kriterien für die Bestimmung von MP verwendet.

Im syntaktischen Bereich sind dies: Mittelfeldvorkommen, Nicht-Erststellenfähigkeit, Nicht- Erfragbarkeit sowie Restriktion in bezug auf das Vorkommen in bestimmten Satztypen. Bei **denn** bedeutet Letzteres sein Vorkommen in Entscheidungsfragen und in W-Fragen sowie im indirekten Fragesatz.

Das intonatorische Kriterium, daß nämlich MP gegenüber ihren Homonymen meistens unbetont sind, entfällt bei schriftlichen Formen, so daß eine eindeutige Wortartenbestimmung in manchen Fällen nicht möglich

2 Für die Herstellung der computerlesbaren Form sowie für das KWIC-Programm bedanke ich mich hiermit bei Herrn István Pataki.



ist. So z.B. bei MP, die Adverbien als Homonyme haben (wie es auch bei **denn** der Fall ist!), weil hier im Falle der Mittelfeldbesetzung beider Wortarten die Akzentuierung die Wortartenbestimmung erleichtern kann. Nach diesen Kriterien (und diese kombiniert mit den Schreibvarianten) zeigen die RD folgendes Bild:

Konjunktion: (**dan**) 99 + (**dann**) 297 + (**denn**) 15 = 411

Adverb: (**dan**) 25 + (**dann**) 84 + (**denn**) 14 = 123

MP: (**dan**) 22 + (**dann**) 39 + (**denn**) 1 = 64

Nicht klar unterscheidbare Fälle:

Adverb oder MP: (**dan**) 0 + (**dann**) 4 + (**denn**) 1 = 5

Die Auszählung erlaubt folgende Behauptung: In dem untersuchten Zeitraum und in dem untersuchten Korpus überwiegt die konjunktionale Verwendung der Lexeme **dan, dann, denn,** d.h. diese erscheinen in erster Linie als Einleitung zu kausalen Nebensätzen.

**a. Die *kausale Konjunktion*:**

(5) BEÜERLEIN: Ey ey ey, lieber herr, nit zürnt, **dan** auß zorn entstett nichts gutz**!** (RD, S. 144)

(6) FRANTZ: Thu noch fleiß, **dann** es ist kein zeyt zu langsam, etwas zu lernen oder recht zu thun ... . (RD, S. 103)

(7) Da richt dich nach, **denn** es muss sin! (RD S. 225)

Die kausale Konjunktion **dan/dann/denn** ist eine verhältnismäßig neue Funktion des Lexems zu Beginn des 16. Jahrhunderts, sie breitete sich erst im Laufe des 15. Jahrhunderts aus und löste dadurch die ältere Doppelform **wann/wenn** in dieser Funktion ab (vgl. REICHMANN/WEGERA 1993, § S, 306, 1-2). Diese alten kausalen Konjunktionen kommen in den RD überhaupt nicht mehr vor.

Wie die Beispiele zeigen, tritt kausales **denn** hier immer mit Hauptsatzwortfolge, d.h. mit Drittstellung des finiten Verbs auf, so wie es auch heute der Fall ist. Wie W. Eroms ausführt (EROMS 1980: 82 ff.), erscheint in frühneuhochdeutscher Zeit auch die andere kausale Konjunktion **weil,** die aber Nebensatzfolge verlangt. Daß diese Differenzierung erst im Frühneuhochdeutschen voll ausgeprägt ist, hängt mit der syntaktischen Entwicklung zusammen, daß im Frühneuhochdeutschen bereits zwischen Haupt- und Nebensatz klar differenziert wurde.

Das häufige Verwenden des kausalen **denn** wurde wohl auch durch die Textsortenspezifik gefördert, dadurch nämlich, daß in den Dialogen für bestimmte Thesen argumentiert wurde; die Argumentation stellt aber oft kausale Verbindungen her und dazu werden **denn**-Formen gewählt.

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai Intézet

**b/ Die *Vergleichskonjunktion*:**

Neben der kausalen Konjunktion erscheinen **dan/dann/denn** in den RD auch als Konjunktion bei Vergleichen, in der Bedeutung des heutigen **als:**

(8) Vnd darumb ist der glaub nichts anders **dan** allen wortten gottes vertrawen vnd glauben. (RD, S. 164)

(9) Das haben wir bey vnsern zeyten mer **dann** ein mal also geschehen mit augen gesehen. (RD S, 115)

(10) Es lust mich bass [besser], **denn** essen und trinken! (RD, S. 230)

Diese konjunktionale Funktion von **denn** bei Vergleichen (auch als Vergleichspartikel bezeichnet, vgl. HELBIG 1994: 29) ist heute vollständig von **als** verdrängt worden, wenn nicht, so gilt die Formulierung als stilistisch markiert, gehoben.

Einen speziellen Fall der konjunktionalen Verwendung des frühneuhochdeutschen Lexems **dan/dann/denn** stellt folgender Exzeptivsatz dar, wo **dan** ein (obligatorischer) Teil der konjunktionalen Fügung ist (vgl. MAŠARIK 1984: 6; REICHMANN/WEGERA 1993: 463):

(11) ... es sey **dan** das vnß gutt füst [Fäuste], schwerd, harnisch und hallebarten sampt gutem geschütz nit helffen mag. (RD, S.77)

**c/ Das *Adverb***

Als Adverb drückt frühneuhochdeutsches **dan/dann/denn** temporales oder konsekutiv-temporales Verhältnis aus, es kann in jedem Satztyp vorkommen und ist mit Verb-Erst-, Verb-Zweit- und mit Verb-Letzt-Sätzen vereinbar:

(12) Leüt man **dann** zu vigilg, trägt es nit vil, so bleibt er sytzen ... (RD, S. 131)

(13) Also geschicht **denn** auch; du sihest, das die schefflein, die er speyst, nicht meer auff das dunnern ... der pfaffen vnd der papisten geben. (RD, S. 172)

(14) Wann sie **dan** tzu eym ans todt bett kommen seind, so haben sie yhm dan als bald gesagt, er sol yhres ordens nit vergessen, mit eym gulden. (RD, S. 191)

**d/ Die *Modalpartikel***

Als MP zeigt **dan/dann/denn** eine geringe Frequenz (insgesamt 64 Belege bzw. 5 Zweifelsfälle) in den Reformationsdialogen. Als Bedingung für die Zuweisung des **denn**-Lexems zu den Modalpartikeln gilt seine syntaktische Restriktion auf Fragesätze.

In Entscheidungsfragesätzen belegen die RD **dan/dann** in 28 Fällen, die heutige Schreibform **denn** kommt in diesem Satztyp in diesen Texten nicht vor.



(15) Kan ich **dan** nit zu reden kommen vor dir? (RD, S. 144)

(16) Wollen wir **dann** nit die jhenen, die vns so lang verfürt, vmb ire übelthat straffen? (RD, S.101)

In Entscheidungsfragen steht die MP meistens an dritter Stelle, nach dem Subjekt, wie in den obigen Sätzen, oder auch nach dem Objekt, wie in:

(17) Hat dich **dan** der teufel her bracht, das du vnß unser sach wylt helffen verderben? (RD, S. 185)

In W-Fragen ist **dan/dann/denn** in MP-Funktion 34mal belegt, in diesem Satztyp gibt es mehrere Stellungsmöglichkeiten für sie innerhalb des Mittelfeldes, allerdings steht sie, wie bereits allgemein für MP festgestellt (HENTSCHEL 1986: 211), immer vor dem Rhema.

Subjekt + MP:

(18) Was sol man **dann** alhie sagen von dem grossen geschmück in den kirchen ... (RD, S. 112)

MP + Subjekt:

(19) Du lieber Petre, was haben **denn** unsere pfaffen furgebenn, damit wir arme leut ... teglich vorfurt werdenn? (RD, S. 170)

Subjekt + Akk.Objekt + MP:

(20) Mein lieber bruder, wye soll ich mich **dan** in der Beycht so halten? (RD, S. 186)

Die MP **denn** als ein formales Bestandteil von direkten Fragesätzen kann heute infolge der Analogie (vgl. auch KRIWONOSSOW 1977: 99) auch in indirekten Fragen erscheinen. Die Reformationsdialoge lieferten allerdings für diesen Satztyp insgesamt 2 Belege:

(21) Nun wolt ich geren wysßen, wie ich mich **dan** mit den feirtagen halten sol. (RD, S. 187)

(22) Haben sie geradt schlagt mit eyn ander, wie sie **denn** sachen theten [wie sie denn Sachen tun sollten], do mit sie eyn geleufft [einen Zulauf] machten. (RD, 180)

In (21) wäre zu diesem Satz auch eine adverbiale Interpretation von **dan** möglich. Ich bewerte diese Vagheit der Wortart im ersten Beleg und die minimale Belegzahl in indirekten Fragesätzen so, daß das MP-Vorkommen in Fragesätzen in den zwanziger Jahren des 16. Jh. zwar bereits nachweisbar ist, **denn** ist aber noch nicht zum formalen Markierer des Fragesatzes geworden und deshalb kann es nicht mechanisch auf indirekte Fragesätze übertragen werden.

## 3. Auswertung

### 3.1. Frequenz und Chronologie

Die statistische Auszählung von **denn**-Belegen in Reformationsdialogen zeigt, daß zu Beginn des 16. Jh. dieses Lexem vor allem in konjunktionaler Verwendung vorkam und nur selten in MP-Funktion:

**denn** (MP) 64 : **denn** (Konjunktion) 411

Diese Statistik steht in krassem Gegensatz zu der heutigen Funktionsverteilung dieses Lexems, für die heutige Sprache gibt z.B. Redder (vgl. Redder 1990: 21) in Alltagsgesprächen folgende Proportion an :

**denn** (MP) 24 : **denn** (Konjunktion) 17

Diese Angaben muß man aber vorsichtig interpretieren, besonders wenn man bedenkt, daß diese Reformationsdialoge nicht einfache Alltagsgespräche sind, man diskutiert hier über Glaubensfragen, bespricht Luthers Thesen, führt biblische Zitate und Beispiele an — so daß diese Dialoge eher mit einer anderen Textsorte der heutigen Zeit verglichen werden können: entweder mit der Textsorte „Diskussion" oder mit der, die Redder als „Meinung gegen Meinung" bezeichnet. Für diese Gattungen und für die Gegenwartssprache gibt auch Redder ganz andere Proportionen an:

Diskussionen:

**denn** (MP) 9 **denn** (Konjunktion) 22

Meinung gegen Meinung:

**denn** (MP) 38 **denn** (Konjunktion) 86
(Redder 1990:104)

Es wäre also voreilig zu behaupten, daß die geringe Frequenz der MP **denn** zu Beginn des 16. Jh. *allein* damit zu erklären sei, daß die Kategorie MP erst im Entstehen ist; wie wir sehen, müssen wir selbst in der Reformationszeit damit rechnen, daß ihre Verwendung — und noch mehr ihre Verschriftlichung — stark textsortenabhängig ist.

Trotzdem kommt die Frage auf, wie sich diese geringe Zahl von MP zu der Behauptung der Fachliteratur verhält, wonach **denn** zu den ältesten MP gehört. A. Burkhardt datiert **denn** bereits im Althochdeutschen (Burkhardt 1994: 140), das neubearbeitete Deutsche Wörterbuch belegt es seit dem 11. Jh. in Partikelfunktion (Grimm 1983, Bd. 6), auch Redder vertritt die Meinung, (wohl genauso wie Burkhardt, in Anlehnung an das Grimmsche Wörterbuch) daß die MP-Funktion von **denn** die historisch ältere ist und die kausale Verwendung sich erst im 15. Jh. durchgesetzt hat (Redder 1990: 19). Das Deutsche Wörterbuch von H. Paul u. H. Henne führt die MP **denn** dagegen erst bei Luther an (Paul/Henne 1992: 168) und



auch H. J. Simon fand in dem von ihm analysierten Sprachlehrbuch aus dem Jahre 1424 noch *keinen* Beleg auf ein MP-**denn** (Simon 1996: 272 ff.). Leider kann man sich hier nicht allein auf die historischen Wörterbücher verlassen, weil in diesen — wie wir gesehen hatten — die Datierung der Belege unterschiedlich ausfällt. Der Grund dafür ist sicherlich die unterschiedliche Interpretation des Modalpartikelbegriffes, was wiederum nachvollziehbar ist, wenn man bedenkt, daß die Partikelforschung nur ca. 30 Jahre alt ist.

Ich nehme aufgrund meiner verhältnismäßig wenigen MP-**denn**-Belege an, daß man in vorfrühneuhochdeutscher Zeit nur mit *sporadischem* Vorkommen der MP **denn** rechnen kann, wenn selbst im ersten Viertel des 16. Jh., in einer dialogischen Textsorte noch eine relativ kleine Zahl dieser Wortart belegt ist, und — im Gegensatz zu Redder — denke ich auch, daß konjunktionales **denn** dem MP-**denn** zeitlich *vorausgeht*.

### 3.2. Die Grammatikalisierung

Grammatikalisierung bedeutet in bezug auf die MP-Genese einen Prozeß, in dem das als primär gesetzte Wort (MP-Homonym) seine lexikalische Bedeutung langsam verliert, sich semantisch entleert, so daß sie nichts mehr zur Proposition beiträgt, sein Stellungsverhalten ändert und die pragmatische Funktion übernimmt, auf die Gesprächssituation hinzuweisen oder Einstellungen zu signalisieren.

Als Homonym, aus dem sie hervorgegangen ist, gilt für die MP **denn** das *Temporaladverb* **dann**, dieses ist also die primäre Kategorie, die die weitere Entwicklung des Lexems prägt. Das Temporaladverb **dann** ist ein *deiktisches* Wort, und zwar *anadeiktisch*, das auf einen vorangehenden zeitlichen Abschnitt im Handlungsablauf zurückverweist. Eine nächste Stufe stellt wohl die Verwendung des Adverbs **dann** in einem Kontext dar, wo es nicht einfach wahrheitsfunktional d.h. in temporalem Sinne fungiert, sondern konsekutiv: d.h. es stellt eher eine *logische* Folge dar, und wird in der Bedeutung ‚schließlich, folglich, also' eingesetzt. Die Konsekutivrelation setzt zwei zeitlich aufeinander folgende Handlungen in Beziehung zueinander und läßt das später Genannte als Folge des Erstgenannten erscheinen, wie z.B. in:

(22) Als mich dünckt, so ist des bapst lehr gar auff das gelt vndd blut der armen gewandt, das **dan** viel leuht [Leute] clagen mussen. (RD, S.172)

In der konsekutiven Relation schwingt natürlich der zeitliche Aspekt von **dann** noch mit, aber eine gewisse Entfernung davon ist bereits erkennbar.

Die *kausale Konjunktion* **denn** läßt den temporalen Charakter dieses Wortes nicht mehr erkennen. Hier werden Ursache und Wirkung in Beziehung gesetzt, weil regelmäßig auftretende zeitliche Aufeinanderfolge von

Handlungen oder Geschehnisse diese so erscheinen läßt, als würde die Eine die Andere auslösen. W. Eroms spricht hier in Anlehnung an W. Abraham über ‚alltagslogische Schlüsse', über ‚Trugschlüsse' (vgl. Eroms 1980: 81). Die mit kausaler Konjunktion verknüpften Sätze interpretieren den Handlungsablauf so und der **denn**-Satz gibt eine Begründung des Vordersatzes. So wie in der Konsekutivrelation das Adverb **dann** zurückverweist, wird in dem mit der kausalen Konjunktion eingeleiteten Satz die Ursache angegeben, die die im Vordersatz geschilderte Wirkung auslöste. **Denn**-Sätze sind also sowohl logisch als auch rein linear gesehen rückwärts gerichtet.

Funktional-pragmatisch gesehen geschieht das „zum Zwecke der Reparatur von Verstehensproblemen" (Redder 1990: 40), d.h. mit einer Begründung wird der Hörer auf eine (mögliche) Ursache des Gesagten verwiesen, damit dadurch sein Verständnisproblem beseitigt wird. Hier aber befinden wir uns schon ganz deutlich auf einer logischen Ebene, das Temporale ist in den Schatten gestellt.

Gleichzeitig läßt sich bei **denn**-Begründungen auch ein *illokutives* Moment feststellen: Die **denn**-Begründung stellt nämlich eine Kausalität nicht als reales Ursache → Wirkungs-Verhältnis dar, sondern schildert dieses Verhältnis aus der Sicht, d.h. nach der Einschätzung des Sprechers. Im Gegensatz zu der kausalen Konjunktion **weil** verbindet diese Konjunktion „nicht Propositionen, sondern Bedeutungen syntaktisch selbständiger Sätze [...], also Einheiten aus einem *Einstellungsoperator* [Hervorhebung von mir A.M.] und seinem propositionalen Operanden" (Pasch 1983: 99). Das erklärt auch die Hauptsatzwortfolge nach der Konjunktion **denn.**

Wie wir gesehen hatten, verliert das Temporaladverb **dann** Schritt für Schritt seine lexikalische Bedeutung, trägt kaum mehr zur Proposition bei. Die Konjunktion **denn** hat dafür natürlich textverknüpfende Funktion übernommen, indem sie Behauptungen mit sprecherseitigen Begründungen verknüpft.

Die MP-**denn**, die im Satzinneren, im Mittelfeld vorkommt, signalisiert ebenfalls ein Verstehensproblem, aber dies von Seiten des Hörers. Die adäquate Form dafür ist der Fragesatz. Durch die MP **denn** wird aber die Frage darüber hinaus auch in eine Situation, in einen Kontext so eingefügt, daß sie eine Anknüpfung an das Vorangehende leistet, sei es der sprachlich formulierte oder der nonverbale, sog. pragmatische Prätext (Diewald 1997: 77), aus dem die Frage sozusagen logisch folgt. Der Fragende führt dadurch seinen Gesprächspartner auf einen Punkt im Gespräch zurück und erwartet wohl eine plausible Antwort, die sein Verständnisproblem ausräumt. Bei dieser Einfügung der Frage in die Gesprächssituation durch **denn** fungiert diese MP eindeutig nur auf der illokutiven Ebene und läßt keine lexikalische Bedeutung erkennen, durch sie wird die Frage nur in den Gesprächsablauf eingebettet. Dabei erzielt



die MP **denn** genauso wie die Konjunktion einen Rückkopplungseffekt, wirkt textkonnektierend, also diskursfunktional. Die Modalpartikel **denn** ist aber im Gegensatz zu dem Adverb und zu der Konjunktion, nicht mehr satzkonstituierend, sie ist aus den Fragen sogar eliminierbar.

Diesen Schritten der Grammatikalisierung entspricht wahrscheinlich auch das chronologische Auftreten von **dann / denn** in den einzelnen Wortarten oder Funktionen. Das Temporaladverb wird nach Paul/Henne aus dem Mittelhochdeutschen belegt (Paul/Henne 1992: 168), die Konjunktion erscheint nach Reichmann /Wegera erst im 15. Jh. (s. oben) und über häufige Verwendung von MP im heutigen Sinne können wir höchstwahrscheinlich erst seit frühneuhochdeutscher Zeit sprechen.

Das Lexem **dann / denn** macht also — wie gezeigt — einen typischen Weg der Grammatikalisierung im Sinne von W. Abraham durch, vom

> temporal > logical > illocutive/discourse functional
> (Abraham 1991: 373)

Weil das Lexem in diesem Prozeß die ursprüngliche lexikalische Bedeutung allmählich verliert, kann der MP **denn** nur auf einer ganz hohen Abstraktionsebene irgendeine Bedeutung zugeschrieben werden. Thurmair versucht diesen Bedeutungskern mit den Begriffen

> > KONNEX< und >UNERWARTET< anzugeben
> (Thurmair 1989: 164),

mit denen eher die Textfunktion und die ausgelöste Wirkung beschrieben wird.

Den semantischen Kern der MP **denn** denke ich mit den Begriffen *‚Folge'* bzw. *‚Rückwärtsfolge'* zu erfassen, weil diese Bedeutungsangabe auch für die MP-Homonyme gilt. Die heutigen Lexeme **dann** und **denn** signalisieren in diesem Sinne eine *rückwärts gerichtete Folgebeziehung zwischen zwei Elementen (der Handlung, der Äußerung und des Gesprächsablaufs)*. Für die einzelnen Wortarten bedeutet dies folgendes:

> zeitliche Rückwärtsfolge: **dann** = Adverb > logische Rückwärtsfolge: **denn** = Konjunktion > Rückwärtsfolge im Gesprächsablauf: **denn** = MP.

All diesen Bedeutungen liegt natürlich der *deiktische* Charakter des Spenderlexems **dann** zugrunde, das in der Zeit zurückverweist, die Konjunktion weist auf logischer Ebene (von der Wirkung auf die Ursache) zurück, und mit der MP **denn** wird diese anadeiktische Beziehung auf die Gesprächssituation transponiert. Eine Frage mit **denn** ertönt meistens mitten im Gespräch, also nur ganz selten gesprächseinleitend, weil mit ihr auf einen früheren Punkt/Abschnitt im Gesprächsablauf zurückverwiesen wird.

Daß **denn** heutzutage jedoch auch in gesprächseinleitenden Fragen vorkommen kann, etwa bei einer Begegnung, wo gleich nach der Begrüßung die Frage gestellt wird, illustrieren folgende Sätze:

(23) Na, wie geht es **denn** ?

(24) Was machst du **denn** so / hier?

Solche Verwendungen von **denn** können wir nur als ein weiter fortgeschrittenes Stadium der Grammatikalisierung interpretieren, wo durch **denn** zwar eventuell auch auf einen sog. pragmatischen Prätext, d.h. auf ein früheres Gespräch oder eine Begegnung zurückverwiesen werden kann, meistens wird aber dieser Prätext oder diese Situation einfach nur simuliert. **Denn** ist hier tatsächlich ein grammatischer Markierer des Fragesatzes, der durch häufiges Vorkommen in Fragesätzen konventionalisiert wurde. Hier fehlt jeder thematische oder kontextuelle Anknüpfungspunkt, die Frage wirkt aber gleich vertraut und freundlich, weil sie irgendeine frühere Vertrautheit andeutet. Diese Wirkung verdanken Sätze dieser Art dem anadeiktischen Ursprung der Modalpartikel **denn**.

Für diese Art der Modalpartikelverwendung liefern die Reformationsdialoge noch keinen Beleg. In der untersuchten Zeit scheint die Grammatikalisierung von **dann / denn** eher noch auf der Stufe der *konjunktionalen* Verwendung von **denn** zu sein, wie sie sich uns aus den Belegen und aus der Frequenzuntersuchung auftut. Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Verschriftlichung der gesprochenen Sprache in dieser Zeit erste Ansätze zeigt, so daß man mit dem häufigeren Auftreten von Modal- und Gesprächswörtern in schriftlichen Texten erst in späteren Perioden rechnen kann.

## Literatur


Abraham, Werner 1990: *Zur heterogenen Entfaltung der Modalpartikel im Ahd. und Mhd.* — In: Betten, Anne (Hg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer. S. 124-138.

Abraham, Werner 1991: *The Grammaticization of the German Modal Particles.* — In: Traugott, Elisabeth Closs; Heine, Bernd (Hg.): *Approaches to Grammaticalization* vol II. Amsterdam; Philadelphia: Benjamins. S. 331-380

Abraham, Werner 1995: *Wieso stehen nicht alle Modalpartikel in allen Satzformen*? Die Nullhypothese. — In: *Deutsche Sprache* Bd. 23. H. 2. S. 124-146.

Burkhardt, Armin 1994: *Abtönungspartikeln im Deutschen: Bedeutung und Genese.*— In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* Bd. 22. S. 129-151.

Diewald, Gabriele 1997: *Grammatikalisierung*. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer (= Germanistische Arbeitshefte 36).

Eroms, Hans-Werner 1980: *Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen.* — In: *Sprachwissenschaft* Bd. 5. S. 73-115.

Grimm, Wilhelm; Grimm, Jacob 1983: *Deutsches Wörterbuch.* Neubearbeitung. Hrsg. v. d. Akad. d. Wiss. zu Göttingen. Bd. 6. Leipzig: S. Hirzel.





Helbig, Gerhard 1994: *Lexikon deutscher Partikeln*. 3. durchges. Aufl. Leipzig u.a.: Langenscheidt.

Kriwonossow, Alexej 1977: *Die modalen Partikeln in der deutschen Gegenwartssprache*. Göppingen: Kümmerle.

Lenk, Werner 1968: *Die Reformation im zeitgenössischen Dialog*. 12 Texte aus den Jahren 1520-1525. Berlin: Akademie.

Mašarik, Zdenek 1984: *Zur Frage der Partikeln bei M. Luther.* — In: *Linguistische Studien*, Reihe A, Bd. 119/III. Berlin: Akademie Verlag. S. 2-15.

Opalka, Hubertus 1977: *Zum syntaktischen verhalten der abtönungspartikeln **aber, ja und vielleicht** in satzkonstruktionen mit prädikativen ergänzungen* — In: Weydt, Harald (Hg.): *Aspekte der Modalpartikeln*. Studien zur deutschen Abtönung. Tübingen: Niemeyer. S. 131-154.

Pasch, Renate 1983: *Untersuchungen zu den Gebrauchsbedingungen der deutschen Kausalkonjunktionen **da, denn und weil**.* — In: *Linguistische Studien*, Reihe A, Bd. 104, Berlin: Akademie Verlag. S. 41-243.

Paul, Hermann; Henne, Helmut 1992: *Deutsches Wörterbuch*. 9. vollständig neu bearb. Aufl. von Helmut Henne; Georg Objartel. Tübingen: Niemeyer.

Redder, Angelika 1990: *Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: **denn und da.*** Tübingen: Niemeyer.

Reichmann, Oskar; Wegera, Peter 1993: *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer.

Schildt, Joachim 1981: *Zur Ausbildung des Satzrahmens.* — In: Kettmann, Gerhard; Schildt, Joachim: *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730)*. Der Einfachsatz. Berlin: Akademie (= Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 56/I) S. 235-284.

Simon, Horst J. 1996: *Zur Problematik einer Geschichte der deutschen Abtönungspartikeln.* Fallstudien anhand eines Sprachlehrbuchs von 1424. — In: *Sprachwissenschaft* Bd. 21. H. 3. S. 262-300.

Thurmair, Maria 1989: *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen: Niemeyer.

# Deutsch als Fremdsprache

*Gunther Dietz / Krisztián Tronka (Debrecen)*

# Ausspracheschulung für fortgeschrittene ungarische Deutschlerner

## Ein Unterrichtskonzept

### 1. Problemstellung

Wie läßt sich die Aussprache von fortgeschrittenen Deutschlernern ungarischer „Zunge" — diese metonymische Redeweise ist dem Thema wohl angemessen — verbessern? Diese Frage benennt die didaktische Herausforderung einer Übung zur „Praktischen Phonetik", die wir seit einigen Jahren an der Lajos-Kossuth-Universität (KLTE) Debrecen für Germanistikstudierende im 1. Studienjahr abhalten. Die Antworten, die wir auf diese Frage gefunden haben, sollen einerseits im vorliegenden Aufsatz vorgestellt und andererseits in die Erstellung eines Phonetik-Lehrwerks für die genannte Zielgruppe münden.

Im Folgenden sollen eingangs die Bedingungen skizziert werden, die eine Ausspracheschulung innerhalb der universitären ungarischen Germanistik berücksichtigen muß (Kap. 2). Danach wollen wir unter Rückgriff auf neuere phonetikdidaktische Arbeiten (Kap. 3 und 4) die für unser Konzept relevanten Leitprinzipien (Kap. 5) darlegen. Im Anschluß daran wird der Gesamtaufbau des Kurses (Kap. 6.1.) sowie die Mikrosequenzierung einer Unterrichtseinheit (Kap. 6.2.) vorgestellt. In einem Ausblick (Kap. 7) werden schließlich Vorschläge für eine institutionelle und curriculare Einbettung der Ausspracheschulung in ungarischen Lehrerbildungsinstitutionen gemacht sowie einige Desiderata im Bereich der Zweitsprachenerwerbsforschung benannt.

### 2. Lernervoraussetzungen und curriculare Bedingungen

Bei der Zielgruppe, Studierende der Germanistik im 1. Studienjahr, handelt es sich um Deutschlerner, die nach eigenen Angaben mehrere Jahre schulischen Deutschunterricht hatten (Mittelwert: 6,6 Jahre). Viele waren auch schon für längere Zeit in einem deutschsprachigen Land (Mittelwert: 3,7 Monate). Zwar kann man eine solche Lernergruppe aufgrund des durch Tests ermittelten Sprachniveaus in anderen Fertigkeitsbereichen pauschal als „fortgeschritten" charakterisieren, die Qualität der Aussprache ist jedoch äußerst verschieden und schwankt zwischen einem sehr

starken „ungarischen Akzent" bis hin zu annähernd muttersprachlichem Niveau.

Die Ausspracheschulung bei fortgeschrittenen Lernern ist mit einigen Handicaps behaftet, hat aber auch gewisse Vorteile gegenüber der Arbeit mit Anfängern. Das größte Problem besteht darin, daß das Verändern von über Jahre hinweg „fossilierten" Aussprachegewohnheiten bekanntlich wesentlich schwieriger ist als das Neulernen (vgl. DIELING 1992: 54). Damit zusammen hängt das Motivationsproblem, das darin besteht, „psychische Barrieren zu überwinden und die Lernenden für die Phonetik zu sensibilisieren" (ebd.). Eine psychische Barriere besteht z.B. darin, daß viele der Studierenden gar nicht verstehen, wieso ihre Aussprache verbesserungswürdig ist, sind sie doch die letzten Jahre hindurch mit dieser ihrer Aussprache „durchgekommen". Unseren Erfahrungen nach ist es für viele Studierende tatsächlich das erste Mal, daß sich überhaupt jemand für ihre Aussprache interessiert — was ein bezeichnendes Licht auf den Stellenwert der Aussprache im schulischen Deutschunterricht wirft (s. Kap. 7).

Für diejenigen Lerner, die schon über eine weitgehend normgerechte Aussprache verfügen, stellt sich das Motivationsproblem anders: Sie fragen sich vielleicht, was sie überhaupt in einer solchen Übung zu suchen haben. Die Antwort auf diese Frage müßte u.E. lauten, daß (a) auch bei Lernern mit einer im allgemeinen guten deutschen Aussprache interferenzgeprägte Normabweichungen auftreten und (b) daß ihnen in der Regel das Wissen über phonetische Probleme, über Möglichkeiten der Verbesserung der Aussprache fehlt, das sie jedoch benötigen, falls sie später einmal selbst als Sprachlehrer tätig werden wollen. Für beide — hier natürlich idealisiert charakterisierten — Lernergruppen sind also mindestens zwei Zielsetzungen gegeben: Die Verbesserung der Aussprache auf der einen Seite und die Sensibilisierung für phonetische Phänomene sowie das Aufzeigen von didaktischen Möglichkeiten auf der anderen Seite, wobei für die schwächeren Sprecher eher der erste Schwerpunkt und für die besseren der zweite im Mittelpunkt stünde.

Die Arbeit mit fortgeschrittenen Lernern, zumal mit Germanistikstudierenden, hat jedoch auch einige Vorteile: So kann in stärkerem Maße als bei Anfängern und Nicht-Germanisten bei Erklärungen und Regeln auf sprachwissenschaftliche Termini und Konzepte zurückgegriffen werden. Vor allem aber kann aufgrund der höheren Kompetenz das Übungsmaterial interessanter gestaltet und ohne progressionsbedingte Beschränkungen mit anderen Bereichen wie Lexik und Grammatik verbunden werden (DIELING 1992: 54).

Die Rahmenbedingungen, in denen eine Ausspracheschulung an der KLTE stattfindet, sind nicht besonders vielversprechend, aber immerhin besser als nichts: Im Curriculum steht den Studierenden eine einstündige, 50minütige Übung über ein ganzes Studienjahr hinweg zur Verfügung,



also realistisch gesehen etwa 26 Unterrichtseinheiten. Die Gruppenstärke schwankt zwischen 12 und 20 Teilnehmern, was eine Förderung der *individuellen* Aussprache im Sinne einer intensiven Beschäftigung mit einzelnen Studierenden nur in Ausnahmefällen zuläßt. Mit anderen Worten: Der Erfolg der Übung in Gestalt einer deutlich verbesserten Aussprache hängt in starkem Maße vom persönlichen Engagement der Studierenden ab, das sich auch in häuslicher Vorbereitung und Training zeigen muß.

## 3. Neuere Tendenzen der Phonetik-Didaktik

Die praktische Phonetik, d.h. die Schulung der Aussprache von Nichtmuttersprachlern, ist in den letzten Jahren nach einer längeren „Stiefkind"-Phase wieder stärker ins Zentrum der DaF-Didaktik gerückt. Dies zeigt sich unter anderem im Erscheinen zahlreicher spezieller Lehr- und Übungsmaterialien auf dem (deutschen) Markt (z.B. RAUSCH/RAUSCH 1993, GÖBEL/GRAFFMANN/HEUMANN 1991, CAUNEAU 1992, FREY 1995, MIDDLEMANN 1996, STOCK/HIRSCHFELD 1996), aber auch darin, daß in neueren DaF-Lehrwerken der Phonetik wieder ein höherer Stellenwert zugemessen wird als in den Lehrwerken der 80er Jahre.[1]

Im Folgenden sollen stichwortartig einige wichtige Tendenzen der neueren Phonetik-Didaktik benannt werden, wobei wir jedoch auf eingehendere Begründungen und Erörterungen verzichten.

- Sprech- *und* Hörphonetik: Phonetikunterricht darf sich nicht auf das (Nach-)Sprechen von präsentiertem Sprachmaterial beschränken, sondern muß auch das phonetische Hören systematisch miteinbeziehen.[2]
- Integrative Phonetik: „Phonetik pur" sollte möglichst vermieden werden, indem die Schulung der Aussprache mit vielen anderen Bereichen sprachlichen Wissens verknüpft wird. DIELING/HIRSCHFELD (1995: 61-79) nennen dabei: Orthographie, Grammatik,[3] Lexik, Poetik, Musik, Kinetik, Landeskunde.
- Kontrastive Phonetik: So alt und einleuchtend die Forderung nach Kontrastivität der Ausspracheschulung ist, so ist doch für viele Ausgangssprachen noch immer ein Mangel an geeigneten Übungsmaterialien, die die spezifischen Probleme der jeweiligen Sprecher konsequent berücksichtigen, zu verzeichnen (s.u. Kap. 5.2.).

1 Übersichten und Rezensionen über Phonetik-Materialien finden sich in DIELING 1994, DIELING/HIRSCHFELD/SCHMIDT 1994, DIELING/HIRSCHFELD 1994, DIELING/HIRSCHFELD 1995a: 82-86 und HIRSCHFELD 1995b: 9-10.

2 Vgl. DIELING/HIRSCHFELD 1995: 26 und GROTJAHN 1998: 66 f. Eine Typologie von Formen des Hörens bietet DIELING 1992: 31-35. Zur kognitiv-psychologischen Aspekten der Lautwahrnehmung vgl. SENDLMEIER 1994 und GROTJAHN 1998: 53-59.

3 Vorschläge für die Integration von Grammatik und Phonetik finden sich in HIRSCHFELD 1995a.

- Suprasegmentale vor segmentaler Phonetik: Der Bereich der suprasegmentalen phonetischen Phänomene — also Intonation, Rhythmus, Wort- und Satzakzent — ist stärker in den Blickpunkt der Phonetikdidaktik geraten und ergänzt so die traditionell einzellautorientierte Phonetik bzw. wird dieser in vielen Fällen vorangestellt (Dieling/Hirschfeld 1995, Stock/Hirschfeld 1996, Stock 1996).[4]
- Leibliche *und* kognitive Phonetik: Die Bewußtmachung von Artikulationsstereotypen und anderen phonetischen Phänomenen erfolgt sowohl auf kognitive Weise, als auch unter Einbezug anderer Sinnesvermögen, also auch auditiv, visuell, taktil (Dieling/Hirschfeld 1995: 13 f.; vgl. etwa Cauneaus Brummen- (1992) oder Freys Phago-Methode (1995).

## 4. Phonetik-didaktische Literatur für ungarische Deutschlerner als Zielgruppe

Zwar hat schon Munsberg (1994) für die Förderung der Aussprache-schulung im ungarischen DaF-Unterricht plädiert und einige Problempunkte angeschnitten, aber an konkreten Materialien für die Aussprache-schulung liegen unseres Wissens lediglich drei Werke vor:

Valaczkai (1990) bietet eine knappe Übersicht über das Lautinventar des Deutschen. Eine kontrastive Ausrichtung fehlt und wesentliche Probleme für ungarische Zungen werden nur indirekt oder gar nicht behandelt (Schwa, vokalisches R). Der sog. „Übungsteil" enthält nach einzelnen Lauten gegliedert lediglich eine Auflistung von Einzelwörtern — zum Teil als Minimalpaare — und Beispielsätzen. Sie sind vermutlich als reine Nachsprechübungen gedacht.

In Hell (1996), dessen Titel „Übungen zu deutschen Standardaussprache" lautet, kommt keine einzige Übung vor. Allerdings scheint der Verfasser — wie aus der Einleitung implizit hervorgeht — der Ansicht zu sein, daß das Ablesen von Einzelwörtern in Wortlisten automatisch zur Aneignung der deutschen Standardaussprache führt. Regeln, wenn sie überhaupt vorkommen,[5] sind zum Teil umständlich,[6] zum Teil irreführend[7]

4 So schreibt Hirschfeld in ihrer Zusammenfassung der Ergebnisse von Experimenten zu Perzeptionsforschung: „Suprasegmentale Abweichungen beeinträchtigen die Verständlichkeit stärker als segmentale; Wort- und Satzakzentfehler, auch eine undifferenzierte melodische Gestaltung erschwerten die Perzeptionsprozesse wesentlich und verursachten hohe Fehlerraten. Die Wirkung dieser Abweichungen potenziert sich durch die häufig mit ihnen verbundenen und von ihnen provozierten Veränderungen im segmentalen Bereich. Vor allem der Wortakzentuierung muß eine außerordentliche Bedeutung für die Sprachaufnahme und -verarbeitung zugemessen werden." (Hirschfeld 1991: 158)

5 So werden keine Distributionsregeln für den Ich- und Ach-Laut angegeben (a.a.O. 19).

6 So die Regelformulierung zu Auslautverhärtung (a.a.O. 13 f.).

7 So wenn bei der Regel zur weitgehenden Stimmhaftigkeit der Verschlußlaute [b], [d] und [g] „in allen übrigen Stellungen" die Auslautverhärtung nicht erwähnt wird (a.a.O. 11).



formuliert. Der postulierten ungarisch-deutschen Kontrastivik wird gerade mal im ersten Kapitel in Form von drei Minimalpaar-Listen Genüge getan.

Gegenüber Valaczkai und Hell stellt Pilarský (1996) eine grundlegende Einführung in die Phonetik des Deutschen für Germanistik-Studierende dar. Der Schwerpunkt liegt auf einer systematischen Darstellung des deutschen Lautsystems in der „klassischen" Abfolge Vokalismus - Konsonantismus - Suprasegmentalia, umrahmt von Kapiteln zur Artikulation, zum IPA-Alphabet, zur Aussprache von Fremdwörtern und zur Graphem-Phonem-Korrespondenz. Hervorzuheben ist, daß an den relevanten Stellen (und in einer „zusammenfassenden kontrastiven Fehlertypologie in ungarisch-deutscher Relation" auf den S. 119-130) auf kontrastive Phänomene aufmerksam gemacht wird. Das Buch ist insofern „didaktisch", als es für Leser ohne Vorkenntnisse geschrieben ist und alle vorkommenden Termini in Fußnoten und in einem Glossar erklärt werden. Außerdem enthält es zahlreiche Übungen zu den behandelten Phänomenen, durch die die Lerner zu Hause und mit Hilfe einer Audiokassette üben können.

Pilarský 1996 stellt somit ein nützliches Lehrbuch und Nachschlagewerk für alle dar, die eine grundlegende Einführung in die Phonetik des Deutschen vor dem Hintergrund des Ungarischen erhalten wollen. Als Lehrmaterial für die Ausspracheschulung ist es nur begrenzt einsetzbar, da aus fremdsprachendidaktischen Überlegungen heraus verschiedene Defizite festzustellen sind:

- Durch den Anspruch auf Systematizität findet keine Gewichtung der zu behandelnden Phänomene statt (s.u. Kap. 5.2.). Werden einzelne segmentale Phänomene für den Zweck einer praktischen Ausspracheschulung zu exhaustiv behandelt, so kommen manch andere, etwa die Behandlung suprasegmentaler Phänomene, zu kurz.
- Auch bei den Formulierungen von Ausspracheregeln wird nicht ausreichend zwischen Wesentlichem und Peripherem unterschieden.
- Die Fixierung auf einen einzigen Übungstyp, nämlich die traditionelle Nachsprechübung, dürfte sich nicht gerade positiv auf die Motivation der Lerner auswirken. Zudem werden dabei wesentliche Teilfertigkeiten, z.B. daß Lerner in der Lage sind, korrekt zu hören, oder daß sie das (korrekt) Gehörte dann imitatorisch produzieren, einfach vorausgesetzt und nicht selbst zum Gegenstand des Lernprozesses gemacht.
- Die Behandlung der einzelnen Phänomene geht über die systematische Darstellung inklusive Ausspracheregeln plus Nachsprechübung nicht hinaus. Was jedoch völlig fehlt, ist eine dem jeweiligen Phänomen und der Lernergruppe angemessene Unterrichts- und Übungssequenzierung, die verschiedene Phasen (auditive Bewußtmachungen, Ableitungen) enthält (vgl. Kap. 6.2.).

## 5. Leitprinzipien einer Phonetikdidaktik für fortgeschrittene Deutschlerner

Wir haben versucht, die in Kap. 3 aufgeführten Tendenzen der neueren Phonetik-Didaktik in unserer Konzeption weitgehend zu berücksichtigen. Allerdings sind noch einige weitere Prinzipien zu nennen, die wir für die angesprochene Lernergruppe für relevant erachten:

(P1) **Theorieminimum**: So wenig theoretische Kenntnisse wie möglich, so viel wie nötig. Was das im Konkreten heißt, wird noch dargestellt (s.u. Kap. 5.1.).

(P2) **Induktivität**: Die Behandlung der einzelnen Themen erfolgt nicht „von oben", d.h. unter Vorgabe von Ausspracheregeln, sondern „von unten", d.h. Regeln werden von den Teilnehmern — meist mit Hilfe von Hörübungen — selbst erarbeitet.

(P3) **Einfachheit der Regelformulierungen**: Bei den induktiv zu ermittelnden Regeln versuchen wir, nach Haupt- und Nebenregeln zu differenzieren und die Formulierungen so zu gestalten, daß sie mit möglichst wenig theoretischen Voraussetzungen auskommen. Wir verzichten damit bewußt auf die Behandlung aller Unterfälle und Ausnahmen und konzentrieren uns auf die Hauptlinien.

(P4) **Aszendenz**: Die Übungssequenzen sind in der Regel so aufgebaut, daß nach einer ersten Phase der Bewußtmachung das Phänomen erst an kleineren Segmenten (Wörtern), dann über Syntagmen, Sätzen, Minidialogen bis hin zu Kurztexten bzw. Textpassagen eingeübt wird.

(P5) **Selektivität**: Die zu behandelnden Themen werden — angesichts der knappen Zeitressourcen — nach dem Kriterium der „kontrastiven Relevanz" (s.u. Kap. 5.2.) ausgewählt.

(P6) **Übungsauslagerung**: Durch gezielte Aufgabenstellungen sowie durch Verwendung von Audiokassetten[8] sollen die Lerner motiviert werden, sich auch außerhalb des Unterrichts zu Hause mit Phonetik zu beschäftigen.

Einige der genannten Prinzipien, insbesondere die Frage nach den nötigen theoretischen Kenntnissen und nach der Auswahl der für ungarische Sprecher relevanten Phänomene, bedürfen einer ausführlicheren Erläuterung.

### 5.1. Das Prinzip des Theorieminimums

Das Prinzip des Theorieminimums läßt sich dadurch begründen, daß das vorrangige Ziel die Verbesserung der Aussprache von fortgeschrittenen

8 Allerdings ist die Produktion einer Audiokassette noch Zukunftsmusik. Vorläufig greifen wir auf die Kassetten verschiedener vorhandener Phonetikmaterialien sowie auf eigene Aufnahmen zurück.



Deutschlernern darstellt, und nicht eine systematische Einführung in die Phonetik des Deutschen und auch nicht ein Seminar zur Didaktik der Phonetik. In den beiden zuletztgenannten Fällen müßten die theoretischen Grundlagen wesentlich ausführlicher behandelt werden. Die Tatsache, daß es sich bei der Lernergruppe um Studierende der Germanistik handelt, erlaubt andererseits, bestimmte Kenntnisse zuzumuten, die man Nichtgermanisten nicht zumuten kann.[9] Unser theoretisches Minimum enthält demnach

- eine Übersicht über die für die Lautbildung relevanten Artikulationsorgane und -mechanismen inklusive der lateinischen Termini
- eine an der Stelle der jeweiligen Phänomenbehandlung erfolgende Charakterisierung einzelner Laute (Konsonanten und Vokale). Wir verzichten somit auf eine ausführliche und systematische phonetisch-phonologische Beschreibung des Vokal- und Konsonantensystems nach distinktiven Merkmalen.
- keine systematische, sondern eine an der Stelle der jeweiligen Phänomenbehandlung erfolgende Behandlung der Graphem-Phonem-Zuordnung
- die passive (rezeptive) Beherrschung der IPA-Transkription, damit die Lerner beispielsweise die Aussprache eines unbekannten Worts im Wörterbuch erfassen können. Die aktive Beherrschung der IPA-Transkription erfordert unserer Erfahrung nach einen zu großen Zeitaufwand.
- Grundkenntnisse über die Silbenstruktur des Deutschen (Silbenanlaut, -kern, -auslaut): Diese Kenntnisse sind für viele der zu behandelnden Phänomene relevant, wir verzichten jedoch auf ausführliches Üben der Silbifizierung und auf die Besprechung von (phonologischen) Problemen wie etwa Ambisyllabizität.
- die Kenntnis der wichtigsten Intonationsmuster
- die an der Stelle der jeweiligen Problembehandlung erfolgende Bewußtmachung, daß es das Deutsche „an sich" nicht gibt, sondern immer in einer bestimmten, vom Ideal einer orthoepischen Norm mehr oder minder abweichenden Form vorkommt. Wir verzichten jedoch auf eine systematische Behandlung von dialektalen, soziolektalen, emotionalen oder umgangssprachlichen Varianten.
- grammatikalische Kenntnisse, soweit sie für das Verständnis phonetischer Phänomene und Aussprache-Regeln relevant sind, z.B. im Bereich der Wortbildung, der Morphologie, der Syntax, der Pragmatik.

9 Für andere Zielgruppen, etwa Lerner im schulischen Deutschunterricht oder Erwachsene ohne linguistische Vorkenntnisse, müßten Regeln in noch stärkerem Maße vereinfacht werden.

### 5.2. Das Prinzip der kontrastiven Relevanz als Auswahlkriterium

Legt man bei der Auswahl der zu behandelnden Phänomene das Selektionskriterium der Kontrastivität[10] zugrunde, das auf der Basis einer systematischen kontrastiven Analyse des Laut- und Intoneminventars des Deutschen und des Ungarischen beruht, so ist die sich ergebende Liste von interferenzträchtigen Phänomenen sehr umfangreich. PILARSKÝ (1996: 119-130) kommt in seiner Typologie auf 11 Fehler im Bereich des Vokalismus, 17 im Bereich des Konsonantismus und 3 bei den Suprasegmentalia. Das Problem bei allen Systematizität und Exhaustivität anstrebenden kontrastiven Analysen besteht jedoch darin, daß keine Gewichtung der Fehler erfolgt. Eine solche Gewichtung ist jedoch unbedingt notwendig, da die Behandlung aller interferenzträchtigen Phänomene — zumal im gegebenen curricularen Rahmen — weder möglich noch nötig ist.[11]

Als Kriterien für eine Fehlergewichtung kommen in erster Linie die **Frequenz** eines Fehlerphänomens und der **Grad der kommunikativen Beeinträchtigung** in Frage. Mit Frequenz ist hier die relative Auftretenshäufigkeit eines Fehlers bei verschiedenen Sprechern gemeint. So wird einem Phänomen, das für sehr viele Sprecher ein Problem darstellt — etwa die Produktion des Schwa oder des vokalischen R-Allophons — mehr Gewicht in der Behandlung zuzumessen sein, als einem nur bei wenigen Sprechern auftretenden Fehler. Leider fehlen unseres Wissens bislang für das Ungarische empirische Untersuchungen, die eine Gewichtung nach dem Frequenz-Kriterium zuließen.[12] Dasselbe gilt auch für das intuitiv einleuchtende Kriterium des Grads der kommunikativen Beeinträchtigung, das nur schwer zu operationalisieren bzw. empirisch zu erfassen ist.[13] Insofern beruht unsere Auswahl der Phänomene — bislang wenigstens noch — auf unserer (inter-)subjektiven Einschätzung ihrer Relevanz, eine

10 Während sich in anderen Bereichen der Fremdsprachen-Kompetenz die Kontrastivitätshypothese nur bedingt als zutreffend erwiesen hat, gehört der Lautbereich zu den für Interferenzen aus der Muttersprache anfälligsten (RAUSCH/RAUSCH 1993: 46 ff.; STORCH 1994: 76).

11 An dieser Stelle wollen wir darauf hinweisen, daß selbstverständlich nicht alle tatsächlich auftretenden Aussprachefehler durch Übertragung muttersprachlicher Aussprachegewohnheiten auf die Fremdsprache entstehen, sondern (a) auch idiosynkratisch-individuelle Abweichungen vorkommenden und (b) auch die Komplexität von Regeln in der L2 (etwa beim Ausfall des Schwa) Probleme bereitet.

12 Eine solche empirische Grundlage der Phonetik-Didaktik für ungarische Deutschlerner hat schon MUNSBERG (1994: 123) gefordert bzw. angekündigt.

13 In diesem Zusammenhang sei auf HIRSCHFELD 1991 verwiesen, wo in einer umfassenden empirischen Analyse von Hörerurteilen das Kriterium der „phonetischen Verständlichkeit" genauer analysiert und als ausschließliches Kriterium für unzureichend erklärt wird.



Einschätzung, die allerdings auf mehrjähriger Erfahrung in der Ausspracheschulung basiert.[14]

Nun die Liste in Tabellenform (Tab. 1), in der auch eine Fehlerbeschreibung des infrage stehenden Phänomens mit Beispielen sowie die jeweilige potentielle Fehlerursache genannt wird.

| PHÄNOMEN | FEHLERBESCHREIBUNG | FEHLERURSACHE |
|---|---|---|
| WORTAKZENT | Native und nichtnative Wörter werden falsch akzentuiert: *wo̲durch* statt *wodurch*; *Perso̲nal* statt *Perso̲nal*. | Im Ungarischen liegt der Akzent immer auf der 1. Silbe. |
| SATZAKZENT UND INTONATION[15] | Es werden Wörter Akzentuiert, die entweder im Deutschen nie akzentuiert werden oder aber im Äußerungskontext nicht akzentuierbar sind. Beispiele: | |
| | In W-Fragen wird das Fragemorphem betont: *Wi̲e heißt du?* statt *Wie heißt du?* | Im Ungarischen liegt der Satzakzent in W-Fragen grundsätzlich auf dem Fragemorphem. |
| | In komplexen Nominalphrasen wird das Adjektiv akzentuiert, obwohl kein Kontrastakzent vorliegt: *Eine schöne Musik sorgt für eine gemütliche Atmosphäre* statt ... *gemütliche Atmosphä̲re*. | Der Phrasenakzent in NPs kann im Ungarischen auch dann auf dem Adjektiv liegen, wenn kein Kontrastakzent vorliegt. |

14 Vorschläge für „schwerwiegende Fehler" macht etwa DIELING (1991: 114). Ihre Auflistung enthält Wort- und Satzakzentfehler, Verstöße gegen die Regeln der Koartikulation, ungenügende Differenzierung von Lang- und Kurzvokalen, Substitutionen lang — kurz und umgekehrt, fehlender Neueinsatz, Substitution von Vokalen und Konsonanten, Hinzufügen oder Weglassen.

15 Da unseres Wissen bislang weder für die Satzakzentuierung noch für den Bereich der Intonation kontrastive Untersuchungen über relevante Problemstellen vorliegen, stellen die hier angeführten Beispiele vermutlich nur einen Bruchteil der relevanten Probleme dar (vgl. für das Ungarische KÁLMÁN/NÁDASDI 1994 und VARGA 1994). Allerdings darf mangelndes Wissen über interferenzbedingte Ausspracheabweichungen nicht dazu führen, diese Bereiche in der Didaktik auszulassen. Unsere didaktische „Übergangslösung" besteht darin, hier weniger kontrastiv und stärker zielsprachenorientiert vorzugehen, d.h. die wichtigsten Regularitäten für Satzakzentuierung im Deutschen (etwa: Betonung des Rhemas) sowie grundlegende Vorkommen von fallender (Aussage, Aufforderung, Ausruf, Ergänzungs- und Alternativfragen, Anrede) und steigender Intonation (Entscheidungsfrage, Vergewisserungsfrage) vorzustellen und einzuüben.

| PHÄNOMEN | FEHLERBESCHREIBUNG | FEHLERURSACHE |
|---|---|---|
| SCHWA [ə] | Anstelle des reduzierten Vokals [ə] wird ein kurzes offenes [ɛ] artikuliert: das Wort *hole* wird also [hoːlɛ] artikuliert. | Im Ungarischen kommt das Schwa nicht vor. Das kurze, offene [ɛ] bietet sich als Ersatzlaut — auch aufgrund von Schriftinterferenz — an. |
| VOKALISCHES R [ɐ] | Das vokalische R wird immer konsonantisch realisiert: *Läufer* wird statt [lɔ͡øfɐ] also als [lɔ͡øfɛr], *wir* statt [viːɐ̯] als [viːr] realisiert. | Das Ungarische kennt kein vokalisches R, sondern nur das konsonantische Zungenspitzen-R. Hinzu kommt Schriftinterferenz, v.a. was die Aussprache der Graphemkombination *-er* betrifft. |
| LANGE VS. KURZE VOKALE | Kurze Vokale werden nicht offen (ungespannt), sondern geschlossen (gespannt) artikuliert, also statt [mʏsn̩] wird [mysn̩], statt [lɪpə] wird [lipə] gesprochen. | Im Ungarischen treten keine kurzen offenen, sondern — mit Ausnahme von [ɛ] und [ɔ][16] — nur kurze geschlossene Vokale auf. |
| AUSLAUT-VERHÄRTUNG | Entstimmlichte Konsonanten am Silbenende werden stimmhaft gesprochen: *Bad* wird also nicht [baːt], sondern [baːd] gesprochen. | Im Ungarischen findet keine Auslautverhärtung statt. |
| PROGRESSIVE STIMMASSIMILATION | Die Entstimmlichung von eigentlich stimmhaften Konsonanten nach einem vorausgehenden stimmlosen Konsonanten wird nicht realisiert. Es ist im Gegenteil häufig eine regressive Assimilation zu hören: So wird also *aus Dresden* nicht [a͡os d̥ʁeːsd̥n̩], sondern [a͡oz d̥ʁeːzd̥n̩] realisiert. | Im Ungarischen wird hier regressiv assimiliert. |
| ACH- UND ICH-LAUT | Der Ach-Laut [x] wird durch [h] oder durch den Ich-Laut [ç] substituiert: *lachen* wird also entweder [lahən] oder [laçən] gesprochen. | Sowohl Ach- als auch Ich-Laut sind im Ungarischen peripher in Bezug auf Type-/Token-Frequenz. |
| ARTIKULATION DER GRAPHEMKOMBINATION <ng> | Die Buchstabenkombination <ng> wird als [ŋg] realisiert: *Junge* wird also statt [jʊnə] als [jʊŋgə] realisiert. | Im Ungarischen wird die Buchstabenkombination <ng> immer als [ŋg] realisiert. |
| ASPIRATION DER VERSCHLUSSLAUTE | Die Behauchung der Plosive unterbleibt an den relevanten Positionen. | Im Ungarischen werden die Plosive unbehaucht artikuliert. |
| KEHLKOPF-VERSCHLUSSLAUT | Der Knacklaut im Wortinneren wird nicht realisiert: statt [bəʔamtə] wird [bəamtə] gesprochen. | Der Knacklaut tritt im Ungarischen nur im absoluten Anlaut auf. |

Tab. 1 Übersicht über relevante phonetische Fehler ungarischer Deutschlerner aufgrund von Interferenz

16 Das offene [ɔ] kommt im Ungarischen allerdings nicht als Allophon von /o/, sondern von /a/ vor. Als Minimalpaar kann man etwa die Biersortenbezeichnung ung. *Bak* vs. dt. *Bock* nehmen, die jeweils [bɔk] gesprochen werden.



## 6. Kursstruktur

Im Folgenden soll der Aufbau unseres Kurses vorgestellt werden. Dabei geben wir zunächst einen Überblick über das gesamte Programm in der Reihenfolge der Themenbehandlung (Kap. 6.1.). Sodann wollen wir die Grundstruktur einer Unterrichtssequenz, also Charakter und Abfolge der einzelnen Übungsphasen, vorstellen und begründen (Kap. 6.2.).

### 6.1. Makrosequenzierung

Vor der eigentlichen Arbeit an der Aussprache haben wir zur Vorentlastung des Kurses zwei Unterrichtsstunden für die Klärung der Ziele des Kurses, für die Bewußtmachung der Relevanz einer guten Aussprache, für die Unterscheidung von phonetik-relevanten Grundeinheiten der Sprache vorgesehen. Vor dem vokalischen und dem konsonantischen Teil ist jeweils eine „theoretische" Einheit zum Kennenlernen der an der Lautbildung beteiligten Organe bzw. zur Physiologie der Sprechorgane (v.a. der Artikulationsmodi) vorgesehen.

Bei der Entscheidung, in welcher Reihenfolge die einzelnen phonetischen Phänomene behandelt werden, haben wir unterschiedliche Kriterien zugrundegelegt:

- Global → detailliert
  In Einklang mit fast allen Phonetik-Didaktikern sollen diejenigen Phänomene, die die globalen Aspekte der Rede betreffen, also Intonation, Satz- und Wortakzent, vor denjenigen behandelt werden, die Einzellaute oder deren Kombinatorik betreffen.
- Schwer → leicht
  Während sich für andere Lerngegenstände, bei denen die einzelnen Themen aufeinander aufbauen, eine Progression vom Leichteren zum Schwereren als tauglich erweist, plädieren wir hier für die umgekehrte Reihenfolge: Diejenigen Artikulationsstereotypen, die am meisten Probleme bereiten und dementsprechend Übung erfordern, sollten möglichst früh behandelt werden, damit im weiteren Verlauf des Kurses immer wieder auf „Rückfälle" eingegangen werden kann. Aus diesem Grund behandeln wir unter anderem das Schwa und das vokalische R vor allen anderen segmentalen Themen.
- Perzeptiv Auffälliges → perzeptiv weniger Auffälliges
  Durch dieses Kriterium ist einerseits die Reihenfolge Suprasegmentalia vor Segmentalia (vgl. Fn. 4) und innerhalb des segmentalen Bereichs die Reihenfolge Vokalismus vor Konsonantismus gerechtfertigt.
- Implikation
  Darunter ist zu verstehen, daß bestimmte Themen die Behandlung anderer voraussetzen oder zumindest nahelegen. So kann die Stimm-

assimilation nur sinnvoll behandelt werden, wenn zuvor die Auslautverhärtung thematisiert wurde.

| BEREICH | STD | THEMA |
|---|---|---|
| GRUNDLAGEN | 1 | Einführung · Formalia · Ziele des Kurses |
| | 2 | Grundbegriffe: *Wort - Silbe - Buchstabe - Laut - Akzent - Melodie* |
| SUPRASEGMENTALIA | 3 | Wortakzent |
| | 4 | |
| | 5 | Satzakzent |
| | 6 | |
| | 7 | Intonation |
| | 8 | |
| VOKALISMUS | 9 | Die Vokale des Deutschen im Überblick |
| | 10 | Reduzierte Vokale I: Das Schwa |
| | 11 | |
| | 12 | |
| | 13 | Reserve |
| | 14 | Reduzierte Vokale II: Das vokalische R |
| | 15 | |
| | 16 | |
| | 17 | Lange vs. kurze Vokale |
| | 18 | |
| KONSONANTISMUS | 19 | Die Konsonanten des Deutschen im Überblick |
| | 20 | Auslautverhärtung |
| | 21 | |
| | 22 | Progressive Stimmassimilation |
| | 23 | |
| | 24 | Artikulation der Graphemkombination <ng> |
| | 25 | Ach- und Ich-Laut |
| | 26 | Reserve |

Tab. 2 Programm des Kurses „Praktische Phonetik"



Durch Kombination und Hierarchisierung der genannten Kriterien sind wir somit zum in Tab. 2 (S. 122) dargestellten Programm gelangt.

### 6.2. Mikrosequenzierung zum Erwerb eines neuen Artikulationsstereotyps

In diesem Abschnitt wollen wir nun den Aufbau der Kapitel unseres Phonetikmaterials vorstellen sowie diesen an einer Unterrichtssequenz zum Erwerb eines neuen Artikulationsstereotyps (*Schwa*) illustrieren[17].

Jedes Kapitel folgt einer Dreiteilung. Der erste Teil (*Phonetik pur*) thematisiert streng genommen das zu behandelnde phonetische Phänomen; er dient also zu dessen Bewußtmachung, zur Ableitung und Festigung des neuen Artikulationsstereotyps, falls vorhanden, bzw. zur Ableitung und Übung der Distributionsregel. Der zweite Teil (*Phonetik plus*) lenkt einerseits die Aufmerksamkeit auf das systematische Vorkommen des phonetischen Phänomens in der Grammatik und bei der Wortbildung (vgl. das Integrativitätsprinzip Kap. 3); andererseits behandelt er auch bestimmte phonetische Besonderheiten des Phänomens.[18] Der dritte Teil (*Phonetik-Spaß*) schließlich enthält witzigere und/oder kreativere Aufgaben (Vortragen interessanter Kurztexte, z.B. Witze, Sprüche oder Gedichte; Situationsspiele usw.). Die Zielsetzung dieses letzten Teils ist nicht nur die „Lockerung", sondern auch das Üben des jeweiligen phonetischen Phänomens im relativ freien Sprechen, was vor allem durch Situationsspiele erreicht werden kann.

Für eines der wichtigsten phonetischen Lernprobleme im Lautbereich, den Erwerb eines neuen Artikulationsstereotyps, soll nun die Abfolge dieser Teile detailliert und veranschaulicht vorgestellt werden.

17 Aus Platzgründen mußten wir auf eine Darstellung der Mikrosequenzierung für die Lernaufgabe Transfer eines beherrschten Artikulationsstereotyps auf eine neue Umgebung (z.B. Auslautverhärtung) ebenso verzichten wie auf eine Übungssequenz zu den relevanten suprasegmentalen Phänomenen.

18 Um zu zeigen, um welche phonetischen Besonderheiten es dabei geht bzw. warum diese erst im *Phonetik plus*-Teil behandelt werden sollten, sei hier das Beispiel des *Ach- und Ich-Lauts* des Deutschen erwähnt. Die Distributionsregel des Ach- und Ich-Lauts baut — wie alle Distributionsregeln in unserem Material — auf der Orthographie auf und besagt, daß in Abhängigkeit vom Lautwert des vorausgehenden Graphems die Buchstabenverbindung <ch> entweder als Ach-Laut [x] oder als Ich-Laut [ç] realisiert wird. Als (orthographisch-) phonetische Besonderheiten gelten nun die Fälle, bei denen a) bei Schreibung <ch> weder [x] noch [ç], sondern z.B. [k] oder [ʃ] zu sprechen ist (vgl. *Charakter*, *Chaussee*); sowie bei denen b) [x] oder [ç] orthographisch nicht mit der Buchstabenverbindung <ch> markiert wird (vgl. *Juan, rosig*). Zwar sind dies rein phonetische (oder besser orthographisch-phonetische) Phänomene, jedoch erscheint es uns aus didaktischen Gründen als nicht

### A. *Phonetik pur*

Der *Phonetik pur*-Teil jeder unserer Unterrichtssequenzen dieses Typs besteht aus drei zentralen Schritten:[19]

1. die **Bewußtmachung** des akustischen Normativs, d.h. des komplexen Gebildes, das besagt, was (welches Phonem/Graphem) wo (in welcher Position) wie (als welcher Laut) realisiert werden soll. Die Bewußtmachung soll zur Herausbildung von drei Kompetenzen beitragen:
   - ***Know-that***: das **Wissen, daß** es in der Fremdsprache einen anders klingenden unbekannten Laut gibt
   - ***Know-what***: das **Wissen, was** die auditiven, artikulatorischen oder sonstigen Charakteristika dieses fremdsprachlichen Lauts sind
   - ***Know-where***: das **Wissen, wo** der fremdsprachliche Laut realisiert werden soll
2. die **Ableitung** des neuen Artikulationsstereotyps, die zudem die Herausbildung einer weiteren Kompetenz bewirkt, nämlich das
   - ***Know-how***, also das **Wissen, wie** die korrekte Artikulation des fremdsprachlichen Lauts erreicht werden kann
3. die **Festigung** des akustischen Normativs durch entsprechende Übungen.

Zu dieser groben Struktur der in Frage stehenden Unterrichtssequenzen ist Folgendes zu bemerken:

- Da die Herausbildung der oben genannten Kompetenzen jeweils auf eine eigene Art und Weise erfolgen muß, scheint es angemessen zu sein, die ersten zwei Schritte in insgesamt vier Phasen (*know-that-*, *know-what-*, *know-where-* und *know-how*-Phase) zu zerlegen.
- Da die Ermittlung der auditiven, artikulatorischen oder sonstigen Charakteristika des fremdsprachlichen Lauts zur Erleichterung der Ableitung des neuen Artikulationsstereotyps dient, sollen die beiden entsprechenden Unterrichtsphasen (*know-what-* und *know-how*-Phase) unmittelbar aufeinander folgen.
- Da das akustische Normativ zu komplex ist, als daß es in einem einzigen Übungsblock geübt werden könnte, schlagen wir eine Zweiteilung der Übungen vor, wobei der erste Übungsteil ausschließlich der Festigung des Artikulationsstereotyps gewidmet ist und daher unmittelbar auf die *know-how*-Phase folgt, der zweite Übungsteil dient dagegen der Festigung des gesamten akustischen Normativs und erfolgt nach der *know-where*-Phase.

Die dadurch gewonnene Mikrostruktur des *Phonetik pur*-Teils wird in der linken Spalte der Tab. 3 zusammengefaßt.

zweckmäßig, diese zusammen mit der Distributionsregel zu behandeln, da sie entweder in weniger frequenten, peripheren Wörtern vorkommen (z.B. *Charakter, Juan* usw.) oder in hochfrequenten Wörtern, deren Berücksichtigung bei der Formulierung der Distributionsregel jedoch deren Einfachheit gefährden würde (z.B. Wörter mit dem Suffix *-ig*).

19 Bei der Strukturierung des *Phonetik plus*-Teils sind wir vom Konzept von RAUSCH/RAUSCH (1993) ausgegangen, das wir durch eigene Beobachtungen und Ideen verfeinert und ergänzt haben.



| PHASE | DETAILS |
|---|---|
| ↳ Bewußtmachung 1: ***Know-that*** | · Kontrastive Hörübung<br>· Kontrollübungen |
| ↳ Bewußtmachung 2: ***Know-what*** | · Hör- und Sehübung zur Ableitung des reduzierten Charakters des Schwa<br>· Hörübung zur Ableitung des Zusammenhangs zwischen dem reduzierten Charakter des Schwa und seinem Vorkommen in ausschließlich unbetonten Positionen<br>· ZUSAMMENFASSUNG der ersten beiden Phasen |
| ↳ Ableitung des Artikulationsstereotyps: ***Know-how*** / Übungen zur Festigung des Artikulationsstereotyps | · Ableitungsübung mit Kunstwörtern<br>· Übungen mit Wörtern steigender Komplexität, Wortverbindungen und Sätzen (aszendenter Übungsteil) |
| ↳ Bewußtmachung 3: ***Know-where*** | · Hörübung zur Ermittlung der Schwa-Stellen<br>· ZUSAMMENFASSUNG der Distributionsregel |
| ↳ Übungen zur Festigung des akustischen Normativs | · Markierungsübung an Texten |

Tab. 3 Übersicht über die Struktur des *Phonetik pur*-Teils des Themas *Schwa*

Wie eine solche Unterrichtssequenz konkret aufgebaut ist, wollen wir nun am Beispiel des Themas *Schwa*[20] illustrieren.

#### ↳ Bewußtmachung 1: *Know-that*

Wir sehen zwei Möglichkeiten zur auditiven Bewußtmachung des fremdsprachlichen Lauts: eine einsprachige Bewußtmachung arbeitet nur mit deutschen Beispielen; eine zweisprachige oder kontrastive Bewußtmachung enthält dagegen einen ungarisch-deutschen Vergleich und reflektiert dadurch direkt auf den phonetischen Fehler. Welche von den beiden Vorgehensweisen in einem konkreten Kapitel Anwendung findet, wird vom jeweiligen Thema bestimmt: Wenn sich z.B. der ungarische Ersatzlaut bei der Ableitung des Artikulationsstereotyps als eher störend erweisen kann (beispielsweise beim vokalischen R), scheint eine einsprachige Methode zweckmäßiger zu sein; wenn dagegen bei der Ableitung des neuen Artikulationsstereotyps von dem vermuteten ungarischen Sub-

20 Das Thema *Schwa* beinhaltet nicht nur den Erwerb des Stereotyps, sondern auch die Regeln bzw. Automatisierungen des Schwaausfalls, auf dessen Darstellung wir hier — aus Platzgründen — verzichten.

stituenten ausgegangen wird (beispielsweise beim velaren Nasal [ŋ]), sollte eine kontrastive Vorgehensweise bevorzugt werden. In dem zur Illustration gewählten Kapitel zum Schwa ist letzteres der Fall. Die kontrastive Bewußtmachung des Hörerlebnisses des Schwa wird nun in folgenden Schritten erreicht.

Der Lerner bekommt zunächst ungarisch-deutsche Satzpaare zu hören, in denen ähnlich lautende, voneinander sich lediglich durch das Schwa unterscheidende Wörter vorkommen (z.B. ung.: *Többet nem beszélek vele* [vɛlɛ]. - dt.: *Die 'Deutsche Welle'* [vɛlə] *berichtete von dem Unfall.*), wobei seine Aufgabe darin besteht, diese Wortpaare zu finden. Er hört anschließend die Wörter isoliert und soll entdecken, daß zwischen dem ungarischen und dem deutschen Wort (kurzer offener e-Vokal vs. Schwa in der zweiten Silbe) ein lautlicher Unterschied besteht (auditive Diskrimination).

Die *know-that*-Phase enthält außerdem zwei Hörübungen zur Kontrolle, ob der Lerner den Unterschied zwischen dem kurzen offenen *e*-Vokal und dem Schwa in der Tat auditiv erfassen kann. Beide Kontrollübungen arbeiten mit Kunstwörtern,[21] die dem Lerner abwechselnd mit ungarischer bzw. deutscher Lautung vorgelesen werden: er soll aufgrund des letzten Vokals den ungarischen bzw. deutschen „Charakter" der Wörter erkennen (auditive Identifikation) und mit dem entsprechenden Schriftbild verknüpfen (vgl. Abb. 1) oder versehen.

Ü3 Hören Sie sich die folgenden fünf Kunstwörter an. Entscheiden Sie, ob es sich um 'ungarische' (H) oder um 'deutsche' Wörter (D) handelt. Umringeln Sie in der Tabelle die richtige Variante.

| | *Hören Sie* | *Hören Sie* | *Hören Sie* | *Hören Sie* | *Hören Sie* |
|---|---|---|---|---|---|
| H | bese | zéme | cete | like | kóte |
| | oder | oder | oder | oder | oder |
| D | Bäsche | Seme | Zette | Licke | kote |
| | ? | ? | ? | ? | ? |

Abb. 1 Hörübung zur auditiven Identifikation in der *know-that*-Phase des Themas *Schwa*

21 Wir plädieren in dieser ersten Bewußtmachungsphase ausdrücklich für die in der Literatur umstrittene Verwendung von Kunstwörtern, d.h. nach den morpho-phonologischen Regeln des Deutschen bzw. Ungarischen gebildete Unsinnswörter. Ihr immenser Vorteil besteht darin, daß vor allem bei rein akustischer Präsentation der störende Einfluß von Schriftinterferenz minimiert werden kann, zudem läßt die Ausschaltung der Bedeutung eine stärkere Konzentration auf die lautliche Form zu.



### ↳ Bewußtmachung 2: *Know-what*

Aus dem engen Verhältnis zwischen der *know-what*- und der *know-how*-Phase folgt, daß nur diejenigen Eigenschaften des fremdsprachlichen Lauts in der *know-what*-Phase bewußtgemacht werden sollten, die die Ableitung des Artikulationsstereotyps vorbereiten. Im Falle des Schwa wären dies **erstens** sein reduzierter Charakter, der sich auditiv in seinem weniger intensiven Klang und artikulatorisch in der Tatsache manifestiert, daß bei der Bildung dieses Vokals die Artikulationsorgane fast ihre Ruhelage einnehmen; und **zweitens** die Rhythmizität der Wörter mit diesem Vokal, genauer gesagt die Tatsache, daß Schwas nur in metrisch unprominenten Silben vorkommen (vgl. auch RAUSCH/RAUSCH 1993: 222 f. und FREY 1995: 38). Die Ableitung soll durch einen auditiven und visuellen Vergleich zwischen dem kurzen offenen e-Vokal [ɛ] und dem Schwa [ə] erfolgen. Die Lerner hören die beiden Vokale zunächst in Wörtern, dann unmittelbar aufeinander und sollen entscheiden, welcher Vokal einen intensiveren Klang hat. Anschließend sollen sie aufgrund von zwei Sagittalschnitten entscheiden, bei welchem der beiden Vokale sich die Artikulationsorgane fast in ihrer Ruhelage befinden. Zum Schluß hören und sehen sie Wörter und sollen die Betonung und die Schwas in diesen markieren bzw. aufgrund dieser Übung den Zusammenhang zwischen dem reduzierten Charakter des Schwa und seiner Position in ausschließlich unbetonten Silben feststellen. Da in den ersten beiden Phasen (*know-that* und *know-what*) wichtige Informationen zum Wesen sowie zu den für die *know-how*-Phase relevanten näheren Charakteristika des fremdsprachlichen phonetischen Phänomens abgeleitet werden, scheint es zweckmäßig zu sein, diese in einer Zusammenfassung festzuhalten, die – um die Induktivität des Materials zu gewährleisten — im Lückentextformat angegeben wird.

### ↳ Ableitung des Artikulationsstereotyps: *Know-how* / Übungen zur Festigung des Artikulationsstereotyps

Die Grundidee der Ableitung des Schwa-Artikulationsstereotyps besteht in der **Übertreibung der Rhythmizität der Schwa-Wörter**, d.h. der extrem starken Betonung der akzentuierten Silben und der artikulatorischen Vernachlässigung der Schwa-Silben, wovon wir die Reduzierung des muttersprachlichen Substituenten, des kurzen offenen e-Vokals [ɛ], zum Schwa erhoffen. Die *know-how*-Phase haben wir in mehrere Schritte gegliedert, in denen der Artikulationsstereotyp in Wörtern unterschiedlicher Komplexität (nach Anzahl und Position des Schwa) abgeleitet und geübt wird. Der **erste** Schritt enthält das „Herzstück" der *know-how*-Phase, also eine typographisch hervorgehobene Ableitungstechnik (*Sembe-Technik*), die den neuen Artikulationsstereotyp an der relativ einfachen Sequenz „betonte Silbe / Schwa-Silbe" (z.B. *Stelle*) zunächst mit Kunstwörtern,

dann mit existierenden deutschen Wörtern übt (vgl. Abb. 2). Der **zweite** Schritt ist der Festigung des Schwa-Artikulationsstereotyps in der ebenfalls einfachen Sequenz „Schwa-Silbe / betonte Silbe" (z.B. *Gestell*) gewidmet. Der **dritte** Schritt übt das Schwa in Wörtern mit zwei nichtsukzessiven Schwas (z.B. *Gefälle*), der **vierte** in solchen mit zwei sukzessiven Schwas (z.B. *Ebene*) und schließlich der **fünfte** in Wörtern mit drei Schwas (z.B. *gefallene*). Der Übungsteil in allen fünf Schritten ist aszendent aufgebaut (zur Aszendenz vgl. P4 in Kap. 5), d.h. die jeweilige Sequenz wird nicht nur an einfachen Wörtern, sondern auch an größeren sprachlichen Einheiten (längeren Wörtern, Komposita, Sätzen) geübt.

Ü8 Lernen und üben Sie das Schwa mit Hilfe der ***Sembe***-Technik

***Sembe-Technik***

sembe

1. Sprechen Sie das Kunstwort *Sembe* übertrieben, d.h. mit einer extrem stark betonten ersten und einer extrem schwach artikulierten zweiten Silbe, aus. Bei einem hohen Grad der Übertreibung müßten Sie in der zweiten Silbe ein Schwa sprechen.
2. Wenn Sie nicht sicher sind, daß Sie in der zweiten Silbe ein Schwa artikulieren, sprechen Sie das Kunstwort mehrmals nacheinander aus, achten Sie dabei auf den (übertriebenen) Rhythmus der Silbenkette.
3. Wiederholen Sie Schritt 1 und, falls nötig, Schritt 2 mit den Kunstwörtern *Tente, Kenke, Strempe, Schelke*.

Abb. 2 Die *Sembe*-Technik[22] zur Ableitung und Festigung des Schwa in Wörtern mit der Sequenz „betonte Silbe / Schwa-Silbe" (*know-how*-Phase)

### ↳ Bewußtmachung 3: *Know-where* / Übungen zur Festigung des akustischen Normativs

Da alle relevanten Informationen der Schwa-Distributionsregel bereits früher im Kapitel direkt oder indirekt eingeführt worden sind, sollen diese in der *know-where*-Phase lediglich zusammengefaßt werden (vgl. Abb. 3).

22 Inspiriert zu dieser Ableitungstechnik wurden wir durch die „jam-ba"-Übungen in der „Phonothek" (Stock/Hirschfeld 1996: 33 ff.).



Ü13 Hören Sie sich folgende Wörter an und unterstreichen Sie die Stellen, an denen Sie ein Schwa hören. Bestimmen Sie die Positionen, in denen das Schwa vorkommt. Vergegenwärtigen Sie sich dazu, was oben (Ü7) zum Verhältnis von Betonung und Schwa-Vorkommen gesagt wurde. Analysieren Sie die morphologische Struktur der angegebenen Wörter. In welchen Morphemen kommt das Schwa sehr häufig vor? Ergänzen Sie anschließend den unten stehenden Text.

bestraft / gesagt / Frage / Bitte / gebe / Tische

*Schwa-Positionen*

Das Schwa kommt bei Schreibung <e> in unbetonten Silben vor, vorzugsweise in Prä- und Suffixen sowie in Endungen

*IPA-Symbol:* [ə]

Abb. 3 Ermittlung der Schwa-Distributionsregel in der *know-where*-Phase (unterstrichene Wörter sind im Arbeitsbuch Lücken)

Die Festigung des akustischen Normativs erfolgt mit einem vortragsfähigen, leicht verständlichen, möglichst pointierten und kurzen Text (etwa mit einer Anekdote, einem literarischen Kurztext, einem kürzeren Interview oder Interviewausschnitt). Der Lerner soll nach einem ersten (stillen) Lesen in einem zweiten Lesedurchgang alle Schwas im Text markieren und anschließend den gesamten Text laut vorlesen. Die Markierungsübung an Texten stellt dabei einen weiteren wichtigen Schritt der kognitiven Bewußtmachung von Position und graphematischer Entsprechung des jeweiligen Lauts dar. Texte eignen sich an dieser Stelle zur Übung des gesamten akustischen Normativs nicht nur, weil sie quasi „natürliche" Vorkommensbedingungen garantieren, sondern auch, weil sie zur Festigung der korrekten Aussprache von Schwa-Wörtern hoher Token- und Type-Frequenz — vgl. z.B. *eine, diese*, Verbformen der 1. Person Singular Präsens wie *gehe, esse, rufe* etc., Nomina auf *-e* im Singular (*Glaube, Kirche*) oder Plural (*Tische, Stühle, Stifte*) — beitragen.

### B. *Phonetik plus*

Zu folgenden Themen sind integrative Übungen vorgesehen:

- Schwa in der Flexion
  - in der Konjugation (z.B. das Flexiv *-e* in *ich gehe, ich schriebe, ihr hättet*)

- Schwa in der Adjektivdeklination (z.B. die Flexive *-e* und *-en* in *keine schönen Tage*)
- Schwa in der Substantivdeklination (v.a. Numerus und Kasus *des Mannes, die Tische*)

– Schwa in der Wortbildung
- als Ableitungssuffix *-e* in *Stelle, Frage, Gebilde* usf.
- in den Präfixen *be-* und *ge-*
- als Fugen-e (*Schweinebacke*)

Von den Übungstypen her gesehen verwenden wir meistens Umformungs-, Einsetz- und Drill-Übungen, aber auch kommunikative Übungen wie gesteuerte Minidialoge (vgl. Abb. 4).

Ü17 Setzen Sie in die Leerstelle sinngemäß eines der Präfixe *be-* oder *ge-* ein! Achten Sie auf die korrekte Aussprache des Schwa!

1. Ich kann ihn nicht erreichen, seine Nummer ist ständig ___setzt.
2. Peter hat sich genau auf meinen Stuhl ___setzt.
3. Bis wann hast du gestern ___arbeitet?
4. Er hat das Thema ganz gut ___arbeitet.

[...]

Ü20 Widersprechen Sie den Vorwürfen nach dem Muster! Stellen Sie die Dinge aus Ihrer Sicht richtig.

A: "Warum hast du meine Hunde verhungern lassen?" — B: "Aber ich habe deine Hunde nicht verhungern lassen! Ich habe bloß vergessen, ihnen Futter zu geben."

1. "Warum läufst du immer gegen die Mauer?" —
2. "Wieso brauchst du immer so lange im Bad?" —

[...]

Abb. 4 Übungen zur Festigung des akustischen Normativs (in Ausschnitten)

### C. *Phonetik-Spaß*

Das Schwa-Kapitel endet mit einigen Kurztexten und einem Spiel. Im Spiel geht es darum, daß sich der Lerner einen Beruf, eine bekannte Persönlichkeit o.ä. aussuchen und die dafür charakteristischen Tätigkeiten in der 1. Pers. Präsens aufzählen soll, so daß daraus ein aus einigen Sätzen bestehender Monolog entsteht. Die anderen sollen nun erraten, was er sich ausgesucht hat (Abb. 5).



Ü34 Wer bin ich? Lesen Sie folgenden Kurztext vor und versuchen Sie herauszufinden, um welchen Beruf es dabei geht. Suchen Sie sich danach selbst einen Beruf aus und geben Sie die für diesen Beruf typischen Tätigkeiten an. Nun sollen die anderen in der Gruppe herausfinden, welchen Beruf Sie gewählt haben. Sie können auch etwas anderes aussuchen, z.B. eine berühmte Persönlichkeit oder sogar einen Gegenstand!

Ich arbeite von morgens früh und habe dabei eine Uniform an, die in Deutschland gelb, in Ungarn grün ist. In Deutschland fahre ich den ganzen Tag Rad, in Ungarn bin ich hauptsächlich zu Fuß unterwegs. Manche warten schon ungeduldig auf mich, anderen ist es egal, wann ich komme und vor allem, ob ich etwas bringe. In Ungarn freuen sich über mein Kommen besonders Rentner an einem bestimmten Tag im Monat. Na, wer bin ich?

Abb. 5 Das Situationsspiel *Wer bin ich?* im *Phonetik-Spaß*-Teil des Schwa-Kapitels

Im vorangehenden Abschnitt haben wir eine Sequenzierung der Lernaufgabe **Erwerb eines neuen Artikulationsstereotyps** vorgestellt. Aus Platzgründen mußten wir auf eine Darstellung der Mikrosequenzierung für die Lernaufgabe **Transfer eines beherrschten Artikulationsstereotyps auf eine neue Umgebung** (z.B. Auslautverhärtung) ebenso verzichten wie auf eine Übungssequenz zu den relevanten **suprasegmentalen Phänomenen**.

## 7. Ausblick und Forschungsdesiderate

Daß die Phonetik als Ausspracheschulung im ungarischen DaF-Unterricht aus ihrer „Stiefkind"-Rolle herausgetreten ist, kann man wohl nicht behaupten. Weder wird Ausspracheschulung in den meisten der zur Verfügung stehenden DaF-Lehrwerken in einem zufriedenstellenden Ausmaß durch Übungen und/oder Regeln thematisiert, noch sind die meisten Lehrer überhaupt dafür ausgebildet worden.[23] Die Situation wird dadurch verkompliziert, daß viele Lehrer selber nicht unbedingt immer eine vorbildliche Aussprache des Deutschen haben. Wie aber sollten sie dann ihren Schülern eine normgerechte Aussprache beibringen? Wird letztere aber nicht geübt, dann führt dies zu den eingangs angesprochenen Fossilierungen und die ehemaligen Deutsch-Schüler werden als mögliche künftige Deutsch-Lehrer ebenfalls keine große Neigung verspüren, ihren Schülern eine gute Aussprache zu vermitteln — ein Teufelskreis offensichtlich.

Dieser läßt sich u.E. dadurch unterbrechen, daß in der DaF-Lehrerausbildung — sei es an den germanistischen Instituten der Universitäten oder an den Hochschulen des Landes — der Ausspracheschulung wieder ein größeres Gewicht beigemessen wird. Dies bedeutet zum einen, daß die Germanistikstudierenden qua angehende Deutschlehrer eine professionelle Schulung ihrer individuellen Aussprache erhalten und zum anderen, daß

23 So kommt die Phonetik-Didaktik weder in der Deutschlehrerausbildung der ELTE Budapest (PETNEKI 1994) noch der KLTE Debrecen (LIELI 1996) vor.

auch die **Didaktik der Ausspracheschulung** einen gewichtigen Platz im Curriculum der Lehramtskandidaten erhält.

Eine solche Entwicklung im Bereich der Lehrer**aus**bildung ist wünschenswert, aber nur langfristig zu verwirklichen. Darum wäre eine zweite Stoßrichtung die Lehrer**fort**bildung von derzeitigen Lehrern. Materialien hierzu gibt es mittlerweile genügend (z.B. das „Handbuch für Spracharbeit" (GOETHE-INSTITUT 1995) oder die Fernstudieneinheit des Goethe-Instituts (DIELING/HIRSCHFELD 1995), und daß solche Fortbildungsveranstaltungen im Bereich der Ausspracheschulung durchaus bei Lehrern auf Interesse stoßen, hat ein vor kurzem von uns an der KLTE abgehaltenes Seminar „Phonetik lehren und lernen" für Fernstudenten gezeigt.

Defizite bestehen aber nicht nur im institutionellen Bereich, sondern auch in der (empirischen) Erforschung der Lernprozesse, die beim Erwerb der deutschen Aussprache mit Blick auf die ungarisch-deutsche Relation zum Tragen kommt. Es fehlen nach wie vor empirische Erhebungen, die ein genaueres Bild der Problemfelder ergeben und somit eine solidere Grundlage für eine Fehlergewichtung und Phänomenauswahl. Dies gilt in ganz besonderem Maß für den gesamten suprasegmentalen Bereich, aber auch für die Ermittlung positionell bedingter Schwierigkeiten im segmentalen Bereich.[24] Weiterhin wären auch perzeptionsorientierte Untersuchungen zur „Verständlichkeit" ungarischer Sprecher des Deutschen wünschenswert und nötig.

Insofern ist unser hier vorgestelltes Konzept zur Ausspracheschulung noch nicht fertig und an vielen Stellen noch „pragmatisch" in einem alltagssprachlichen Sinne. Wir erhoffen uns deshalb kritische Rückmeldungen, die wir bei der Erstellung des geplanten Lehrwerks noch berücksichtigen können.

## Literatur


DIELING, HELGA 1991: *Nicht bagatellisieren. Phonetische Fehler im Fremdsprachenunterricht.* — In: *Deutsch als Fremdsprache* Bd. 28. H. 2. S. 111-115.

DIELING, HELGA 1992: *Phonetik im Fremdsprachenunterricht.* München: Langenscheidt.

DIELING, HELGA 1994: *Phonetik in Lehrwerken für Deutsch als Fremdsprache von 1980 bis 1992.* Eine Analyse. — In: BREITUNG, HORST (Hg.): *Phonetik — Intonation — Kommunikation.* Standpunkte zur gesprochenen Sprache. München: Goethe-Institut (= Standpunkte zur Sprach- und Kulturvermittlung 2). S. 13-20.

DIELING, HELGA; HIRSCHFELD, URSULA 1994: *Spezielle Übungsmaterialien zur Phonetik.* — In: BREITUNG, HORST (Hg.): *Phonetik — Intonation — Kommunikation.* München: Goethe-Institut (= Standpunkte zur Sprach- und Kulturvermittlung 2). S. 204-219.

DIELING, HELGA; HIRSCHFELD, URSULA 1995: *Phonetik lehren und lernen.* Berlin u.a.: Langenscheidt (= Fernstudieneinheit Erprobungsfassung 2/95).


24 Damit ist das Phänomen angesprochen, daß die Artikulation eines „fremden" Lautes nicht in jeder Position (Umgebung) dieselben Probleme bereitet. Aufschlüsse über solche positionellen Schwierigkeiten könnten somit die Ausspracheschulung wirksamer werden lassen.




DIELING, HELGA; HIRSCHFELD, URSULA; SCHMIDT, LOTHAR 1994: *Analyse der Phonetik in Lehr-werken für Deutsch als Fremdsprache.* Rezensionen. — In: BREITUNG, HORST (Hg.): *Phonetik — Intonation — Kommunikation.* München: Goethe-Institut (= Standpunkte zur Sprach- und Kulturvermittlung 2). S. 186-203.

FREY, EVELYN 1995: *Kursbuch Phonetik.* Lehr- und Übungsbuch mit 2 Cassetten. Ismaning: Hueber.

GOETHE-INSTITUT 1995: *Handbuch für die Spracharbeit.* Bd. 6/I.

GÖBEL, HEINZ; GRAFFMANN, HEINRICH; HEUMANN, ECKHARD 1991: *Aussprachеschulung Deutsch.* Phonetikkurs. Bonn: Inter Nationes.

GROTJAHN, RÜDIGER 1998: *Aussprachеunterricht: Ausgewählte Befunde aus der Grundlagenforschung und didaktisch-methodische Implikationen.* — In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung.* Bd. 9. H. 1. S. 35-83.

HELL, GYÖRGY 1996: *Übungen zur deutschen Standardaussprache.* Budapest - Piliscsaba

HIRSCHFELD, URSULA 1991: *Verständlich sprechen.* — In: *Deutsch als Fremdsprache* Bd. 28. H. 3. S. 156-160.

HIRSCHFELD, URSULA 1995a: *Grammatik und Phonetik.* — In: POPP, HEIDRUN (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches.* Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag. München: iudicium. S. 11-22.

HIRSCHFELD, URSULA 1995b: *Kap. 3.3.1. Phonetik.* In: GOETHE-INSTITUT (Hg.): *Handbuch für die Spracharbeit.* Bd. 6/I.

KÁLMÁN, LÁSZLÓ; NÁDASDI, ÁDÁM 1994: *A hangsúly [Der Akzent].* — In: KIEFER, FERENC (Hg.): *Strukturális magyar nyelvtan II. Fonológia [Strukturelle Grammatik des Ungarischen II. Phonologie].* Budapest: Akadémia Kiadó S. 393-467.

LIELI, ZSÓFIA 1996: *Grundlagen der Sprachpädagogik DaF in der dreijährigen Ausbildung.* — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* Bd. 1. S. 8-11.

MIDDLEMAN, DORIS 1996: *Sprechen Hören Sprechen.* Übungen zur deutschen Aussprache. Lehrbuch. Ismaning: Verlag für Deutsch.

MUNSBERG, KLAUS-SIMON 1994: *Bedeutung und Formen der Ausspracheschulung.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1993. S. 121-135.

PETNEKI, KATALIN 1994: *Der Werdegang des Curriculums in Didaktik/Methodik DAF.* — In: PETNEKI, KATALIN; SCHMITT, WOLFGANG; SZABLYÁR, ANNA (Hg.): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht.* Dokumentation der Tagung am 16.-17.09.1993 an der Eötvös-Loránd-Universität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut S. 101-119.

PILARSKÝ, JIŘÍ 1996: *Deutsche Phonetik.* Ein praktischer Abriß mit Elementen deutsch-ungarischer Kontrastivität. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó.

RAUSCH, RUDOLF; RAUSCH, ILKA 1993: *Deutsche Phonetik für Ausländer.* Ein Lehr- und Übungsbuch. 3., durchges. Aufl. Leipzig.

SENDLMEIER, WALTER F. 1994: *Phonetisch-rezeptive Aspekte des Erwerbs von Deutsch als Fremdsprache.* — In: BREITUNG, HORST (Hg.): *Phonetik — Intonation — Kommunikation.* München: Goethe-Institut (= Standpunkte zur Sprach- und Kulturvermittlung 2). S. 99-115.

STOCK, EBERHARD 1996: *Deutsche Intonation.* Leipzig u.a.: Langenscheidt Verlag Enzyklopädie

STOCK, EBERHARD; HIRSCHFELD, URSULA (Hg.) 1996: *Phonothek. Deutsch als Fremdsprache.* Arbeitsbuch. Berlin u.a.: Langenscheidt.

STORCH, GÜNTHER 1994: *Kontrastivität als ein Grundpfeiler der Ausspracheschulung.* — In: BREITUNG, HORST (Hg.): *Phonetik — Intonation — Kommunikation.* München: Goethe-Institut (= Standpunkte zur Sprach- und Kulturvermittlung 2). S. 75-89.

VALACZKAI, LÁSZLÓ 1990: *Übungen zur deutschen Phonetik. Német fonetikai gyakarlatok.* unv. Nachdruck Szeged: JATE Kiadó.

VARGA, LÁSZLÓ 1994: *A hanglejtés [Die Intonation].* — In: KIEFER, FERENC (Hg.): *Strukturális magyar nyelvtan II. Fonológia [Strukturelle Grammatik des Ungarischen II. Phonologie].* Budapest: Akadémia Kiadó S. 468-549.

# WERKSTATT

*Csilla Mihály (Szombathely)*

# Alfred Lichtensteins Fluchtgedichte in der „Menschheitsdämmerung“

## 1. Vorbemerkungen

Die Großstadt — als zentrales Thema zuerst in der französischen und englischen Erzählliteratur erschienen — wird in die deutsche Lyrik erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgenommen. Mit der epischen Bearbeitung des Großstadtmotivs in der deutschen Literatur beschäftigte sich Karl Riha in der *Beschreibung der großen Stadt*[1] und konstatierte, daß die Wurzeln der auch in der Lyrik immer wiederkehrenden Bilder und Metaphern wie „Steinwüste“, „Meer der großen Stadt“ u.a. in der Beschreibungsliteratur zu finden sind. Er führte seine einschlägigen Forschungen in der Veröffentlichung *Deutsche Großstadtlyrik*[2] weiter und bewies, daß das Sujet vom Naturalismus aufwärts bis zur Gegenwart auch in den Gedichten zur zentralen Bedeutung gelangt. Damit zieht er die von Volker Klotz[3] vertretene Ansicht in Zweifel, nach der die adäquateste Gattung der Großstadtdarstellung der Roman sei. In den kurz nach der Jahrhundertwende erschienenen Lyrikanthologien wie *Großstadtlyrik* (1903) und *Im steinernen Meer* (1910) läßt sich sowohl inhaltlich als auch der Form nach ein neuer Gedichttypus, das sogenannte Großstadtgedicht erkennen. In diesem neuen lyrischen Genre spiegeln sich die Daseinsprobleme des modernen Menschen, der gezwungen ist, in einer meist als fremd und bedrohlich empfundenen Umwelt zu leben.[4] Die naturalistische Großstadtlyrik ist zunächst eine soziale Dichtung, die durch eine krasse Gegenüberstellung von Stadt und Land, durch ihre schablonenhaften Kontrastbilder gekennzeichnet wird, wobei den positiven Pol naturgemäß das Land repräsentiert. Erst später erscheint die ambivalente Interpretation der Großstadt, in der das Phänomen „bewundertes Zentrum der Modernität und abschreckende Konzentration der sozialen Probleme“[5]

---

1 Riha, Karl: *Die Beschreibung der großen Stadt*. Zur Entstehung des Großstadtmotivs in der deutschen Literatur, ca. 1750 bis ca. 1850. Bad Homburg, Berlin, Zürich 1970.

2 Riha, Karl: *Deutsche Großstadtlyrik*. Eine Einführung. München, Zürich: Artemis Verlag 1983 (= Artemis-Einführungen 8).

3 Klotz, Volker: *Die erzählte Stadt*. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin. München: Hanser 1969.

4 Vgl. dazu Rothe, Wolfgang: *Deutsche Großstadtlyrik vom Naturalismus bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Reclam 1988. S. 5.

5 Mahal, Günther: *Naturalismus*. München: Fink 1996. S. 195.

zugleich ist. Während die Naturalisten vom Konstatieren der menschenunwürdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Großstadt zur offenen Kritik gelangten, ignorieren die Dichter der antinaturalistischen Strömungen das Phänomen beinahe bewußt.

Den zweiten Höhepunkt erreicht die Großstadtlyrik im Berliner Frühexpressionismus, zu dessen Vertretern auch Alfred Lichtenstein gehört. Wie Rothe feststellt, greifen die Expressionisten trotz der vielfältigen Darstellung des Großstadtlebens auf die naturalistischen Traditionen nicht zurück, sie streben keine Milieuschilderung oder Wirklichkeitswiedergabe an, die Realität gilt für sie als bloßer Rohstoff, der von den einzelnen Autoren unterschiedlich gehandhabt wird.[6] Ein weiterer wichtiger Unterschied zur naturalistischen Großstadtlyrik ist in der Verlagerung der Akzente zu erkennen: Das zentrale Thema der Gedichte ist weniger die durch Verstädterung veränderte Umwelt, sondern vielmehr der ihr entfremdete Großstadtmensch.

Auch in bezug auf Lichtenstein wird in der Sekundärliteratur oft auf wiederkehrende Motive des Ekels, des Entsetzens, der Dissoziiertheit und Verfallenheit des Menschen hingewiesen.[7] Worauf sind die Verwesung und der Zerfall des Ich in seinen Gedichten zurückzuführen? Eine wichtige Komponente der vielfach motivierten „Auseinandersetzung mit dem Problemkomplex Großstadt" ist nach Silvio Vietta die neue Erfahrung der Wirklichkeit, das veränderte, dialektische Subjekt-Objekt-Verhältnis in der sinnlichen Wahrnehmung, was sich in der Oberflächenstruktur der Gedichte im Reihungsstil, d. h. in der Simultaneität disparater Bilder als auffälligste formale Innovation des Expressionismus niederschlägt.[8] Die Verschmelzung der Grenzen zwischen Subjekt und Objekt der Wahrnehmung, sogar ihr Rollentausch wirken sowohl im menschlichen Bereich, als auch in der Umwelt „labilisierend, desintegrierend".[9] Der Mensch, der die Reizüberflutung der modernen Welt nicht mehr verarbeiten kann, wird zum Opfer der von ihm geschaffenen Welt, was sich vor allem in der Abstumpfung der Sinne und im Zerfall des wahrnehmenden Ich offenbart. Die Dissoziation und Aushöhlung des Subjekts führen dann konsequent zur Auflösung der Objektwelt. Diese krisenhafte Befindlichkeit erreicht ihren Höhepunkt in den Gedichten von Lichtenstein, die die negativen Erscheinungen der modernen Zivilisation und ihre Rückwirkungen auf den

6 Vgl. Rothe, Wolfgang: *Deutsche Großstadtlyrik vom Naturalismus bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Reclam 1988. S. 13.

7 Vgl. Küntzel, Heinrich: *Alfred Lichtenstein*. — In: Rothe, Wolfgang (Hg.): *Expressionismus als Literatur*. Bern, München: Francke 1969. S. 398-409.

8 Vgl. Vietta, Silvio; Kemper, Hans-Georg: *Expressionismus*. München: Fink Verlag, 1975. S. 30-40.

9 Ebenda S. 37.



Menschen — auf der Basis der Wahrnehmung in der Großstadt — thematisieren.

## 2. Fluchtwege des Großstadtmenschen in Lichtensteins Lyrik — Exemplarische Gedichtanalysen

Die hier aufgrund thematischer und struktureller Ähnlichkeiten zur Analyse ausgewählten Gedichte finden sich in der berühmten expressionistischen Anthologie *Menschheitsdämmerung*[10] von Kurt Pinthus in den Kapiteln „Sturm und Schrei" und „Erweckung des Herzens", womit angenommen werden kann, daß sie für Lichtensteins Lyrik als repräsentativ gelten. In den Gedichten *Ausflug*, *Spaziergang* und *Mädchen* offenbart sich die Sehnsucht nach einem Ausbruch aus dem Großstadtdasein, das vorwiegend von negativen Erfahrungen der Enge, Isolation und Avitalität bestimmt ist. Unter diesem Aspekt lassen sie sich als Fluchtgedichte bezeichnen, die einen besonderen Typ der Großstadtgedichte darstellen, indem sie jeweils verschiedene Möglichkeiten der Aufhebung der den Texten zugrunde liegenden Ich-Welt-Spannung reflektieren.

***Der Ausflug***

Du, ich halte diese festen
Stuben und die dürren Straßen
Und die rote Häusersonne,
Die verruchte Unlust aller
Längst schon abgeblickten Bücher
Nicht mehr aus.

Komm, wir müssen von der Stadt
Weit hinweg.
Wollen uns in eine sanfte
Wiese legen.
Werden drohend und so hilflos
Gegen den unsinnig großen,
Tödlich blauen, blanken Himmel
Die entfleischten, dumpfen Augen,
Die verwunschnen,
Und verheulte Hände heben. —

Im Gedicht geht es global um die Beziehung des Menschen zur Stadt und zur Natur, im Grunde genommen wird die Möglichkeit einer Stadtflucht erwogen: Da sich die negativen Tendenzen der Zivilisation in der Großstadt, dem unmittelbaren Lebensraum des modernen Menschen, konzentrieren, bietet sich in der Vorstellung von der „heilen" Natur ein Fluchtort, eine Gegenwirklichkeit an, die sich zum Schluß jedoch als Illusion erweist.

10 Pinthus, Kurt (Hg.): *Menschheitsdämmerung*. Symphonie jüngster Dichtung (1919). Neuauflage mit dem Untertitel: Ein Dokument des Expressionismus. Reinbek: Rowohlt 1961.

Im *Ausflug* läßt sich die Gegenüberstellung als strukturformendes Prinzip erkennen: Die Grundopposition bildet der Mensch zu seiner Umwelt, die sich wiederum in zwei einander entgegengesetzte Teile spaltet, in Stadt und Natur. Ihre Gegenüberstellung spiegelt sich in der Strophengliederung wider: In Strophe 1 handelt es sich um die Unerträglichkeit des tristen Stadtlebens, in Strophe 2 um die vergebliche Flucht in die Natur. Die Strophen beginnen jeweils mit einer Anrede (*Du* und *komm*), was dem Gedicht einen appellhaften Charakter verleiht.[11] In der ersten Strophe folgt dem *Du* gleich das Ich, ihre Einheit als Wir erscheint nur im zweiten Teil des Gedichtes, wodurch die anfangs subjektive Perspektive auf eine allgemeinere Ebene verlegt wird.

Zur Enge der städtischen Lebenssphäre, durch die *festen Stuben* (als nähere Umgebung) und die *dürren Straßen* (als weitere Umwelt) repräsentiert, bilden die *sanfte Wiese* und der *große Himmel* in der zweiten Strophe einen augenfälligen Kontrast. Einerseits ist es die räumliche Einschränkung, andererseits die Leblosigkeit der Stadtlandschaft (etwa im Attribut „dürr" zum Ausdruck gebracht), die den Großstädter ins Freie treiben. Die Flucht aus dem als Gefängnis empfundenen engen Zimmer führt zunächst auf die Straße, wo aber das Gefühl des Eingesperrtseins auch nicht nachläßt. Im Perspektivenwechsel zeigt sich die allein mögliche Richtung der Flucht: Der einzige Ausweg aus der alles verwüstenden Großstadtwelt bietet sich im Aufblick zum Himmel, der aber in der verstädterten Welt auf eine „urbanisierte" *rote Häusersonne* reduziert — zwischen Häuser gesperrt, ja sogar mit ihnen verschmolzen —, immer wieder von Gebäuden verdeckt wird. Der Mensch wird dadurch zum Opfer der selbstgeschaffenen Welt, die den Himmel bzw. die Sonne als Naturding, als Wärme-Licht-Lebensspender aus seinem Wahrnehmungsfeld verdrängt und nur als Bestandteil der großstädtischen Umwelt auftauchen läßt.[12] Das zivilisationskritische Moment erscheint nicht nur in der Schilderung der begrenzten, keine Spur von Leben aufzeigenden Stadtlandschaft, sondern auch in der „verruchten Unlust" der Bücher. Die Ich-Figur hat nicht nur zu ihrer unmittelbaren Umgebung den normalen Bezug verloren, sondern auch zur geistigen Welt. Das Attribut der Bücher — *abgeblickt* statt gelesen — bedarf dabei näherer Erklärung. Im Abblicken wird der Akzent auf die Aktivität der Augen verlegt, als wäre der Leseakt ausschließlich auf visuelle Wahrnehmung reduziert und dadurch seines Wesens, seines eigentlichen Sinns beraubt. Das Auge als Organ der Erkenntnisvermittlung hat die Bücher, die selber nur als Schauobjekte erscheinen, satt. Die gesamte erste Strophe ist damit eine Aufzählung negativer Phänomene und Auswirkungen der Stadt, die das Ich nicht mehr ertragen kann und vor denen es in die Natur flieht.

11 Das Gedicht ist Kurt Lubasch gewidmet, was die stilisierte Gesprächssituation erklärt. Vgl. dazu LICHTENSTEIN, ALFRED: *Dichtungen*. Zürich: Arche Verlag 1989. S. 57. (Im weiteren abgekürzt mit LA.)

12 Die Urbanisierung der Sonne, ihre Verschmelzung mit der modernen Stadt läßt sich auch in *Nachmittag, Felder und Fabrik* erkennen, wo sie direkt aus der industriellen Landschaft herauszuwachsen scheint: „Die Sonne, eine Butterblume, wiegt sich/ Auf einem Schornstein, ihrem schlanken Stiele." LA, S. 78.



Im zweiten Teil des Gedichts erfährt das Klischee von der „heilen" Natur gleichfalls Zerstörung. Die Vorstellung der gemeinsamen Flucht aus der widerwärtigen Stadt, die nicht einfach nur Wunsch, sondern viel mehr eine Notwendigkeit (*müssen*) ist, beginnt mit einer den lyrischen Konventionen entsprechenden Szene, mit dem friedlichen und Ruhe verheißenden Bild der sanften Wiese. Die Fortsetzung bringt aber eine erhebliche Abweichung von Naturidyllen der Lyriktradition:[13] die sich ins Gras legenden Menschen sind nicht mehr Kinder der Natur, es fehlt die schwärmerische Naturbegeisterung, sie können sich der Herrlichkeit der Natur nicht ergeben. Die Zerstörung der Idylle findet in den nächsten Zeilen ihre Vollendung: Statt den Himmel zu bewundern, wird sich ihr Blick *hilflos* und *drohend* zugleich gegen ihn richten, wobei die Mensch-Umwelt-Opposition weitergeführt wird. Durch die gegensätzlichen Bewegungsrichtungen („sich legen" und „heben") wird nochmals dieser Wechsel der Raumperspektive hervorgehoben. Zum anderen wird im Bild der in die Höhe gestreckten Hände und der zum Himmel empor gerichteten Augen, die durch das Attribut „verheult" miteinander direkt verbunden sind, auch die Haltung eines Betenden, göttliche Gnade Erwartenden evoziert, was beweist, daß es Lichtenstein nicht einfach auf eine bloße Naturidylle, auf die Kontrastierung von Stadt und Land ankommt — wie das in der naturalistischen Großstadtlyrik der Fall ist. Der Ausflug stellt viel mehr einen verbitterten Aufflugversuch durch die Erhebung der Augen, eine ungewöhnliche, weil nicht demütige Anrufung Gottes dar, die in der Stadt wegen des verdeckten Himmels unmöglich ist.[14] Anders formuliert: der Ausbruch aus dem Großstadtdasein wird mit dem Durchbruch zum Himmel gleichgesetzt. Die im allgemeinen Wertsystem positiv konnotierten Eigenschaften („groß" und „blau" als Zeichen des Unendlichen und des Göttlichen) bekommen aber im Kontext einen sinn- und zwecklosen, das menschliche Dasein bedrohenden Charakter („unsinnig", „tödlich") und deuten auf Gottesferne, Gottesverlassenheit hin. Mit der „Deformiertheit"

13 Silvio Vietta interpretiert das Gedicht als eine Absage an naive Naturlyrik. Vgl. dazu VIETTA, SILVIO; KEMPER, HANS-GEORG: *Expressionismus*. München: Fink Verlag 1975. S. 44.

14 Vgl. dazu die Titelvariante „Aufflug" im Manuskript. Während der aufgegebene Titel die Fluchtrichtung akzentuiert, wird im späteren die Unmöglichkeit des „Auffliegens" vorweggenommen. S. dazu LA, S. 312.

des Himmels korrespondiert die menschliche Verfallenheit: Der Anblick des blanken Himmels bedeutet nun für den Menschen eine physische Qual, eine Bedrohung seiner kranken Augen. Die Unzulänglichkeit des Sehorgans als Folge der Großstadtexistenz wird durch die Häufung der negativen Attribute („entfleischt", „dumpf", „verwunschnen") hervorgehoben, wobei ein Zusammenhang zu den *abgeblickten* Büchern, zum ersten Symptom des Wesensverlusts hergestellt wird. Die bei Lichtenstein vor allem als visueller Reiz empfundene Großstadtwelt entleert, entsubstantialisiert den Menschen, der unfähig ist, die verzauberte Welt im Himmel zu entdecken. Hier sei nur kurz auf die in den Vorbemerkungen erwähnte Subjekt-Objekt-Dialektik im Wahrnehmungsprozeß hingewiesen: Die demolierende Wirkung der Objektwelt auf das wahrnehmende Subjekt und dessen Wahrnehmungsapparat hat zur Folge, daß sie selber aufgelöst und substanzlos erscheint. Vor den *verwunschnen* Augen verschließt sich der Himmel wie eine trügerische Spiegelfläche und verdeckt damit auch Gott. Der Großstädter ist folglich nicht nur seiner geistigen Welt — der Welt der Bücher —, sondern auch der Natur und Gott entfremdet. Das Gebet, die durch Blick und Geste artikulierten verzweifelten Hilferufe und die stumme Anklage Gottes, der die Menschen verlassen hat, bleiben unerwidert, das erlösende Blau des Himmels bleibt unerreichbar. Neben der oben aufgezeigten entwertenden Attribution der himmlischen Sphäre wird das durch den Gedankenstrich am Gedichtende angedeutet, der eigentlich eine Fortsetzung verlangte, die im Text jedoch ausbleibt. Vergeblich versucht der Mensch, seiner Großstadtwirklichkeit zu entfliehen, er kann sich aus seiner allgegenwärtigen Isolation nicht mehr befreien, da er auch in der Natur ein geblendeter Großstadtmensch ist, dessen Aushöhlung und Wesensverlust endgültig scheinen. Der Durchbruch zum Himmlischen läßt sich auch außerhalb der Stadt nicht mehr realisieren, dem im Titel angedeuteten hoffnungsvollen Ausbruchversuch aus dem irdischen Raum werden damit schmerzhafte Grenzen gesetzt. Der „Aufflug" in den Himmel wird auf einen Ausflug in die Natur reduziert.

Zum direkten Vergleich bietet sich das Gedicht *Spaziergang* an, dessen thematische Verwandtschaft mit dem *Ausflug* schon vom Titel her leicht zu erkennen ist.

**Spaziergang**

Der Abend kommt mit Mondschein und seidner Dunkelheit.
Die Wege werden müde. Die enge Welt wird weit.

Opiumwinde gehen feldein und feldhinaus.
Ich breite meine Augen wie Silberflügel aus.

Mir ist, als ob mein Körper die ganze Erde wär.
Die Stadt glimmt auf: Die tausend Laternen wehn umher.



Schon zündet auch der Himmel fromm an sein Kerzenlicht.
... Groß über alles wandert mein Menschenangesicht —

Im imaginären Spaziergang in den Himmel wird der Aufflugversuch des oben behandelten Gedichtes aufgenommen, durch den heraufbeschworenen Rauschzustand wird aber der Prozeß des Transzendierens auch in diesem Fall eingeschränkt.

In der Ausweitung des äußeren wie inneren Raums wirkt das bereits im Titel eingeführte Spaziergang-Motiv strukturierend. In den Zeilen: „Der Abend *kommt mit Mondschein* und seidner Dunkelheit"; „*Opiumwinde gehen* feldein und feldhinaus"; „Groß *über alles wandert* mein Menschenangesicht" und „im Flug der Augen" lassen sich Varianten von vertikalen und horizontalen Bewegungsformen in der ätherischen Sphäre erkennen, die einen Kontrast zu den ermüdeten Wegen auf der Erde bilden. Durch die Personifizierung der Wege wird die Befindlichkeit des Menschen in die Außenwelt projiziert: Er ist der engen irdischen Welt müde und bricht in den kosmischen Raum auf. Die einzelnen Strophen markieren immer neue Stationen des vorgestellten Spaziergangs vom Abheben im Rausch bis zur Ankunft im Himmel.

Während mit dem Abend im Auftakt dem traumhaften Vorgang ein zeitlicher Rahmen gegeben wird, löst die seidne Dunkelheit die Grenzen des Raums auf und weitet die enge Welt aus, indem sie die Konturen zwischen Erde und Himmel verwischt („Die enge Welt wird weit"). Die ersten zwei Strophen weisen eine parallele Struktur auf: Beginnt die erste Zeile mit den Bildern der sich über der Erde ausbreitenden Phänomene (seidene Dunkelheit bzw. Opiumwinde), die eine rauschhafte Atmosphäre vorbereiten, stellt die zweite die durch sie ausgelösten gleichlaufenden Veränderungen in der Umwelt bzw. im Ich dar.

Die horizontale Perspektive des schauenden Menschen beim Abendspaziergang wird in Strophe 2 in eine vertikale verwandelt: „Ich breite meine Augen wie Silberflügel aus". Im durch Opiumwinde hervorgerufenen Rauschzustand, der im Mondschein vorweggenommen wird, vollzieht sich stufenweise die Überwindung des Räumlichen, die müden Wege der irdischen Welt, die Enge und Begrenztheit verlassend beginnt der kosmische Flug, in dem das Ich zuerst seine Grenzen überschreitet: Ihm scheint, als ob sein Körper die ganze Erde wäre — die Polarität von Ich und Nicht-Ich, von Innen- und Außenwelt wird zu einer Einheit aufgelöst. Der Vergleich „wie Silberflügel" sowie der irreale mit „als ob" eingeleitete Komparativsatz suggerieren aber, daß sich die Verwandlung noch nicht ganz vollzogen hat: Das Ich befindet sich in einem Übergangsstadium, was auch die mittlere Stellung der Zeilen signalisiert. Erst im Schlußbild nach dem durch Auslassungspunkte markierten Verlassen der irdischen Sphäre wird das Gleichnishafte der Vision aufgehoben.

Das Lichtmotiv der ersten Zeile, das im Bild der Silberflügel wieder aufgenommen wird, kehrt am Ende des Gedichts auf verschiedenen Ebenen — in den tausend Laternen der Stadt als gewaltiges künstliches Licht und in den Sternen, im Kerzenlicht des Himmels als Licht der Ewigkeit — zurück und beherrscht damit die zweite Hälfte des Textes. Der Einklang von Licht- bzw. Raumdarstellungen ist auffallend: In der dritten Strophe leuchtet das irdische Licht auf, da sich das Ich noch im irdischen Raum befindet, in der letzten Strophe, wo es zum Himmel emporfliegt, erscheint schon das kosmische Licht. „Groß" über dem lichtdurchströmten Raum „wandert" aber nicht Gott, sondern der die göttliche Pose annehmende Mensch, was im Ausdruck „mein Menschenangesicht" betont wird. Es ist leicht zu erkennen, daß die Augen in diesem Vorgang durch die Verknüpfung der Motive von Spaziergang und Rausch eine entscheidende Rolle spielen. Sie signalisieren hier durch die Fähigkeit, aus der Enge des Körpers in die Weite des Raums aufbrechen zu können, einen Hoffnungsschimmer. Der Mensch breitet sie wie Flügel aus, um die ganze Welt umfassen, aufnehmen zu können. Durch ihre silberne Farbe wird ein weiterer Zusammenhang zum Mond, zur kosmischen Sphäre hergestellt. Die Augen heben den Schauenden über die Erde — damit wird der Spaziergang im Himmel fortgesetzt — und lassen ihn an Gottes Stelle treten, das Schlußwort „Menschenangesicht" läßt sich dann wieder dem semantischen Feld des Sehens zuordnen.

Die Darstellung der Dunkelheit in *Spaziergang* stellt motivische Beziehungen zu dem gleichzeitig entstandenen Gedicht *Nebel* her. Ist dort die Finsternis Zeichen des Untergangs, erhält sie hier — allerdings in Kombination mit Mondschein und Rausch, was eine spezifische Stimmung evoziert — positiven Sinn, wie das bereits im Attribut „seiden" angedeutet wird: Parallel zum äußeren Vorgang, zum Öffnen der endlichen Welt, zum Verschwinden der harten Konturen im Dunkel des Abends beginnt die Ausweitung des Ich. Die verschwommenen Grenzen der Außenwelt sowie des Subjekts machen es möglich, daß der Mensch wie Gott über der Welt schwebend erscheint. Diesen hoffnungsvollen Ausklang modifiziert aber die Tatsache, daß das Moment der Ich-Entgrenzung, der Erhebung des Menschen doch auf den Rauschzustand beschränkt bleibt.

Auch das Gedicht *Mädchen* thematisiert — dem *Ausflug* ähnlich — die Erfahrung der Isoliertheit und des Eingesperrtseins in der Stadt, sowie den dadurch veranlaßten Fluchtversuch. Die Grundstruktur läßt ebenfalls wesentliche Korrespondenzen zwischen den beiden Gedichten erkennen.

**Mädchen**

Sie halten den Abend der Stuben nicht aus.
Sie schleichen in tiefe Sternstraßen hinaus.



Wie weich ist die Welt im Laternenwind!
Wie seltsam summend das Leben zerrinnt ...

Sie laufen an Gärten und Häusern vorbei,
Als ob ganz fern ein Leuchten sei,
Und sehen jeden lüsternen Mann
Wie einen süßen Herrn Heiland an.

Nach der Bestimmung der Situation und der Zeit führt der Weg auch in diesem Fall von den Stuben auf die Straßen, an Gärten und Häusern vorbei aus der Stadt. Die Zusammensetzung „Sternstraßen" dehnt dabei durch die Verbindung vom Himmlischen und Irdischen die Grenzen des Fluchtraums aus den Stuben fast ins Kosmische aus und stellt somit einen weiteren Zusammenhang mit dem *Ausflug* und dem *Spaziergang* her.

Der Abend der Stuben, in dem das Gefühl der Einsamkeit und des Eingesperrtseins seinen Ausdruck findet, bildet zu Beginn des Gedichts den Kontrapunkt zu den Lichterscheinungen der Straßen bzw. der Vorstadt, die die weitere Struktur des Textes festlegen. Die Aussichtslosigkeit des Ausgangszustands wird zunächst mit dem Raumwechsel und der gleichzeitigen Erhellung der düster-grauen Atmosphäre durch die Lichter des Großstadtabends ins Zuversichtliche verwandelt. Der Raum scheint im zerströmenden Laternenschein — im Laternenwind, der Visuelles und Akustisches ineinander übergehen läßt — von Leben durchdrungen. Die Mädchen schleichen aus den Stuben wie aus einem Gefängnis in die „Sternstraßen" hinaus und folgen dem Licht, das ihren Fluchtweg durchzieht. Hier drängt sich der Vergleich mit dem biblischen Ereignis auf, wo die Weisen des Morgenlandes dem Stern folgten, der ihnen die Geburt Christi verkündete (vgl. dazu Math. 2, 2-10).

Im Vorbeilaufen an Gärten und Häusern, in denen das Motiv der Stuben als geschlossener Raum aufgenommen wird, ist eine gesteigerte Fortführung der in der ersten Strophe begonnenen Flucht aus der Isoliertheit zu erkennen. Im fernen „Leuchten" und in „Heiland", die an das Stern-Motiv anknüpfen, wird der den Menschen zum Himmel, zum ewigen Leben voranleuchtende Erlöser heraufbeschworen, indem deutliche Bezüge zu Selbstaussagen Christi in den Evangelien hergestellt werden: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern er wird das Licht des Lebens haben." (Joh. 8,12)

Das Lichtmotiv läßt im Text Sakrales und Geschlechtlich-Profanes ineinander aufgehen. Dominieren in der ersten Strophe die Bilder einer Erlösungshoffnung, so wird in der zweiten mit dem hypothetischen Vergleichssatz („Sie laufen an Gärten und Häusern vorbei,/ Als ob ganz fern ein Leuchten sei") der Zweifel an Rettung geäußert und durch den Vergleich der *lüsternen* Männer mit dem „süßen Herrn Heiland" der Erlösungsmythos profanisiert.

Die anaphorische Parallelstruktur der Zeilen in der ersten Strophe, an die auch der Auftakt der zweiten anknüpft, erinnert an die biblischen Psalmen, an ihr Vertrauen auf einen Erlöser, das im Gedicht allmählich in das Sinnliche transponiert wird: Die Sternstraßen stellen im Text eine Erlösungshoffnung dar, ihr Attribut (*tief*) ist aber nicht nur als Zeichen der bereits erwähnten Raumausdehnung zu deuten, sondern enthält auch einen Bezug zum „unten", zum Triebhaften. Diese Tendenz wird durch den ironisch totalisierenden Vergleich am Schluß verstärkt, so daß in den lüsternen Männern, auf die die Mädchen ihre Sehnsucht nach Überwindung von Einsamkeit und Isolation übertragen, die Parodie des Messias zu erkennen ist. In dem Abend der beleuchteten Straßen offenbart sich also nur eine Scheinwelt, die in der Sinnlichkeit eine Erlösung verheißt.

### 3. Schlußbemerkungen

Abschließend ist anhand der vorgenommenen Gedichtanalysen festzuhalten, daß die Fluchtthematik eine relativ einfache Grundstruktur festlegt: Die enge Welt der Großstadt als Ausgangspunkt der Texte läßt sich aus wenigen Motiven wie Stuben, Häusern und Straßen konstruieren, die im Kontext der Gedichte als mehr oder weniger geschlossene Räume die Gefangenschaft in der Großstadtexistenz versinnbildlichen. Im Hintergrund dieser Selektion stehen die Grunderlebnisse der Einsamkeit, Beengtheit und Entfremdung, die einen realen oder fiktiven Fluchtversuch hervorrufen. Die Flucht konkretisiert sich im — teilweise auch durch die Titel angedeuteten — Raumwechsel, im Verlassen der Stadt, wobei als hoffnungsvolle Perspektive das Zurücklassen der irdischen Welt aufscheint, was sich aber stets als Trugschluß erweist.

Zum anderen hat sich gezeigt, daß sowohl die Erfahrung der Großstadt als auch ihre Überwindung visuell geprägt sind, wodurch der Aktivität der Augen in allen Texten konstitutive Bedeutung zukommt. Die Sphäre des Sehens ist differenziert: Während die Blindheit bzw. das bedrohte und geschwächte Sehvermögen als Konsequenzen des Großstadtdaseins erscheinen, spielt die letztendlich nur über das Sehen stattfindende Flucht eine entscheidende Rolle. Die Augen als Hoffnungsschimmer, der kerkerhaften Wirklichkeit zu entrinnen, sind allgegenwärtig: beim Durchbruch zum Himmel durch den Blick, beim rauschhaften „Aufflug" in die kosmische Sphäre sowie als Begleiter des Lichtes. Dementsprechend bestimmen den Hauptteil der Gedichte „visuelle" Fort- und Emporbewegungen, deren Möglichkeiten dann im Schluß eingeschränkt, manchmal sogar zurückgenommen werden. Dieses Erkennen der Spannung zwischen Wunsch und dessen Realisierbarkeit hebt Lichtensteins Lyrik über das Pathos des messianischen Expressionismus hinweg.

*Szabolcs Boronkai (Budapest)*

# Wandlungen und Abwandlungen der ungarndeutschen Identität

## Anhand von Leben und Werk des Moritz Kolbenheyer 1810-1884[1]

### 1. Thesen zum Begriff der nationalen Identität

Die drei Pole der Identitätswahl der Ungarndeutschen im 19. Jahrhundert sind die Begriffe des Ungartums, Deutschtums und Österreichertums. Die Bedeutung dieser Begriffe wandelte sich jedoch eben in dieser Epoche allmählich, aber manchmal doch widersprüchlich um. Das europäische Mittelalter kannte zwar die Fiktion der gemeinsamen Abstammung, unter dem Wort *natio* verstand es aber praktisch nur die Einwohner derselben politisch-geographischen Einheit. In Westeuropa entwickelte sich daraus im 17.-18. Jahrhundert die Vorstellung der Staatsnation, wobei die Grenzen des Staats und der Nation als identisch angenommen wurden. Wegen des Fehlens eines real existierenden und nicht nur fiktiven staatlichen Rahmens (wie das Heilige Römische Reich) konnte diese Entwicklung in Deutschland nicht stattfinden. Sprache und Bildung erhielten größere Wichtigkeit, und sie prägten den Begriff Kulturnation. Die mitteleuropäische Region folgte diesen Mustern. Der aufgeklärte Absolutismus versuchte, die rationale Auffassung des Staatspatriotismus zu verbreiten, indem Nation und Staat gleichgesetzt wurden und als Pflicht des Patrioten

1 Moritz Kolbenheyer (1810 Bielitz/Bielsko Biala, Schlesien — 1884 Ödenburg/Sopron) ist in einer deutschen Tuchfabrikantenfamilie aus der Zips geboren, lernte in den evangelischen Schulen von Eperies (Eperjes, Presov) und Käsmark (Késmárk, Kezmarok), studierte Theologie in Wien und Berlin. 1836-46 war er in Eperies Pfarrer, dann bis zu seinem Tod in Ödenburg. Mehr als 60 Werke von ihm (Predigten, Gelegenheitsgedichte, Gedichtbände, Übersetzungen) erschienen im Druck. Seine zwei selbständigen Gedichtbände sind: *Vierzeilen*. Pest: Heckenast 1870. 2 Bde. 36 und 36 S. bzw. *Vom Krankenpfühle*. Oedenburg: Romwalter 1883. 2 Bde. 30 und 23 S. Er übersetzte Gedichte von Arany, Petőfi, Vörösmarty, Garay, Eötvös ins Deutsche, und korrespondierte mit Hebbel, Anastasius Grün, bzw. mit mehreren Vertretern der ungarischen Literatur (Arany, Heckenast, Mihály Horváth, Károly Szász usw.). Ausführlicher siehe dazu: Németh, Sára: *Kolbenheyer Móric*. Budapest: Egyetemi Nyomda 1938. 88 S. und Boronkai, Szabolcs: *Kolbenheyer Mór irodalmi művei*. — In: *Soproni Szemle*. Sopron. 1994. Jg. 47. Nr. 2. S. 181-188. Der Titel des vorliegenden Aufsatzes ist eine direkte Anspielung auf die Abhandlung Pukánszky, Béla von: *Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins*. — In: *Ungarische Jahrbücher*. Berlin-Leipzig 1934. Bd. 14. H. 1/2, S. 144-164, und ist vom Autor als deren detaillierterer und modifizierender Ergänzung angesehen.

das Fördern des vom Staat gewünschten Gemeinwohls galt. Die nationale Romantik betrachtete das Staatswesen als etwas Profanes und Vergängliches und hielt das Sprachlich-Kulturelle für den Grundstein einer nationalen Einheit.

Die ständische Gesellschaft des Königreichs Ungarn bewahrte länger, bis in das 19. Jahrhundert hinein, das *hungarus*-Bewußtsein, die lokale Variante des *natio*-Begriffs. Die deutschsprachigen Bürger und Geistlichen wurden, wie die anderen privilegierten Schichten, automatisch als Mitglieder der *natio Hungarica* angesehen, und sie selbst traten auch im deutschsprachigen Ausland als *hungari* auf. Dies stand in keinem Gegensatz zu einem etwaigen Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Kulturnation (besonders in protestantisch geprägten Kreisen), da diese nur eine offensichtliche sprachlich-kulturelle, bis die nation Hungarica eine historisch-politische Gemeinschaft bildete. Bereits die Befreiungskriege gegen Napoleon, dann viel mehr die Ereignisse des Revolutionjahres 1848 brachten die Bestrebungen zum Schaffen eines deutschen Staates zum Vorschein, aber bis 1871 gefährdeten sie nicht ernsthaft die Integrität des ungarndeutschen Bewußtseins. Dann eher schon die ungeklärte Eingliederung Ungarns in die obskure Staatsstruktur Österreichs. Der josefinische Gedanke des Einheitsstaates vermochte eben unter den Ungarndeutschen mit dem traditionellen *hungarus*-Bewußtsein zu konkurrieren. Das juristisch nicht definierte, aber seit 1804 zumindest im Titel des Herrschers existierende und alle Länder der Habsburger umfassende Österreichische Kaiserreich wurde von der ungarischen politischen Elite strikt abgelehnt. Es forderte jedoch ebenfalls bloß einen Staatspatriotismus und erschien so als mögliche Alternative Ungarns, umso mehr, da es eine gewisse ungarische Identität als partiellen Patriotismus nicht ausschloß. Die Verbreitung der Theorie der Romantik in den 20er-30er Jahren des 19. Jahrhunderts in Ungarn löste die Möglichkeit der Mehrsprachigkeit innerhalb einer Nation auf: das Ungartum deckte allmählich nur noch die Magyaren ab, die Nachbarvölker nicht mehr. Da aber die Staatsgrenzen des Königreichs Ungarn nicht nur das ungarische Volk in ethnisch-sprachlichem Sinne umfassten, wurde nach dem Ableben des *hungarus*-Bewußtseins der Begriff der ungarischen politischen Nation geschaffen. Die Ungarndeutschen wurden also vor die Wahl gestellt, in bezug auf ihre politische Loyalität zwischen Ungarntum und Österreichertum, auf ihre kulturelle Identität zwischen Deutschtum und Ungarntum zu entscheiden; ganz zu schweigen davon, daß eine Wahl solcher Art nie wertneutral bzw. immer von den jeweiligen politischen und sozialen Faktoren bestimmt war.

## 2. Lokalpatriotismus

Ödenburg (Sopron) war im 19. Jahrhundert eine überwiegend deutschsprachige Stadt, ihre Bevölkerung gehörte etwa gleichermaßen der evangelischen wie der katholischen Kirche an. Ihre wirtschaftliche, und damit parallel ihre kulturelle Bedeutung verlor die Stadt gerade im Laufe des vorigen Jahrhunderts. Die Bevölkerungszahl stieg zwar langsam, mit dem exponentiell zunehmenden Zentrum Pest-Buda konnte sie aber nicht mehr Schritt halten. Das evangelische Lyzeum zählte am Anfang des Jahrhunderts noch zu den besten Schulen des Landes, später war es nur noch eines der vielen ungarischen Gymnasien. Das deutschsprachige Theater und die Zeitungen bezeugen, daß die assimilativen Tendenzen in der westlichen Grenzregion viel schwächer zur Geltung kamen als in den zentralen Gebieten. Die einstige königliche Freistadt Ödenburg erschuf durch ihre bürgerlichen Institutionen (Theater, Casino, Gesangverein, Stadtverschönerungsgesellschaft usw.) einen eigentümlichen Lokalpatriotengeist, von dem oft auch die Ansiedler mitgerissen wurden.



Obwohl Moritz Kolbenheyer erst mit 36 Jahren bereits als Familienvater nach Ödenburg zog, wurde ein Großteil seiner Wirksamkeit von der Bindung zu der Stadt inspiriert. Die meisten seiner 28 im Druck erschienenen Predigten beschäftigen sich weniger mit theologischen oder moralischen Themen, viel eher mit den Institutionen und Innovationen der Kirchengemeinde und der Stadt. 1853 wurde er auch zum Schulinspektor ernannt. Als sich 1855 der Distriktualkonvent für die Errichtung eines Volksschullehrerseminars entschied, wurde neben dem Lyzealdirektor Josef Paul von Király auch Kolbenheyer beauftragt, in die westlichen protestantischen Länder zu fahren, um Geld zu sammeln. In drei Jahren konnte er bereits das fertige Gebäude einweihen.[2] 1856 beschloß der Ödenburger Konvent, zu der Kirche einen Turm bauen zu lassen, was bisher die Dekrete der katholischen Habsburger untersagten. Als Vorsitzender der Turmbaukomission rief Kolbenheyer die Gläubigen zu Spenden auf, ließ den Bauplan vom Wiener Architekten Ludwig Förster unentgeltlich entwerfen und bat sogar bei einer königlichen Audienz Franz Josef um Hilfe.[3] 1859 wurde auf Kolbenheyers Initiative in Ödenburg ein Waisenhaus errichtet und eine kirchliche Hilfsanstalt gegründet, die die Unterstützung von armen Gemeinden und Schulen anstrebte.[4]

Bereits in seiner *Antrittspredigt* in Ödenburg berief sich Kolbenheyer bewußt auf hiesige Vorgänger. Als Vorbilder nannte er „jüngst verstor-

2 Seine in London gehaltenen Predigten wurden gedruckt: KOLBENHEYER, MORITZ: *Zwei Predigten.* Leipzig: Höhm 1856. 24 S. Die Predigt bei der Einweihung: *Seminarweihe in Oedenburg.* Oedenburg: Romwalter 1858. 18 S.

3 Seine Kirchenreden in dieser Angelegenheit sind die folgenden: KOLBENHEYER, MORITZ: *Die Thurmbaupredigt.* Oedenburg: Reichard 1860. 14 S., *Grundsteinlegung am Thurme.* Oedenburg: Romwalter 1862. 17 S. und *Festpredigt bei der [...] Einweihung des neugebauten Thurmes.* Oedenburg: Romwalter 1867. 16 S.

4 Ein Jahr später gedachte er mit der folgenden Rede der Wirksamkeit des Vereins: KOLBENHEYER, MORITZ: *Predigt am Jahresfeste der evangelischen Stiftung zu Oedenburg für arme evangel. Gemeinden und Schulanstalten.* Oedenburg: Reichard 1860. 15 S.

bene vier würdige Lehrer", unter ihnen den Superintendenten des Distrikts jenseits der Donau, János Kis, und den Pfarrer und Dichter Leopold Petz, den Übersetzer von András Fáys *Fabeln und Aphorismen*.[5] Als Dichter wollte er ebenfalls Ödenburger Vorgängern entsprechen:

> Therese Artner, Johann Kis, auch Du
> Petőfi, sangt hier nächst des Peiso Welle,
> So duldet ohne Neid, und stimmet zu,
> Daß sich Euch Drei'n ein Vierter zugeselle.[6]

Die angeführten Dichter sind nur durch den Ort verbunden (obwohl Petőfi bloß während seines Wehrdienstes in der Stadt weilte). Wie können aber Therese Artner, eine gefeierte, österreichisch gesinnte Dichterin am Anfang des Jahrhunderts, und János Kis, Kazinczys Freund und Protegé, der Berzsenyis Genie entdeckte, gleichzeitig als Vorbild betrachtet werden? Die Entstehungszeit des zitierten Gedichts ist unbekannt, es erschien im Druck jedoch erst ein Jahr vor dem Tod Kolbenheyers, in seinem letzten, das Lebenswerk summierenden Band. Es verrät eine Krise der Identität, den Mißerfolg der hier zu analysierenden Wahlmöglichkeiten und den Rückzug zur einzig sicheren engeren Heimat.

### 3. Deutsche Kultur

Kolbenheyer schrieb all seine gedruckten Werke auf deutsch und führte seinen umfangreichen Biefwechsel ebenfalls in dieser Sprache. Er lernte in deutschen Schulen, studierte an deutschen Universitäten und lebte in deutschsprachiger Umgebung. Maßstab der literarischen Größe war für ihn selbstverständlich die Weimarer Klassik:

> Wer Menschenfreund, und will im Tode noch
> Wohltätig wirken ein auf Epigonen,
> Gleich Augustinus — Göthe, schreibe doch
> „Wahrheit und Dichtung" und — „Konfessionen".[7]

Er vergleicht auch seinen hochgeachteten Dichterfreund und Briefpartner Friedrich Hebbel mit Goethe:

> Es käme ja von Hebbel nicht,
> Wenn es nicht Manches böte,
> Das angesehn beim rechten Licht
> Sich messen kann mit Göthe.[8]

5 Kolbenheyer, Moritz: *Antrittspredigt.* Oedenburg: Kultschar 1846. S. 5.

6 Kolbenheyer, Moritz: *Vom Krankenpfühle,* Bd. 2., S. 18.

7 Ebenda, Bd. 1., S. 17.

8 Es geht um Hebbels Stück *Mutter und Kind.* Brief von Kolbenheyer an Hebbel am 29.03. 1859. Hebbel-Museum, Wesselburen 59032901. (Im weiteren: HMW, die ersten sechs Ziffern der Signatur ergeben das Datum, deshalb wird es extra nicht mehr angegeben). Zur Korrespondenz von Hebbel und Kolbenheyer siehe ausführlicher: Boronkai, Szabolcs: *Eine ungleiche Dichterfreundschaft.* Zum Briefwechsel Hebbel-Kolbenheyer. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* 1996. H. 9. S. 54-62.



In seinem ganzen Briefwechsel mit Hebbel ist die enge Verbundenheit mit der deutschen Kultur bzw. die Angst vor der Ausklammerung aus dieser zu spüren. Er beklagte sich über seine Isolation als Deutscher unter den Magyaren,[9] obwohl der Anteil der Ungarn in der Ödenburger Bevölkerung selbst zur Zeit des Todes von Kolbenheyer bloß etwa 30% betrug; um die Mitte des Jahrhunderts war er noch viel geringer. Ihn rührte eher die Verbannung der Deutschsprachigkeit aus der ungarischen Literatur:

> Jetzt fangen die Repealer an.
> Ausländisches wird nicht gelitten,
> Verpönt und in den Bann gethan
> Sind fremde Stoffe, fremde Sitten.
>
> Bei diesem Schutzsysteme fällt
> Nur Eines schwer mir auf die Seele:
> Wenn fremden Witz man ferne hält,
> Daß es am ungrischen nicht fehle![10]

Die Angst vor der Magyarisierung erscheint auch im folgenden Gedicht:

> Baß ergötzen sie mich, die eifrigen Herren, die Puristen;
> Da wird gefegt und gestäubt, Besen und Borstwisch gebraucht,
> Zeigt sich ein Wort teutonischen Klangs, romanischer Abkunft,
> Niedergeboxt! Kein Quartier! Über die Gränze mit ihm!
> Hält diese Rage noch lange, wir werden es, glaubt mir, erleben,
> Daß der Vater den Sohn, Diener den Herrn nicht versteht.[11]

Es klingt merkwürdig, daß ein betont deutscher Dichter mit solcher Leidenschaft gegen die ungarische Sprachreform ankämpft. Kolbenheyer scheint Ungarn doch als sein Vaterland zu betrachten und die Anderssprachigen vor der Wut der Puristen zu behüten, die Kinder der deutschen Familien vor der Magyarisierung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die assimilativen Tendenzen immer stärker. Die Frage lautete nicht mehr, ob ein ungarischer Schriftsteller auf deutsch schreiben dürfe (wie etwa zur Zeit der Pyrker-Affäre[12]), sondern ob es überhaupt noch ein deutsches Lesepublikum geben werde. Der älteste Sohn von Kolbenheyer,

9 HMW 53112301

10 Kolbenheyer fügte seinem ersten Brief an Hebbel 27 Gedichte im Manuskript bei, unter ihnen auch dieses. HMW 51031001

11 Ebenda

12 Kazinczy übersetzte ins Ungarische das Epos *Perlen der heiligen Vorzeit* vom Erzbischof von Erlau (Eger) Ladislaus (László) Pyrker, was die heftige Kritik von Toldy und den Romantikern auslöste, nach deren Meinung ein ungarischer Schriftsteller, der auf deutsch schreibt, keine Anerkennung verdiene.

den er selbst in seinen deutschsprachigen Briefen „Feri" nennt, zog nach Pest, und der Enkel sprach sogar mit dem Großvater auf ungarisch.[13]

## 4. Die Revolution

Auch für Kolbenheyers Identität sind die Ereignisse von 1848-49 bestimmend. In seinem ersten Brief an Friedrich Hebbel im Jahre 1851 hielt er es für wichtig zu erwähnen, daß er der Vetter von Arthur Görgey sei und während des Freiheitskampfes neun Wochen in Untersuchungshaft verbracht habe.[14] Die — zwar behutsamen — Bekenntnisse zur Revolution bedeuten aber noch keineswegs nationale Überzeugung. Kolbenheyer erlebte die Umwälzungen in Wien und in seinem als Flugblatt gedruckten Gedicht verlangt er die Verfassung, die Ungarn bereits erhielt, im Namen von Österreich:

Gebt Constitution!
Der Ungar hat sie lange schon,
Wir Wiener sind der Völker Hohn;
Gebt Constitution!
Hoch Kossuth, Bräuner, Lamberg hoch!
Hoch Jeder, der nicht feige kroch,
Wenn es erschall wie Glockenton:
Gebt Constitution!

Ja, Constitution!
Einst ging das Wort vom Kaiserthron:
Nehmt hin als eurer Treue Lohn,
Die Constitution.
Bei Aspern, Wagram, Austerlitz,
Im Schwertetanz, im Pulverblitz,
Errang, o Vaterland, Dein Sohn
Die Constitution.

Die Constitution!
Nicht feiger Knechte stummer Frohn,
Es ziemt der münd'gen Nation
Die Constitution.
Wir geben für Habsburgs Geschlecht
Des Herzens Blut; doch unser Recht
Zu wahren, wenn uns Stürme droh'n,
Gebt Constitution!

13 Nach dem frühen Tod von Franz (Ferenc) Kolbenheyer zog seine Witwe nach Böhmen, und der Enkel Erwin Guido Kolbenheyer wurde zum beliebten „volksdeutschen" Schriftsteller der Nazis.

14 HMW 51031001



Gebt Constitution!
Heil uns! Heil uns! Er gab sie schon,
Der theure Kaiser auf dem Thron
Gab Constitution.
Der zwischen Volk und Ferdinand
Wie eine finst're Wolke stand,
Er ist gestürzt, er ist entflohn.
Hoch Constitution![15]

Kolbenheyer identifiziert sich hier eindeutig mit den Wienern, er kritisiert in ihrem Namen den Hof, der die Verfassung versprach, dann doch nicht erließ, obwohl sie in den Schlachten der napoleonischen Kriege von der „österreichischen Nation" verdient wurde. Zum Schluß wird aber nicht der „gütige" Kaiser Ferdinand, sondern der nicht beim Namen genannte Metternich zum Verantwortlichen gemacht, er feiert seinen Sturz. Ungarn ist das Vorbild, aber neben Kossuth werden auch seine späteren aulischen Gegner gelobt.

Eigentlich blieb Kolbenheyers Predigt *Das freie Wort*[16] innerhalb des Rahmens der Gesetzlichkeit; er wurde aber doch wegen ihr als „kommunistischer Agitator" von den im Dezember einrückenden österreichischen Truppen inhaftiert. Für den Pfarrer und Dichter ist natürlich eine der wichtigsten Errungenschaften der Revolution die Rede- und Pressefreiheit, die er in der Predigt für das „heiligste Recht" und gleichzeitig für die „oberste Pflicht" des Menschen hält. Er warnt aber auch davor, daß im Dienste der Leidenschaft aus der Redefreiheit nicht „Redefrechheit" werde. Vermutlich war aber nicht nur diese Kirchenrede der Grund zu seiner Festnahme, sondern auch die Bereitschaft, mit der er der Frau von Ferenc Pulszky für eine Weile Obhut bot.[17] Letztendlich wurde er auf Intervention seines Schwagers, des Obersten Cordon (des Bruders des einstigen österreichischen Kriegsministers) freigelassen. Kolbenheyer scheint also am Anfang der Revolution noch ein Befürworter des habsburgischen Vielvölkerstaates zu sein, im Laufe von 1849 gewann aber das für die Errungenschaften der Revolution kämpfende Ungarn für ihn an Wichtigkeit, und nach der Niederlage des Freiheitskampfes nannte er sich stolz den Verwandten des berühmtesten Feldherrn.

## 5. Ungarischer Patriotismus und passive Resistenz

Obwohl unter den gedruckten Werken von Kolbenheyer keine weiteren Gedichte mit revolutionärer oder nationaler Thematik zu finden sind, legte

15 Bek, Henry Leo (K.....r): *Hoch Constitution!* Wien: Hirschfeld 1848. 2 S. Das Pseudonym ist das Anagramm des Namen Kolbenheyer.

16 Kolbenheyer, Moritz: *Das freie Wort.* Oedenburg: Kultsar 1848. 16 S.

17 Pulszky, Ferenc: *Életem és korom.* Budapest: Szépirodalmi 1958. Bd. 1. S. 429.

er seinen Briefen an Hebbel einige solche bei. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich leider nicht näher bestimmen, es ist jedoch bemerkenswert, daß sie im Jahre 1851 abgeschickt wurden. Damit kann vielleicht auch die anfängliche Zurückhaltung Hebbels erklärt werden, er konnte ja nicht wissen, ob er nicht provoziert würde. Zwei Gedichte beschäftigen sich mit dem polnischen Aufstand in den Jahren 1830-31, der von der russischen Übermacht niedergeschlagen wurde, und der Dichter warnt jeden:

> Uns tönt dieselbe Grabgeläute,
> Vielleicht schon morgen, wenn nicht heute.[18]

Noch eindeutiger ist das 1850 geschriebene Poem *Starker Schneefall*:

> Es hat in letzter Winterzeit
> Gar übermäßig viel geschneit.
> Ihr seid erstaunt und fragt warum?
> Doch bleibt der Schnee, der Winter stumm.
>
> Ich weiß und sage den Bescheid,
> Warum es hat so viel geschneit:
> Man braucht ein großes Leichentuch
> Für Alle, die das Jahr erschlug.

Verblüffend ist die Ähnlichkeit dieses Bildes mit der Zeile „Most tél van és csend és hó és halál" [Jetzt gibt es Winter und Stille und Schnee und Tod] aus Mihály Vörösmartys *Előszó* [Vorwort], obwohl dieses Gedicht erst 1863 im Druck erschien. Es wurde also nicht entlehnt, sondern das gleiche Erlebnis brachten die beiden Dichter in ähnlicher Form zum Ausdruck. Es ist nicht nur die Stille des Todes und die Trauer um die Toten, sondern auch eine gedämpfte Wut und die Identifikation mit den Niedergeschlagenen beim Lesen des Werkes zu spüren. Der deutschsprachige Dichter, der beim Ausbruch der Revolution (auch) dem Kaiser zujubelte, bekennt sich jetzt eindeutig zum unterworfenen Ungarntum.

Kolbenheyer setzte sich auch für die ungarische Sprache ein. 1849 erließ die österreichische Regierung den „Organisationsentwurf", der die Modernisierung der Schulen verordnete. Wenn der Besitzer der Schule dazu nicht imstande sei, gebe zwar der Staat materielle Hilfe, dann bestimme aber er die Unterrichtssprache. Im Ödenburger Lyzeum unterrichtete man auf ungarisch, die Wiener Regierung wollte aber, sich auf die deutschsprachige Mehrheit der unmittelbaren Umgebung berufend, das Deutsche einführen lassen. Der Konvent hätte das Angebot schon angenommen, als Kolbenheyer protestierte und sich an den Distriktualkonvent wandte.[19] Die Schule wurde vom Distrikt jenseits der Donau übernommen,

18 *Sympathie*. HMW 51031001. Das andere Gedicht: *Der Kranke*. HMW 51031802

19 Archiv der Ödenburger Evangelischen Kirchengemeinde 5321. II. 1010 p. Ad 245/850. Über das Thema siehe ausführlicher: Németh, Sámuel: *A soproni evangélikus líceum küzdelme a nyilvánossági jogért a Bach-korszakban*. Sopron: Székely 1939. 23 S. und Németh, Sámuel: *A soproni evangélikus líceum küzdelme a magyar tannyelvért a Bach-korszakban*. Sopron: Röttig-Romwalter 1940. 28 S.



und so wurden die finanziellen Probleme gelöst, das Ungarische durfte die Unterrichtssprache bleiben. Diese Taten waren gar nicht ohne Gefahr, besonders wenn wir auch das in Betracht ziehen, daß Kolbenheyer seit seiner Inhaftierung höchstwahrscheinlich immer noch unter Beobachtung der Polizeibehörden stand. Er nahm nicht einfach als Ungarndeutscher Partei für das Mehrheitsvolk, sondern unterstützte eine rein magyarische Angelegenheit: das Lyzeum des deutschen Ödenburg unterrichtete auf Ungarisch, also war es eine Institution zur Verbreitung der ungarischen Kultur und dadurch auch der Assimilation. Seine Bedeutung darf keineswegs untergeschätzt werden, der deutschsprachige Jude Ludwig Dux eignete sich ja z.B. die ungarische Sprache erst im Lyzeum an, und wurde so nur durch Zufall ein ungarischer Schriftsteller unter dem Namen Lajos Dóczi.[20]

In der Bach-Ära begann Kolbenheyer die *Toldi*-Epen von János Arany zu übersetzen.[21] Das Manuskript wurde auch von Arany gelesen und gebilligt.[22] Kolbenheyer übersetzte bewußt und aus Überzeugung die Spitzenleistungen der ungarischen Lyrik. Über das *Toldi* und die ungarische Literatur im allgemeinen schrieb er an Hebbel folgendes:

> Der „Toldi" ist jedenfalls, so weit ich in der Sache competent bin, eine der schönsten Blüten der ungarischen Volksdichtung. Die Toldisage an sich verdient die Beachtung des Geschichtforschers, als des Poeten. Herder hat den Naturlauten der Lappen, der Finnen [...] so viel Aufmerksamkeit geschenkt, daß man am Ende ein Gleiches auch für die Poesien eines Volkes ansprechen darf, welches ein Jahrtausend in Europa durchgelebt und doch auch ein kleines Gewicht in die Wagschale der Völkergeschicke gelegt hat.[23]

## 6. Österreichische Gesinnung

Unter den Ungarndeutschen, und besonders in den westlichen Regionen, war die Ablehnung des österreichischen Staatspatriotismus nie so strikt wie unter den Ungarn. Sie versuchten die mitteleuropäische deutsche Kulturmission mit den historischen Traditionen der neuen Heimat in Einklang

20 Dóczi, Lajos: *Hogy' tanultam magyarúl*. — In: Igmándi, József (Hg.): *Magyar szellemi élet*. Budapest: Hornyánszky 1892. S. 8-9.

21 Arany, Johann: *Toldi*. Pesth: Heckenast 1855. 145 S., *Toldi's Abend*. Pesth: Heckenast 1856. 136 S. und *Toldi's Liebe*. Budapest: Franklin 1884. 384 S. Über die *Toldi*-Übersetzungen siehe ausführlicher: Boronkai, Szabolcs: *A soproni Kolbenheyer Mór „Toldi"-fordításai*. — In: *Soproni Szemle*. Sopron. 1994. Jg. 47. Nr. 3. S. 302-306.

22 Brief von Arany an Kolbenheyer am 17.03.1855. Zitiert in: Németh, Sára S. 52.

23 HMW 54032101

zu bringen, und dazu diente die Habsburger-Monarchie oft als idealer Rahmen. Andererseits war Österreich damals noch nicht eindeutig von Deutschland abgetrennt, 1848 schien sogar die Möglichkeit der Vereinigung für einen Moment real zu sein. Damit läßt sich auch das Verhalten Kolbenheyers während der Revolution erklären. Noch eindeutigere österreichische Sympathien als in *Hoch Constitution* kommen im Gedicht *Dem Reichsverweser Erzherzog Johann*[24] zum Vorschein:

Magyaren und Kroaten
Und Deutsch und Wälsch für sich?
O wir sind gut berathen,
Theilt man so brüderlich!

Doch Heil uns! Du verdammest
Ohmächt'ge Sonderung;
Du glühst und Du flammest
Für kräft'ge Einigung.

Ein Deutschland! Ihm zur Seite
Ein einig Österreich,
Die thun es wohl im Streite
Jedwedem Stärksten gleich.

Im Gedicht sind deutlich die Probleme und Schranken der österreichischen Einheit zu beobachten. Kolbenheyer ist nicht imstande, eine klare Trennungslinie zwischen der deutschen und der österreichischen Nation bzw. dem Staat zu ziehen oder außer durch den abstrakten Begriff der Einheit, zu begründen, warum die mitteleuropäischen Völker dem Vielvölkerstaat unterzuordnen seien. Er versucht, gleichzeitig ein guter ungarischer, deutscher und österreichischer Patriot zu sein, aber das Paradoxon dieses Verhaltens wird nicht nur von ihm nicht begriffen. Das Frankfurter Parlament lud auch die tschechischen Abgeordneten ein, da Böhmen als ein Teil Deutschlands aufgefaßt wurde, was z.B. Palacky strikt ablehnte. Die Habsburger bemühten sich das zukünftige Deutschland zu kontrollieren und Österreich aus dieser Einheit herauszunehmen, da das mitteleuropäische Reich nur so bewahrt werden konnte. Die ungarische Regierung beabsichtigte jedoch nicht, gegenüber Österreich entschlossen aufzutreten, weil sie mit dessen Eingliederung in Deutschland rechnete, was die einfachste Lösung für die Unabhängigkeit Ungarns gewesen wäre. Die Tschechen und Polen wollten aber die Donaumonarchie mit slawischer Mehrheit aufrechterhalten, um sich vor den zukünftigen Großmächten Deutschland und Rußland wehren zu können.

24 Erzherzog Johann von Habsburg wurde vom Frankfurter Parlament zum Reichsverweser des zukünftigen, einheitlichen Deutschland gewählt, Kolbenheyer spricht hier über ihn jedoch als über das Oberhaupt Österreichs. HMW 51031001



Im vorigen Jahrhundert standen die Kirchen unter starker staatlicher Kontrolle. Von den Pfarrern wurde erwartet, daß sie hie und da Lob- und Dankreden an den Herrscher richten, und zwar im Namen der Gemeinde und der Stadt. Deshalb „jubelte" János Kis im Jahre 1814 über die Niederlage Napoleons, und Leopold Petz sagte am Geburtstag von Franz I., daß es nicht genug sei, ein treuer Untertan des ungarischen Königs zu sein, der österreichische Kaiser habe noch Millionen von Untertanen.[25] Diese Reden haben offensichtlich keine Relevanz in bezug auf die nationale Identität der Pfarrer. Von Kolbenheyer sind keine Predigten solcher Art überliefert, er schrieb aber vier Flugblattgedichte zur Hochzeit Franz Josefs mit Elisabeth, zur Geburt des ersten Kindes und zum Besuch des königlichen Paars in Ungarn bzw. in Ödenburg.[26] Sie entstanden sicherlich nicht unter Zwang. Kolbenheyer scheint eher als „offizieller" Gelegenheitsdichter der Stadt die Pflicht gehabt zu haben, die wichtigeren Ereignisse zu besingen. Seine mutigen Stellungnahmen wurden von einem „offiziellen Patriotismus" begleitet.

Die Unsicherheiten in der Identität zeigen auch, daß, obwohl Kolbenheyer vieles für seine Stadt tat, er am liebsten nach Wien ziehen wollte. Er bat um Hebbels Hilfe für seine Versetzung: in Wien sollte ein Verwaltungsrat der evangelischen Kirche zusammengestellt werden, und Kolbenheyer wollte dessen Mitglied sein.[27] Für ihn bedeutete Wien nicht nur die Möglichkeit eines besseren Lebens, sondern war für ihn ein Zentrum der deutschen Kultur, wo er die Universität besuchte, wo seine Briefpartner Friedrich Hebbel und Anastasius Grün lebten, wo er zwecks Theaterbesuchen hinfuhr, wenn er nicht gleich die Schauspieler nach Ödenburg zu locken versuchte.[28]

25 Kisch, Johann: *Die Freude der Völker Europas.* Oedenburg: Sieß 1814. 14 S. und Petz, Leopold: *Predigt zur Geburtsfeier Seiner Majestät des Kaisers Franz des Ersten.* Oedenburg: Kultschar 1834. 14 S. Beim Halten dieser Predigt war Ferdinand V. bereits gekrönter ungarischer König, sein Vater Franz I. herrschte aber bis zu seinem Tod im Jahre 1835 als Kaiser weiter.

26 Die mehrere Zeilen langen Titel verraten vieles, deshalb werden sie vollständig zitiert: Kolbenheyer, Moritz: *Zur Allerhöchsten Vermählungsfeier Seiner Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät Franz Josef I., Kaisers von Oesterreich u.s.w. mit Ihrer Königlichen Hoheit der durchlauchtigen Prinzessin Elisabeth, Herzogin in Baiern, in tiefster Huldigung die Evangelischen Oedenburgs.* Oedenburg: Romwalter 1854. 4 S., *Der Jubel Oedenburgs. Am Tage der Geburt Ihrer Kais. Königl. Hoheit, der erstgebornen Durchlauchstigen Erzherzogin von Oesterreich.* Oedenburg: Reichard 1855. 2 S., *Festgedicht zur Huldigung der Evangelischen Ungarns Ihren k. k. Apostolischen Majestäten Franz Josef I. und Elisabeth in untertänigster Ehrfurcht dargebracht zu Ofen-Pest.* Pest: Landerer und Heckenast 1857. 8 S. und *Morgengruß an den Kaiser. Seiner Kais. Königl. Apostolischen Majestät Franz Josef I. Kaisers von Oesterreich u.s.w. u.s.w. aus Anlaß Allerhöchst Seiner beglückenden Anwesenheit innerhalb unserer Mauern.* Oedenburg: Romwalter 1857. 2 S.

27 HMW 55041801 und 55061901

28 Er wollte vor allem Hebbels *Judith* in Ödenburg aufführen lassen, und zwar mit Christine Hebbel in der Hauptrolle: HMW 54112601, 55030101, dann 59030601, 59032901, 59041101, 59041901, und zuletzt 63032301, 63111701.

## 7. Leben in der Diaspora nach dem Ausgleich

Im Jahre 1867 veranstaltete der Stadtmagistrat aus Anlaß des Ausgleichs eine Feier, wo nach üblicher paritätischer Sitte zuerst ein Tedeum in der Pfarrkirche St. Michael, dann ein Gottesdienst in der evangelischen Kirche gehalten wurde. Kolbenheyer vergleicht in seiner Predigt die ungarische Verfassung mit dem Mädchen, das von Jesus ins Leben zurückgerufen wurde. Er zitiert aber nicht nur geschickt die Bibel, sondern auch das zur heimlichen Nationalhymne erhobene Gedicht *Szózat* [Mahnruf] von Mihály Vörösmarty in eigener Übersetzung:

> Es kommt noch, weil sie kommen muß,
> Die bess're Zeit nach der
> Von tausend Lippen heißes Fleh'n
> Aufwallt zum Sternenheer.[29]

In den Jahren nach dem Ausgleich äußerte sich Kolbenheyer immer enttäuschter und bitterer über Ungarn. Zu der Zeit war sein wichtigster Briefpartner der nicht eben magyarophile Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün). In seinen Briefen an ihn behauptete Kolbenheyer, daß sein Sohn wegen seiner deutschen Abstammung kein Stipendium von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erhalten habe, obwohl deren Sekretär damals János Arany war.[30] Ihn bedrückte besonders die Tatsache, daß viele nur im Interesse ihrer politischen oder wissenschaftlichen Karriere ihre Nationalität aufgaben, wozu er aber nicht fähig war:

> Der übermüthige Magyare
> Verlangt, daß Alles ihm willfahre
> In Sprache, Sitte, Kunst und Art.
> Der Feile, der nach solchen Lehren
> Des Schiffes Segel weiß zu kehren,
> hat guten Wind und frohe Fahrt.[31]

In seiner Erbitterung verstieg er sich auch zur Betonung der kulturellen Überlegenheit der Deutschen: „Von einer Culturnation abzufallen und sich einem Volk anzuschließen, das, wie mir jüngst Dr. Vögeli in Zürich schrieb, nicht ganz in der Strömung der modernen Bildung ist, bei Gott, es geht nicht".[32] Grün antwortete auch in diesem Ton, er hatte zwar mal ein gutes Wort wenigstens für das Ungarn der Vergangenheit, der „Chauvinismus in den letzten Tagen" sei aber nicht mehr mit „gewöhnlichen Maßstäben" zu messen.[33]

29 Kolbenheyer, Moritz: *Zur Feier der wiederhergestellten Landesverfassung Ungarns.* Oedenburg: Romwalter 1867. S. 11.

30 Brief von Kolbenheyer an Grün am 05.02.1868. Auersperg-Archiv, Wien (Haus, Hof und Staatsarchiv) XXI. Thurn am Hart: C. 49. Schachtel 26 (im weiteren: AAW).

31 Brief von Kolbenheyer an Grün am 02.06.1868. AAW

32 Brief von Kolbenheyer an Grün am 04.08.1868. Zitiert nach: *Neue Freie Presse.* Wien 09.01.1884. Nr. 6957. S.1-3.



Wirklich unerwartet, unbillig und schmerzhaft muß ihn Aranys Gedicht *Vojtina ars poeticája* [Vojtinas Ars poetica] getroffen haben. An Károly Szász schrieb Kolbenheyer, daß:

> ich noch immer den Schmerz nicht zu überwinden vermag, den ich empfand, als ich vor längerer Zeit die Enunciation eines anderen Koryphäen las, der von der Muse auf die Höhe des Schwabenberges geführt, von dort auf die zu seinen Füßen liegende Schwesterstadt herabblickend, in die Klage ausbricht, daß er in den Straßen Pests nichts sehe, als piszok és német szó.[34]

Aranys Name wird zwar nicht genannt, aber das verdeckte Zitat stammt vermutlich von ihm, da die letzten Worte auch im deutschprachigen Brief auf ungarisch stehen. Nach einigen Jahren übersetzte Kolbenheyer jedoch auf Bitte seines Sohnes den letzten Teil der *Toldi*-Trilogie, *Toldi's Liebe*, und viele Petőfi-Gedichte.[35] Er wies auch die ablehnende Kritik der *Neuen Freien Presse* entrüstet und leidenschaftlich zurück:

> Oder heißt es nicht alle Logik auf den Kopf stellen, wenn man einerseits darüber lamentiert, daß in den Compendien der Weltliteratur ein Epiker von der Bedeutung Aranys kaum mit Namen erwähnt wird, und andererseits jedes ehrlich gemeinte Bestreben, seine Werke dem Auslande zugänglich zu machen, als literarischen Kannibalismus bezeichnet, ja gewissermaßen die Polizei zum Schutzen wider solche Freveltaten aufruft?[36]

## 8. Nachtrag

Die deutschsprachige Bevölkerung Ödenburgs konnte bis zur Vertreibung nach dem zweiten Weltkrieg ihre deutsche Sprache und bürgerliche Kultur bewahren. Für die Dichter, Schriftsteller, für die Intelligenz wurde aber seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Zwang immer stärker, ihre nationale Identität (neu) zu definieren. Die Begriffe des Ungarntums, Deutschtums und Österreichertums veränderten sich fortwährend, die mehrfachen Bindungen verursachten erneut Konflikte. Therese Artner konnte sich noch ohne weiteres am Ende des 18. Jahrhunderts auf ihre ungarische Abstammung berufen, auch in ihrem österreichisch gesinnten Gedichtband. Die anspruchsvolle, die deutsche Klassik und Romantik

33 Brief von Grün an Kolbenheyer am 29.04.1876. Zitiert in: Németh, Sára S. 80.

34 Brief von Kolbenheyer an Károly Szász am 18.05.1876. Országos Széchényi Könyvtár, Budapest, Kézirattár, Levelestár (im weiteren: OSzK. Kt. Lt.)

35 Kolbenheyers Petőfi-Übersetzungen erschienen in den folgenden Bänden: Aigner, Ludwig (Hg.): *Petőfi's poetische Werke.* Budapest: Aigner 1880. 2 Bde. 374 und 404 S.

36 Brief von Kolbenheyer an Szász am 22.11.1882. OSzK. Kt. Lt.

nachahmende, aber nicht epigonenhafte Lyrik von Leopold Petz in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde aber bereits weder in Deutschland (wegen ihrer peripherischen Abstammung), noch in Ungarn (wegen ihrer fremden Sprache) anerkannt. Kolbenheyer war durch seine Familie, Erziehung und Religion eng mit der deutschen Kultur verbunden; als seine geistige Heimat können die (nord)deutschen Universitässtädte betrachtet werden.[37] Das bedeutet jedoch noch keine nationale Identität. Weder der frühe ungarische, noch der österreichische Staatspatriotismus verlangten eine sprachlich-ethnische Identifikation mit der Mehrheitsnation (so etwas existierte in bezug auf Österreich sowieso nicht), nur eine Loyalität zum Herrscher, zum Staat (zur „Nation") und zu den historischen Traditionen. Die Revolution im Jahre 1848 brachte für einen historischen Moment die Möglichkeiten sowohl des einheitlichen Deutschland als auch des konstitutionellen Österreich wie auch des unabhängigen Ungarn zum Vorschein. In Zisleithanien scheint die Loyalität zur Dynastie die Oberhand über das deutsche Bewußtsein gewonnen zu haben bzw. die slawischen Völker nahmen aus nationalem Interesse für die Aufrechterhaltung Österreichs Stellung. In Ungarn wurden aber die Begriffe des Ungarntums, des Patriotismus und der Unabhängigkeit miteinander verbunden. Kolbenheyer und seine Zeitgenossen mußten sich für das deutsche oder das ungarische Volk bzw. für die österreichische oder ungarische Nation entscheiden. Von den zwei mit Kolbenheyer gleichaltrigen Ödenburger Dichtern wurde der deutsche Adolf Frankenburg völlig assimiliert und erlebte in der ungarischen Hauptstadt eine literarische Karriere, der ungarische Josef Paul von Király blieb jedoch in Ödenburg und schrieb in der deutschsprachigen Umgebung auf deutsch. Kolbenheyer sehnte sich nach Ruhm im literarischen Leben, den er mit seinen Nachdichtungen eigentlich verdient hätte, aber von seiner deutschen Muttersprache vermochte er sich nicht loszusagen. Eine Merkwürdigkeit des Schicksals ist, daß er sich während des Neoabsolutismus selbst bei all seinen österreichischen Sympathien mehrmals zum Ungartum bekannte, nach dem Ausgleich aber einer der verbittersten Kritiker des dualistischen Ungarn wurde. Von den sich wandelnden Formen seiner Identität scheint nur eine dauerhaft zu sein, wenn auch zwanghaft. Als er 1863 endlich die Möglichkeit hatte, sich um ein Pfarramt in Wien zu bewerben, begründete er in einem Brief an Hebbel seine Ablehnung folgendermaßen:

> Sollte ich, der ich vor 17 Jahren ohne Probepredigt, blos auf meinen Namen hin, in die 300 Jahre alte Muttergemeinde Oedenburg berufen worden bin, mein Bischen Predigerrenommee an den trüben Strudel des Parteigetriebes werfen, [...] bei der Pfarrerwahl eines Cortus, der noch

37 Vgl.: Kolbenheyer bezeichnet Hebbels *Mutter und Kind* als „ein ächt deutsches Product", das ein „specifisch norddeutsches und protestantisches Gepräge habe". HMW 59032901



> am Anfang des vorigen Jahrhunderts gleichsam Filial von Oedenburg gewesen ist, [...] Ach, theurer Doctor, Ihre Nähe wäre freilich ein kräftiger Magnet und ein großer Segen für mich; aber hat nicht schon Cäsar gesagt, lieber im Dorfe der Erste, als in Rom der Zweite?[38]

38 Brief von Kolbenheyer an Hebbel. Hebbel-Sammlung, Kiel 65.

*Anikó Zsigmond (Szombathely)*

# Das Menschenbild in Marie von Ebner-Eschenbachs Novellen[1]

Bei einer Zuordnung der Schriftstellerin zu einer geistesgeschichtlichen Epoche bietet die kurze, aber treffende Bezeichnung Vogelsangs, der Ebner-Eschenbach „eine Realistin der Form und eine Idealistin der Idee"[2] nannte, den einzigen relativ guten Anhaltspunkt. Zugleich weist er aber damit auf die Schwierigkeiten hin, die eine eindeutige Einordnung unmöglich machen. Hans Vogelsang hebt vor allem den optimistischen Menschenglauben, die tiefe Religiösität und die Kraft der Erziehung durch die Kunst hervor. Heidelinde Fink und Brigitte Kayser appellieren im wesentlichen an die erzieherischen und sittlichen Komponenten im Weltbild und Schaffen der Autorin,[3] wobei öfters eine Parallele zum Weltbild des österreichischen Biedermeier Stifterscher Prägung gesehen wird. Außerdem gibt es eine Unzahl von älteren und neueren Studien und Aufsätzen, die den Problemkreis mit je einem Begriff kurz berühren, diesen aber nicht an konkreten Beispielen erläutern, weil eine andere Zielsetzung erstrebt wird. Darunter wären folgende Verfasser zu erwähnen: Johannes Klein, Herbert Zeman, Anton Bettelheim, Richard Schukal, Adalbert Schmidt, Gertrud Fußenegger, Ingrid Cella, Heinz Rieder, Rudolph Latzke, Jiřy

1 Folgender Aufsatz ist ein Teil eines Kapitels aus der fertiggeschriebenen, aber noch nicht verteidigten Dissertation *Marie von Ebner-Eschenbach. Das Frauenbewußtsein einer österreichischen Aristokratin.* In dieser Hinsicht bildet dieser Aufsatz keinesfalls ein in sich geschlossenes Ganzes. Das erwähnte Kapitel versucht Ebner-Eschenbachs Menschenbild aufgrund ausgewählter Novellen zu erläutern. Das Erfassen ihres Menschenbildes soll ermöglichen, das Verhältnis der Autorin zu den Epochen der Klassik, des Biedermeier und des Realismus zu beschreiben. Die Verfasserin der Dissertation geht von der Ansicht aus, daß Ebner-Eschenbach als eine der bedeutendsten Repräsentanten des österreichischen Realismus gilt. Es gibt in ihrem Menschenbild und in ihrer Kunstbetrachtung viele inhaltliche Merkmale, die auf eine nachhaltige Wirkung der klassischen Ästhetik und des Josephinismus Stifterscher Art verweisen. In diesem Aufsatz werden die Figuren als repräsentative Menschenbilder ihrer frühen Novellen untersucht.

2 Vogelsang, Hans: *Marie von Ebner-Eschenbachs Weltbild und Menschenideal.* — In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 1966. Nr. 10. S. 122-132.

3 Fink, Heidelinde: *Studien zur Ethik Marie von Ebner-Eschenbachs. Entsagung, Resignation und Opfer in den Erzählungen der Dichterin.* Diss. Graz 1964. (Im weiteren: Fink) Kayser, Brigitte: *Möglichkeiten und Grenzen individueller Freiheit.* Eine Untersuchung zum Werk Marie von Ebner-Eschenbachs. Diss. Frankfurt am Main 1974.

Veselý, Victor Žmegač, Claudio Magris und Joseph P. Strelka.[4] Als Konsequenz aus diesen Definitionen ergibt sich Folgendes: grundlegend sind am Schaffen Ebner-Eschenbachs bezüglich ihres Welt- und Menschenbildes Komponenten wie ihre eigenartige Religion der Nächstenliebe und die daraus folgende Erziehungsabsicht, ihre gemischte deutschösterreichische und slawische Gefühlswelt, ihre Rezeption der klassischen Humanitätsbildung, die zu interpretieren uns zu weiterführenden Gedanken veranlassen mögen.

Gleich am Beginn des novellistischen Schaffens Ebner-Eschenbachs steht die Novelle *Ein Spätgeborener* (1875), in der sie nicht nur unter ihre so geliebte, aber so viel heimgesuchte Dramatik einen Schlußstrich zieht, sondern überhaupt mit der so verhaßten Kritik abrechnet.[5] Außer der intensiven Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Literaturbetrieb erörtert die Autorin durch das Schicksal ihres Protagonisten ihr eigentliches künstlerisches Kredo, in dem sie eindeutige Züge der klassischen Ästhetik umreißt. Mit diesem Bekenntnis steht die Dichterin weit entfernt vom zeitgenössischen ästhetischen Urteil, dessen Repräsentanten den Wert des zeitgenössischen Theaters und der Literatur nur nach deren gesellschaftlichen Vorbedingungen messen.

Sehr kennzeichend ist schon der Titel, der den Protagonisten, Andreas Muth, einen Kleinbeamten und Hobby-Dramatiker beschreibt. Er gilt nämlich als ein Epigone, der den Anforderungen des zeitgenössischen Theaterlebens nicht gewachsen ist. Sein Vater, ein Professor der schöngeistigen Literatur, lehrte ihn ehemals die Liebe zur Kunst, aber „wie es

4 Zeman, Herbert (Hg.): *Literaturgeschichte Österreichs*. Graz: Akademie der Wissenschaften 1996. Zeman betont am besten das christliche Weltbild der Autorin, ihr humanes Zuwenden zur individuellen Figur. Er nennt die Kunstauffassung Ebner-Eschenbachs eine 'ethisch begründete Ästhetik'. (S. 405).
Schmidt, Adalbert: *Dichtung und Dichter Österreichs im 19. und im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1964 Bd.1. Schmidt zählt die Autorin nach ihrer Weltanschauung zu den Repräsentanten der josephinischen Aufklärung.
Mühlberger, Joseph: *Marie von Ebner-Eschenbach*. Eine Studie. Kassel 1930. Mühlberger sieht in der Hinneigung zum Volk, zum Verdrängten eine typisch slawische Haltung des Altruismus, die auch bei den zeitgenössischen russischen Realisten, etwa bei Tolstoi und Dostojewski vorfindbar ist. (S. 15)
Magris, Claudio : *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. 2. Aufl. Salzburg: Otto Müller 1988. Magris findet besonders folgende Merkmale originell am Schaffen der Autorin: ihre Sehnsucht nach Harmonie, die Vermischung von slawischer und deutscher Grundhaltungen, die Abwandlung des Themas vom klassischen humanistischen Menschenideal.

5 Polheim, Karl Konrad (Hg.): *Marie von Ebner-Eschenbach*. Kritische Texte und Deutungen. Bd. II. Tübingen: Niemeyer 1991. 'Nun schreibe ich meine Erzählung zu Ende und scheide ein für alle Mal von meinem Wahn, daß ich es vielleicht doch noch zu einer tüchtigen dramatischen Leistung bringen kann.' (16. 3. 1874) S. 252.
'[...] daß ich auf seine (Andreas, des Protagonisten) Schultern einen Teil meiner Enttäuschungen geladen habe, sahen wir.' (30. 3. 1874) S. 255.



in der Welt aussieht und wie man in ihr vorwärtskommen kann, versäumte der Gelehrte seinem Sprößling beizubringen".[6] Trotz seiner äußeren, öden Lebensweise führt er ein für sich geschlossenes erfülltes Leben. „Er dichtete und träumte in seinem einsamen Daheim. [...] Die grauen und kahlen Wände waren die Zeugen seiner innigsten Entzückungen".[7] Nach 25 Jahren wird im Hoftheater ein Drama *Marc Aurel* (eine Tragödie in fünf Akten) von ihm, das er anonym einreichte, zur Aufführung angenommen. Er geht am Abend einige Tage vor der Aufführung seines Dramas ins Theater, um sich auf die Atmosphäre vorzubereiten, erlebt dort aber bittere Enttäuschungen. In diesem Kapitel schildert Ebner-Eschenbach den seichten Geschmack des zeitgenössischen Publikums, das nur für das Rohe und Häßliche, für die niedrigen Neigungen des Menschen empfänglich war. Andreas erlebt die Zeit bis zur Premiere des *Marc Aurel* in erregtem Gemütszustand, er sieht sich in Visionen als gefeierten Dichter, aber das Stück fällt durch. Am nächsten Tag amüsieren sich seine Kollegen über ein Feuilleton von Salmeyer, einem populären Kritiker, der sich über das durchgefallene Stück *Marc Aurel* lustig machte. Von der Kritik wird das Stück schonungslos zerrissen und zwar, weil man „im Verfasser des gänzlich unpolitischen Werkes einen liberalen Aristokraten, [Grafen Auwald], wittert".[8] Die Enttäuschung von Andreas ist grenzenlos und seine künstlerische Existenz somit ruiniert. Er befürchtet nicht nur die Enthüllung vor seinen Kollegen:

> Was konnte die Zukunft gutmachen? — er hatte keine mehr. Was konnte er von sich erwarten, nachdem er urteilslos und blind, ein langes Dasein hindurch Werke geschaffen hatte ohne Wert und Zweck? [...] Nun wurden ihm die Augen geöffnet, nun sah er sich in seiner Erbärmlichkeit.[9]

Parallel zu seinem künstlerischen Mißgeschick erfolgt plötzlich eine positive Wende in seiner Beamtenlaufbahn. Seine Kollegen feiern sein 25jähriges Dienstjubiläum und es wird ein Mittagessen veranstaltet. Diese Feier, der Höhepunkt der Erzählung, führt unerwartet zu einer Katastrophe. Andreas, der sonst bescheidene, zurückgezogene Beamte, bekennt sich als Verfasser des *Marc Aurel*. Salmeyer korrigiert am darauffolgenden Tag sein bösartiges Urteil über das Stück, aber Andreas' Selbstschätzung ist für immer verloren. Der Erzähler kommentiert die Gedanken, die

6 Ebner-Eschenbach, Marie von: *Gesammelte Werke in drei Einzelbändern*. Bd. 1. München 1956-58. S. 640. (Im weiteren: G.W.i.3 E.)

7 G.W. i.3 E. Bd.1. S. 644

8 Nagl, J. W.; Zeidler, J.; Castle, E. (Hg.): *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte*. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Bd. 3. Wien 1930. S. 1045. (Im weiteren: Castle)

9 G.W.i.3 E. Bd.1. S. 655.

Andreas gegenüber seinem eigenen Talent empfindet: „Das Können macht den Künstler, nicht das Wollen, und sein Können war weit zurückgeblieben hinter seinem Wollen."[10] Salmeyer geht soweit, daß er Andreas bei einem Besuch bei ihm zu Hause sogar gegen einen guten Lohn als Feuilletonisten engagieren würde, was Andreas entschieden ablehnt. In dieser Auseinandersetzung prallen die Ansichten des Idealisten Andreas und die des Realisten Salmeyer aufeinander.

> Lächerlich, entgegnete Salmeyer. Sie haben soviel mehr Talent als hundert andere [...]. Bei Ihnen ist nur ein Umstand bedenklich...[...]. Sie sind zu spät geboren! Vor dreißig oder fünfzig Jahren wäre man Ihnen verständnisvoller entgegengekommen. [...] Aber heute! Die Menschen, für welche Sie schreiben, sind tot. [...] Verzichten Sie auf Ihre Ideale. Stimmen Sie sich herab.[11]

Andreas besteht aber auf sein Ideal, indem er die Kunst als „die zeitliche Offenbarung des Ewigschönen und Ewigguten"[12] bezeichnet. Salmeyer bringt daraufhin in einem Feuilleton Andreas bösartig mit der Frau des Grafen Auwald in Beziehung, was Andreas jeden Mut und jegliche Kraft für das Weiterleben nimmt, und er stirbt an den Folgen einer Erkältung.

*Ein Spätgeborener* ist eine Novelle, die von Louise von François gleich mit Grillparzers *Der arme Spielmann* in Wesensverwandtschaft gestellt wurde und die Ebner-Eschenbach als eine ihrer Lieblingsschöpfungen[13] angesehen hatte. Die Schriftstellerin, wie ihr Held, glaubt an ein Ideal der Kunst, an deren erhabene und veredelnde Mission, die nichts zu tun hat mit der zeitgenössischen Konsumsphäre, die das Privatleben des Menschen schonungslos und taktlos verletzt. Andreas ist schwach, er ist der kleine Mensch, dem von seinen Vorgesetzten sogar verboten wird, sich öffentlich zu wehren. Ihm bleibt nur die Resignation, nie aber der Verzicht auf seine Ideale:

> Ich habe ihn [den Kampf] beendet. Doch beginnt ein neuer, ein anderer und in dem werde ich siegen! [...] sein Gesicht leuchtete im Widerschein eines überirdischen Glückes. [...] Das Kunstwerk aus mir heraus zu bilden — dazu fehlte mir die Kraft. Aber der geheimnisvolle Drang nach Gestaltung des Schönen soll dennoch sein Genüge finden. Jeden Mißklang, jede kleinliche Empfindung aus der Seele bannen, alles Wollen und Können zusammenstimmen zu einer mächtigen Harmonie.[14]

10 G.W.i.3 E. Bd.1. S. 663.

11 G.W.i.3 E. Bd.1. S. 674 ff.

12 G.W.i.3 E. Bd.1. S. 669.

13 Vgl. BETTELHEIM, ANTON: *Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter*. Berlin 1900. S. 94. (im weiteren: BETTELHEIM)

14 G.W.i.3 E. Bd. 1. S. 689.



Das Harmoniestreben Andreas Muths, der Hauptfigur Ebner-Eschenbachs, erinnert eindeutig an das Kunstideal der Klassik. Der Künstler als Schöpfer hat etwas Göttliches in sich. Alkemade zieht eine Parallele zu Schiller, der in der Kunst auch das Göttliche erkannt hat.[15] Die Kunst als das Schöne erweckt nicht nur den ästhetischen Genuß, sondern sie hat auch eine versittlichende Rolle, sie führt zum Guten hin. Mit dieser Anschauung steht Ebner-Eschenbach auch Stifter sehr nahe, der ebenfalls ein großer Rezipient der klassischen Ästhetik war und somit entscheidend die österreichische Prosa des 19. Jahrhunderts beeinflußte. Nach Stifter erhält der Künstler die Funktion des Vermittlers: Der wahre Künstler bringt ohne Wissen das Göttliche, wie es sich in seiner Seele spiegelt, in sein Werk. In Stifters Anschauung verstärkt sich der sittlich-erzieherische Aspekt der Kunst, was schon als eine Modifikation der klassischen Ästhetik unter dem Einfluß der josephinischen Aufklärung anzusehen ist. In diesem Sinne fühlt sich Andreas Muth als ein Spätgeborener, der im Jahrhundert des technischen Aufschwungs und der industriellen Massenproduktion ein Idealist des 18. Jahrhunderts geblieben ist.

Ebner-Eschenbach, wie ihr Protagonist, schreibt ebenfalls ihr ganzes Leben lang wie unter einem unstillbaren Drang.[16] „Sie mußte dichten in allen Etappen ihres Lebens, unbeirrt durch die Gleichgültigkeit ihrer Umgebung, durch übelwollende Sticheleien, die ihr Streben nur als unzulänglichen Dilettantismus abtun wollen".[17] Die Tragik von Andreas liegt nicht in seinem Dilettantismus, wenn es ein solcher ist, sondern im veränderten Zeitgeschmack, der Andreas zur Resignation über die Unzulänglichkeit der Welt zwingt und zu Jakob von Grillparzers *Der arme Spielmann* verwandt macht. Außer dieser Charakter- und Schicksalsverwandtschaft gibt es Züge, die Andreas über die Grundhaltung des Biedermeier bringen, obwohl er in seiner Charakterisierung die Grenzen des poetischen Realismus nicht im Vollständigen erreichen kann. Somit nimmt dieses Werk in der Novellistik Ebner-Eschenbachs den Platz des Anfangs; den reiferen realistischen Ertrag bringen spätere Werke wie *Lotti, die Uhrmacherin, Unsühnbar, Das Gemeindekind, Dorf- und Schloßgeschichten* und *Neue Dorf- und Schloßgeschichten*. Andreas besitzt wie Jakob genau die hohen Ideale von der Kunst, die er erfüllen möchte. Jakob ist aber den Anforderungen des Lebens überhaupt nicht gewachsen, so wird er zum einsamen Außenseiter. Er gerät an den Rand der Gesellschaft, wird zum

15 Vgl. ALKEMADE, MECHTILD: *Die Lebens- und Weltanschauung der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach*. Diss. Graz 1935. S. 106. (Im weiteren: ALKEMADE)

16 Zitat aus einem ungedruckten Brief an J. Rodenberg: 'Indem Sie sagen, daß Sie der Arbeit müde sind und ohne sie doch nicht leben können, sprechen Sie meine eigene Empfindung aus.' (Zitiert nach ALKEMADE, S. 108.)

17 BETTELHEIM, S. 42.

Bettler und stirbt an den Folgen seiner Lebensuntauglichkeit. Er konnte seine Ideale mit der Wirklichkeit in gar keine Beziehung bringen, weil sein Musizieren, wobei er schreckliche Töne aus seiner Geige hervorrief, unter den Passanten nur Hohn oder im besseren Falle Mitleid erweckt. Grillparzer behandelt seine Figur mit Ironie, Jakob mag gut sein, aber er ist ein Dilettant. Jakob ist vor den Konflikten mit der Welt geflohen, er lebt ein völlig isoliertes Leben; mit der äußeren Wirklichkeit hat er kaum einen Kontakt, er ist ein Träumer. Andreas Muth, der Familienname steht in einem gewissen gegensätzlichen Verhältnis zu seinem Charakter, ist ebenfalls ein guter Mensch, der an das Gute und Schöne glaubt. Er hat Anteil an der Wirklichkeit, hat einen Beruf: er betreibt sein Künstlertum als Hobby. Im Unterschied zu Jakob nimmt er den großen Konflikt mit der Welt auf, scheitert aber mit seinem Ideal. Für ihn besteht jedenfalls die Möglichkeit des Neuanfangs; Graf Auwald bietet ihm die rettende Hilfe in Form einer Stelle bei ihm an, außerdem hat Andreas auch Freunde, die ihn ehrlich lieben. Aber Andreas, weil er zu zart ist, wählt den Bruch mit der Welt. Aus dem Zusammenstoß des Individuums mit der Welt geht Andreas zugrunde, er ist nicht in der Lage, sein Ideal mit der Welt zu versöhnen, weil der Versöhnungsversuch von außen nicht angenommen wird. Hier ist das Moment, das der Harmonisierung, das die reiferen Novellen Ebner-Eschenbachs später erfüllen wird.

Eine Frage ist das Verhältnis zwischen Kunst und Dilettantismus. Andreas wird nicht wegen seiner inneren Veranlagung zum Dilettanten. Er kann Dramen schaffen, sein Können wird aber am Geschmack der Außenwelt gemessen und verstoßen. Vielleicht fehlt ihm das große Talent, das seine Vorläufer besaßen; Andreas ist ja ein Epigone, aber er scheitert viel eher am Urteil der Welt als an seinem Nicht-Können. Er bewahrt seinen inneren Frieden für den Tod. Andreas repräsentiert Ebner-Eschenbachs Künstler- und Menschenbild der frühen Phase und spiegelt ihre verzweifelten Bemühungen, Kunst (als Ideal) und Leben miteinander zu versöhnen. Um diesen Versöhnungsversuch bemühte sich die Autorin ein Leben lang, in den 1870er Jahren aber noch mit wenig Erfolg.

Betrachtet man Figuren aus anderen Werken, sieht man eindeutig Ebner-Eschenbachs Vorliebe für die Darstellung der Konfliktbewältigung zwischen Individuum und Gesellschaft. Die Autorin ist vor allem am Menschen interessiert, daran, wie man sich als Mensch sittlich bewährt.[18]

18 Ebner-Eschenbach selbst hat in ihrem Werk den Vorrang immer dem Individuellen, dem Ethischen, dem Pädagogischen gegeben, darin steckt ihre idealistische Anschauung, wie es ein Zitat beweist: 'Die vollkommene Welt kann gewandelt werden, der archimedische Punkt ist nicht eine Religion, eine Ideologie oder eine Gesellschaftsordnung, sondern der Charakter des Menschen und als dessen Mitte ein autonomes, mutiges, verfeinertes Gewissen.' In: HELENE BUCHER (Hrsg.): *Marie von Ebner-Eschenbach: Letzte Worte.* Wien 1923. S. 117.



Künstlerfiguren, die sie als Ideale betrachtet, befinden sich kaum mehr in ihren Novellen. Die Kunst-Welt-Opposition verwandelt sich in eine Ideal-Wirklichkeit-Opposition von sittlicher Art, in eine Läuterungsproblematik. In den meisten Fällen kommt es zu einer positiven Überwindung der eigenen Herzensträgheit, zur Erkenntnis der Aufgabe des Einzelnen in der Gesellschaft. Für diese Erkenntnis ist absolute Wahrhaftigkeit und eine Art Aufgabe des eigenen Egoismus und der eigenen Interessen nötig. Auf diese Weise gerät immer mehr das Thema der Entsagung in den Vordergrund ihrer Novellistik, wobei sich der Mensch nicht wie bei Stifter in eine harmonische, aber geschlossene individuelle Sphäre flüchtet, sondern er versucht, seinen Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Ebner-Eschenbachs Realismus besteht darin, daß sie sich des vielfältigen Bildes der Gesellschaft als Rahmen bedient und dadurch ihrem Werk ein übernationales Kolorit gibt.[19] Die Figuren bewegen sich voll im Bereich der Welt, aber sie sind mit allgemeinmenschlichen Problemen beschäftigt, unter denen auch die Tagesaktualität der Monarchie im Hintergrund erscheint. In dieser Hinsicht herrschen Unstimmigkeiten in der Sekundärliteratur. Während die ältere Sekundärliteratur sowohl der inneren Problematik (Ethik, Erziehung, Menschenbild) als auch der äußeren Problematik (Gesellschaftsdarstellung, soziale Frage, Frauenproblem) einen gleichwertigen Platz eingeräumt hat, versucht die neuere nur die letztere zu beachten, wodurch die Ebner-Eschenbach-Forschung an Reiz verlieren mag.

Bei den entsagenden Figuren macht Ebner-Eschenbach übrigens keinerlei Unterschied zwischen den Geschlechtern, den Ständen und den Nationen. Die Protagonisten/innen werden dadurch zu denen, die sie sind, weil sie die sittliche Größe haben, zu entsagen und ihr Leben auf einer anderen Ebene der Lebensbejahung neuzugestalten. Auch die Biographie der Dichterin ist voller Kompromisse und Entsagung. Der Kindersegen blieb aus, und auch die berufliche Karriere als Schriftstellerin[20] zwang sie oft in eine Lage, in der sie zwischen Zweifel und Selbstbehauptung geraten ist. Heidelinde Fink bringt in ihrer Dissertation die Autorin das erste Mal mit dem Lebensgefühl des Biedermeier in Beziehung und erläu-

19 FUSSENEGGER, GERTRUD: *Marie von Ebner-Eschenbach oder Der gute Mensch aus Zdislavitz.* Ein Vortrag. München: Delp 1966. Fußenegger behauptet auch, daß Nation und sozialer Stand an den Figuren Ebner-Eschenbachs nur modifizierende, nicht substanzielle Qualitäten seien. Für sie zerlege sich jede Klasse in Individuen — nur das Individuum interessiere sie. Sie suche den Menschen, den Einzelnen — und nicht die Form, die diese Einzelnen zusammenschließe. (S.34.) Mit dieser Orientierung am Individuum verkennt Fußenegger, daß Ebner-Eschenbach doch ihre Figuren zum nützlichen Wirken am Ganzen veranlassen möchte, weil nur das die Erfüllung des eigenen Interesses bieten kann.

20 'Einst wollte ich der Shakespeare des 19. Jahrhunderts werden, jetzt bin ich froh, wenn es mir gelingt, eine lehrbare Geschichte niederzuschreiben.' In: BETTELHEIM, S.129.

tert es Stück für Stück an ihrer Biographie und ihrem Schaffen.[21] Aufgrund der Dominanz des Entsagungsmotivs bestätigt sich die Feststellung, daß das Menschenbild Ebner-Eschenbachs von der Geisteshaltung des Biedermeier tief geprägt wurde. Eine Auswahl der eindrucksvollsten Figuren aus je einer Phase des novellistischen Schaffens Ebner-Eschenbachs und die kurze Erörterung ihrer Charaktere, Geisteshaltung und Lebenssituation führt auch zu dieser Überzeugung. Nach Andreas Muth geben folgende Figuren bezüglich des Entsagungsproblems weitere Anstöße: aus der Frühphase Chlodwig (*Chlodwig* 1875), Bozena (*Bozena* 1876), aus der Reifezeit Nathaniel (*Der Kreisphysikus* 1883), Paul (*Nach dem Tode* 1885), Lotti (*Lotti, die Uhrmacherin* 1889), Claire (*Wieder die Alte* 1889), Oversberg (*Oversberg* 1892), Leo (*Glaubenslos?* 1893), und aus dem Alterswerk Frau Gertrud (*Das tägliche Leben* 1910).

Chlodwig, der unglücklich verliebte junge Mann, muß und kann aus vernünftigen Gründen seiner Liebe zu Hedwig entsagen. Hedwig ist es, die aus Standesrücksichten und aus Respekt vor ihren Eltern ihre Pflicht, eine Konventionsehe zu schließen, nicht ablehnt, während Chlodwig die Rolle des passiven und leidenden Opfers zu spielen gezwungen ist. Obwohl Ebner-Eschenbach in dieser frühen Novelle schon das Frauenproblem, nämlich die Unfreiheit in der Eheschließung berührt, steht nicht die Gestalt Hedwigs, sondern jene Chlodwigs im Zentrum. Damit fokussiert die Schriftstellerin auf die Frage des Opfers, das Chlodwig gebracht hat. Davon überzeugt auch die subjektive Ich-Erzählperspektive. Nicht Hedwigs Anteil am Geschehen, sondern jener von Chlodwig bestimmt die Handlung und das Thema. Chlodwig kann seine von außen bedingte Enttäuschung soweit verkraften und sich trösten, bis diese Enttäuschung die Grenze der Pflicht und der Vernunft überschreitet. Sobald es ihm unmöglich wird, versagt er als Entsagender. Als nämlich nach vielen Jahren die verwitwete Hedwig ihn aus Rücksichten auf ihre Familie wieder ablehnt, verfällt er in Wahnsinn. Er wurde zum „glücklichen Narren", weil er der äußeren Welt den Rücken kehrt und sich ausschließlich seiner inneren, geschlossenen Welt zugewandt hat. So kann er seinem Ideal der Liebe treu bleiben, er braucht nie mehr zu entsagen, weil er der Ereignisse der äußeren Welt nicht gewahr wird. Tragisch und pessimistisch ist dieser Ausgang für seine Umwelt, weil Chlodwig an seiner geistigen Verfassung zugrunde geht, glücklich ist er für Chlodwig, weil er nur dadurch seine innere Ruhe finden kann.

21 Nach der Meinung Finks nimmt Ebner-Eschenbach an den Geschehnissen des 19. Jahrhunderts in sozialer Hinsicht teil, aber ihre Weltsicht wurzelt im 18. Jahrhundert. Fink definiert diese Weltanschauung als 'einen menschenfreundlichen, von gemeinnützigen Bestrebungen erfüllten Josephinismus'. Fink, S. 13.



Im Falle Boženas tritt der Antagonismus zwischen Natur und Pflicht zutage. Božena verfehlt die Aufsicht auf Rosa, weil sie sich im entscheidenden Moment ihrem Geliebten hingegeben hat. Rosa wird infolge dieses Fehltritts Boženas von einem Offizier entführt. Božena beschwört indirekt durch ihre Liebesleidenschaft die Tragik ihres Zöglings, Rosas herauf, die sie nur mit einem lebenslangen Opfer im Dienste der Pflicht büßen kann. Sie verhilft nämlich der Tochter der verstorbenen Rosa zu ihrem Glück, sie vertritt die Interessen des Mädchens im Konflikt zu deren Stiefmutter. Božena entsagt ihrem individuellen Glücksanspruch und findet in der Erziehung Röschens eine Kompensation, indem sie ihrer mütterlichen Pflicht gerecht wird, die sie als eine soziale Aufgabe betrachtet. Božena wurde von ihrem Ideal der Liebe und von ihrer heftigen individuellen Natur enttäuscht, sie überwindet diese Neigung und wendet sich einem anderen Lebensbereich zu, in dem in erster Linie ethische und soziale Aktivitäten ausgeübt werden. In diesem Werk scheint Ebner-Eschenbach am ethischen Absolutheitsanspruch viel mehr zu liegen, weil Boženas freie individuelle Selbstverwirklichung völlig ihrer sozialen und moralischen Verpflichtung untergeordnet wird.

Nathaniel, der jüdische Arzt aus Galizien, durchlebt eine gut beobachtbare Wandlung. Der ursprünglich egoistische, wohlhabende Mann, der sein ganzes Leben nur auf seinen Vorteil bedacht war, entwickelt sich zu einem Wohltäter der Armen. Dembowsky, ein Revolutionär, der für das Volk Reden hält und die reiche polnische Aristokratie kritisiert, ist das Mittel, das bei Nathaniel diese Wandlung zur praktischen Nächstenliebe bewirkt. Das ethische, altruistische Gefühl verbindet der Arzt mit dessen praktischer Erprobung. Er heilt statt die Reichen selbstlos die Armen und die Verdrängten. Darin findet er seine Lebenserfüllung. Er wendet sich von einem falschen Ideal zu einem realisierbaren Ideal, ohne schwer entsagen zu müssen. In dieser Novelle steht eher das Motiv des Opfers als das der Entsagung im Vordergrund. Nathaniel entsagt seiner eigenen Selbstsucht, Geldsucht, seinem Menschenhaß und verwendet seinen Reichtum und seine Bildung zugunsten eines schwächeren Kollektivs.

An Paul, dem wohlhabenden, gebildeten, adligen jungen Mann, vollzieht sich ein Charakterwandel. Vom

> eleganten Kavalier, dem alle Herzen zufliegen und der im Rausch seines zweiten Liebesglücks seiner alten Eltern und seines Kindes aus erster Ehe nicht gedenkt, vom gescheiten Politiker, der über seinen vermeintlichen Parlamentsaufgaben die Bewirtschaftung seines ererbten Besitzes und die pflichtgemäße Obsorge für seine Gutsarbeiter verabsäumt zum pietätvollen Sohne, zum Mann, der ein schweres Unrecht — herrische Vernachlässigung seiner ersten, in hilfloser Liebe an ihm hängenden Frau — bitter zu bereuen mag.[22]

22 Castle, S. 1048.

Castle zählt die Novelle zum Typ der Läuterungsnovellen. Man darf aber nicht aus den Augen verlieren, daß hinter der Läuterung des Helden sehr offensichtliche Erziehungsabsichten der Autorin verborgen sind. Paul verzichtet auf die „große Welt" der Wiener Gesellschaft, weil er die Leere und den Schein durchschaut und weil ihn die Gedanken an seine verstorbene Frau an sein versäumtes individuelles Glück erinnern. So kehrt er zurück zu seinem Kinde und seinen Eltern auf sein böhmisches Gut und widmet sein Leben der Verwaltung seines Besitzes und seiner Familie. Auf diese Weise will er an seinem Töchterchen gut machen, was er an seiner Frau wegen seines Egoismus versäumt hat. Immer mehr gelingt es Ebner-Eschenbach, die Schwere der Entsagung zu verringern, einerseits, weil sich die Helden zum Guten wenden, d.h. an unser sittliches Bewußtsein appellieren, und zweitens, weil immer bessere Möglichkeiten der Kompensation geboten werden. In diesem Falle findet Paul erst nach der Entsagung zum Ideal, er braucht die Wirklichkeit gar nicht mit dem Ideal zu versöhnen, weil das Ideal, an das er glaubte, sich als falsch enthüllt hat.

In den 80er Jahren zeigen sich die ersten Merkmale, die den Realismus Ebner-Eschenbachs vom Biedermeier zu trennen beginnen. Das Ideal, das ihre Helden erkennen, veranlaßt sie zu einer aktiven und sinnvollen Gestaltung des Daseins, wozu Andreas Muth, Jakob und Chlodwig nicht imstande wären. Der Gegensatz zwischen Welt und Individuum wird nicht mehr tragisch erlebt, sondern findet im Sinne der Humanität und Sittlichkeit einen optimistischen Ausklang. Bei Ebner-Eschenbach finden viele Helden in Erfüllung altruistischer oder sozialer Aufgaben ihre Selbstverwirklichung. In dem Sinne nimmt die Autorin die Tradition *Wilhelm Meisters* auf, führt sie weiter, weil sie ihre Protagonisten nicht etwa in eine utopische Welt der Turmgesellschaft integriert, sondern sie versuchen, in der Realität positiv im Dienste der Gemeinschaft zu wirken, die Ungereimtheiten der österreichischen Gesellschaft auf ihre individuelle Art und Weise auszugleichen, indem sie ihr Ideal in die Lebenspraxis umzusetzen bemüht sind. So richtet sich das Interesse der Autorin wesentlich mehr an die Realität, obwohl bei ihr an erster Stelle immer der Mensch und seine Wandlung bleibt. Außerdem ist an der Überwindung der Entsagung ihre josephinische Aufgeklärtheit zu erkennen, die sie realisiert. Für die sozialen Probleme der Gegenwart beginnen ihre Figuren von oben individuelle Reformen einzuführen. Ebner-Eschenbach bleibt lebenslang eine Aristokratin, die sozial und human empfindet. Sie überträgt dieses Gefühl auf ihre am besten „gelungenen" Protagonisten. Die Grundlage für diese soziale Empfindung ist ihre humanistische Gesinnung.

Aber nicht nur die Helden der oberen Schichten werden zur Erkenntnis der Humanität durch die Überwindung der Entsagung belehrt. Auch die Protagonisten der unteren, ausgelieferten Schichten müssen zur Überzeugung und Bewährung ihrer Menschenwürde gelangen, indem sie die Dul-



dung von Not und Elend als menschenunwürdig verurteilen. Sie müssen über ihre Resigniertheit hinaus wachsen: nur so können sie ihre Bestimmung in der Ebner-Eschenbachschen Welt erfüllen.

*Hajna Stoyan-Peér (Budapest)*

# Zur Wiederaufnahme romantischer Traditionen bei Michael Ende

Seit der zweiten Hälfte der 1970er Jahre wird in der Literaturkritik in Deutschland oft über den Aufbruch der neuen Romantiker gesprochen. Auch eine Parallele mit der historischen Romantik ist naheliegend.[1]

Als Leitfigur der romantischen Tendenz wird gern der erfolgreiche deutsche Kinder- und Jugendbuchautor Michael Ende betrachtet.

Kaum drei Jahre nach seinem Tod entstand schon im Februar 1998 ein literarisches Ende-Museum im Dachgeschoß des mittelalterlichen Gebäudekomplexes von Schloß Blutenburg in München, durch die Internationale Jugendbibliothek begründet — das erste überhaupt in Deutschland, das einem Kinderbuchautor gewidmet ist. Zu sehen sind dort u.a. seine sämtlichen Buchausgaben — 30 Titel in über 40 Sprachen.

Wie erfolgreich Michael Ende auch war, er litt zu seiner Lebzeit unter dem Etikett des reinen Kinderbuchautors und stellte sich selbst in die Tradition der deutschen Romantik.

In diesem Beitrag wird ein Versuch gemacht, Michael Endes Verhältnis zum Erbe der Romantik und einige Berührungspunkte in seinen Hauptwerken mit diesem Erbe aufzuzeichnen. Meine These lautet: In Michael Endes Werken sehen wir ein Beispiel für das Weiterleben der Tradition der deutschen Romantik[2] in der modernen deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur (KJL).

## Michael Ende in eigenen Äußerungen über sein Verhältnis zur Romantik und zum Phantastischen

Er betrachtet sich selbst als bewußten Erben der Romantik:

> Ich bin der Meinung, daß die Romantik die bisher einzige original deutsche Kulturleistung war. Alles andere haben wir in Deutschland mehr oder weniger aus dem Ausland übernommen. In der Romantik ist zum erstenmal etwas gelungen, was auch das Ausland interessiert hat. Deswegen habe ich versucht, dort anzuknüpfen, weil ich mich durchaus als deutscher Autor verstehe und weil ich der Überzeugung bin, daß diese Stimme, die eben

1 Siehe z.B.: SCHAFFER, HANNELORE: *Der Aufzug der neuen Romantiker. Jenseits des Realitätsprinzips: Über neue Tendenzen intellektueller Opposition.* Frankfurter Allgemeine Zeitung 19. 5. 1979, S. 25.

2 Der viel diskutierte und unterschiedlich verwendete Ausdruck „Romantik" wird in diesem Aufsatz als eine literarische Epoche betrachtet.

> typisch deutsch ist, nicht im Konzert der Nationen untergehen sollte. Nicht weil Deutschland über allem steht, sondern weil es eine spezifische Begabung gibt. Auch für ein Europa ist es wichtig, daß diese Stimme erhalten bleibt.[3]

Die beiden Hauptwerke von Michael Ende, *Momo* (1972) und *Die unendliche Geschichte* (1979), auf die im Folgenden ausführlicher eingegangen wird, wurden zu „Kultbüchern der Innerlichkeit". Ende selbst bestimmte seine Werke für Kinder und Erwachsene. Er lehnt eine Trennung von KJL und Erwachsenenliteratur ab und teilt mit Autoren der Romantik[4] die Auffassung, daß die Kinderliteratur hohe Literatur ist. Er äußert sich in seinem Vortrag anläßlich der Verleihung des „Großen Preises der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur Volkach 1980" folgendermaßen:

> Vielleicht werden Sie es ein wenig befremdlich finden, wenn ich Ihnen gerade hier und gerade heute bekenne, daß ich im Grunde gegen das Vorhandensein einer besonderen Literatur für Kinder bin. [...] Wäre die Welt der Erwachsenen wie sie sein sollte, nämlich auch für Kinder bewohnbar, dann wäre es nicht nötig, den Kindern eine Art „Reservat für kleine Wilde" zu schaffen.[5]

Endes Äußerung kann natürlich kritisch betrachtet werden, da die für Kinder und Erwachsene geschriebenen doppelbödigen Werke, wozu eigentlich auch die erwähnten zwei Bücher Endes gehören, die Existenzberechtigung einer Literatur speziell für die Kleinen nicht ausschließen.

Auch Theodor Storm befürwortet im Nachwort seiner Erzählung *Pole Poppenspäler* (1874) eine Literatur für Kinder und Erwachsene:

> Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben. Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst.[6]

Michael Ende schreibt seine Geschichten und Romane für das Kind, das unabhängig von unserem Alter in uns lebt. „Für dieses Kind in mir und in uns allen erzähle ich meine Geschichten, denn wofür sonst lohnte es sich überhaupt, etwas zu tun?"[7]

3 Braun, Astrid: *E. T. A. Hoffmann, Tieck und Kafka.* Gespräch der Börsenblatt-Korrespondentin [Astrid Braun] mit Michael Ende. In: *Börsenblatt* 102 (21.12.1990). S. 3985.

4 Siehe z.B.: Lothars Äußerungen über das Märchen *Nußknacker und Mausekönig.* In: E.T.A. Hoffmann: *Die Serapionsbrüder.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1974. S. 252.

5 Ende, Michael: *Volkacher Rede.* In: *Jugendbuchmagazin* 31 (1981). S. 12.

6 Storm, Theodor: *Werke in zwei Bänden.* Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1969. Band 1. S. XXV-XXVI; ursprünglich im Nachwort zur ersten Ausgabe der Erzählung *„Pole Poppenspäler"* 1874.

7 Ende, Michael : *Über das Ewig-Kindliche.* In: *Scheidewege.* Jahresschrift für skeptisches Denken 16. (1986/87). S. 207.



Ende will durch seine Werke nicht die zersplitterte Wirklichkeit darstellen, wie es die heutige moderne Kunst meistens tut. Er bekennt sich im Gespräch mit Erhard Eppler und Hanne Tächl zu seiner Beeinflussung durch Schillers *Ästhetische Schriften,* als er die absolute Autonomie der Kunst betont.[8]

Mit der festen Überzeugung, diese Welt dadurch humaner machen zu können, führt Michael Ende seine Leser in den magischen Bereich des Phantastischen. Für Ende bedeutet das Phantastische die innere Lebenskraft des Menschen. Er wollte durch seine phantastischen Werke dem heutigen Leser „Seelisch-Geistiges" ausdrücken, um diese Welt vom Inneren her zu verändern. Ende erforschte die Innenwelt der Menschen ein Leben lang in verschiedenen Kulturen.

> Voller Neugier und mit System gestaltete er deren [Innenwelt der Menschen — Anm. H.S-P.] Landkarte aus, erweiterte sie durch neue Kontinente und Regionen, die er durch entsprechende Lektüre oder in Gesprächen voller Leidenschaft entdeckt hatte.[9]

Nach Endes Betrachtung machen die zunehmende Komplexität und der hohe Abstraktionsgrad der Welt es für den Menschen nicht mehr möglich, sie zu erfahren und im Seelischen widerzuspiegeln. Sein poetisches Anliegen war, durch seine Kunst die Innen- und Außenwelt des Menschen in Einklang zu bringen.

> Innenwelt in Außenwelt und Außenwelt in Innenwelt zu verwandeln, so daß das eine sich im anderen wiedererkennt. Nur dadurch kann der Mensch sich in seiner Welt zu Hause fühlen. Sonst bleibt er ein Fremdling in der Welt. Mir ging es also darum, die äußeren Bilder unserer heutigen Welt in Innenbilder zu verwandeln.[10]

Für Ende waren nicht die phantastischen Bilder selbst wichtig, die hatte er teilweise aus der Literatur oder aus der bildenden Kunst übernommen und frei variiert, sonden die komplexe Leistung seiner Kunst, mit Hilfe seiner Bilder die schöpferische Kraft der Phantasie auszudrücken. Endes Gedanken über die Bedeutung der Phantasie drückt besonders schön Jojo, der Clown seines Theaterstückes *Das Gauklermärchen*, aus.

> Was du nicht kennst, das, meinst du, soll nicht gelten?
> Du meinst, daß Phantasie nicht wirklich sei?
> Aus ihr allein erwachsen künftige Welten:
> In dem, was wir erschaffen, sind wir frei.[11]

8 Eppler, Erhard; Ende, Michael; Tächl, Hanne: *Phantasie, Kultur, Politik.* Protokoll eines Gesprächs. Stuttgart: Thienemann 1982, S. 97.

9 Hocke, Roman: *Von der Wirklichkeit der Phantasie.* In: *Literatur in Bayern.* H. 42. Dez. 1995, S. 63.

10 Eppler, Erhard; Ende, Michael; Tächl, Hanne: *Phantasie, Kultur, Politik.* S. 123.

11 Ende, Michael: *Das Gauklermärchen.* Stuttgart: Edition Weitbrecht 1982, S. 93.

Michael Ende betrachtet es als das größte Problem unserer Welt, daß man infolge des Konsumdenkens keine Zukunft sieht. Es fehlt die positive Utopie, es verkümmert die kreative Phantasie, es werden moralische und ästhetische Werte negiert. Er hält es für lebensnotwendig, daß man sich „ein positives Bild von der Welt machen kann, in der man leben möchte".[12] Er sieht die Gründe für die Wirklichkeitskrise in einem von „Angst- und Machtvorstellungen getriebenen Kreislauf",[13] in dem nur in „Sachzwängen" gedacht wird. Er lehnt den „technokratischen Fortschrittsglauben" ab und befürwortet „die emotionalen, intuitiven und religiösen Kräfte".[14]

Diese Auffassungen Endes zeigen eine innere Verwandtschaft mit Novalis, der sich in der Welt als „Fremdling" fühlte. Novalis suchte nach einer „neuen poetischen Region", und Orientierungsmöglichkeiten fand er in dem dichterischen „Ich" selbst, und dadurch begründete er eine romantische Utopie.

## Endes zeitkritische Phantasie im Märchenroman *Momo*

Das Buch entstand zwischen 1967 und 1972 in München und in Rom,[15] in einer gesellschaftlich unruhigen Zeit.

Ende — als bewußter Erbe der Romantik — verwendete gern lange Untertitel, hier z.B.:

> Die seltsame Geschichte
> von den Zeit-Dieben und von dem
> Kind, das den Menschen die gestohlene
> Zeit zurückbrachte

Darin wird schon auf die „erlösende Funktion" des Kindes hingewiesen.

Momo ist ein etwa zehnjähriges Mädchen, das am Rande einer Großstadt in der Ruine eines antiken Amphitheaters ganz allein lebt. Momo hat Zeit und hört jedem so aufmerksam zu, daß „Unentschlossene" ganz genau wissen, was sie wollen, oder „Schüchterne" sich plötzlich frei und mutig fühlen und „Unglückliche" froh werden.[16] Die Kinder haben in ihrer Anwesenheit die besten Ideen zu spielen, sie lernen sich zu begeistern und zu träumen. Der junge Geschichtenerzähler Gigi bekommt plötzlich „Flügel", es blüht „seine Phantasie wie eine Frühlingswiese auf".[17]

12 Eppler, Erhard; Ende, Michael; Tächl, Hanne: *Phantasie, Kultur, Politik.* S. 23.

13 Kirchhoff, Ursula: *Michael Ende: „Momo" und „Die unendliche Geschichte".* Werkanalyse und Ortsbestimmung. In: *Jugendbuchmagazin* 34 (1984). H. 1. S. 13.

14 A.a.O. S. 13.

15 1970 zog Michael Ende mit seiner Frau nach Italien. Er lebte 1970-1985 südlich von Rom in den Albaner Bergen.

16 Ende, Michael: *Momo.* 8. Aufl. München 1993, S. 17.

17 A.a.O. S. 43.



Momo ähnelt durch ihre Ursprünglichkeit und Naturhaftigkeit und durch ihre Verbindung mit der Urkraft der Poesie den Kindergenius-Gestalten der Goethe-Zeit, deren Musterbeispiel Mignon aus *Wilhelm Meisters Lehrjahren* ist. Momo ist eine Personifikation menschlicher Selbstfindung und Verkörperung innerer Kräfte. Durch ihre Person wird dem Schlüsselwort unserer Welt „Zeit ist Geld" die Aussage „Zeit ist Leben. Und das Leben wohnt im Herzen"[18] gegenübergestellt. Momo verkörpert dieses Ideal. Sie ist ein anspruchsloses Naturkind und kann so von der gewinnorientierten Welt unabhängig bleiben. In Momos Figur spielt vermutlich auch die mystische Kindheitsvorstellung der Romantik hinein. Für die Romantiker waren die Kinder „heilige", dem Göttlichen noch verbundene Wesen, die die Menschheit im paradiesischem Zustand noch vor dem Sündenfall Adams verkörpern und von der Zivilisation nicht verdorben sind. Ludwig Tieck nennt das Kind *„die schönste Menschheit selbst."*[19]

In der ruhigen und freundlichen Gegend am Rand einer Großstadt,[20] wo Momo lebt, erscheinen die Gegenfiguren zu Momo — die grauen Herren, die die friedliche Idylle zerstören. Diese geheimnisvollen Gestalten versuchen, die Menschen im Geist der Ratio zum Zeitsparen zu überreden. Die grauen Herren sind menschenähnliche Geschöpfe, allegorische Figuren des zweckhaft-rationalen Denkens. Sie sind Nachfahren der Seelendiebe, die man von Adalbert von Chamisso[21] kennt. Sie haben aber keine transzendente Macht, sie verkörpern nur die Konsequenzen der Lebensform „Zeit ist Geld".

Um die grauen Herren herrscht Kälte, wie um die traditionellen Teufelsfiguren der deutschen Literatur. Sie erinnern auch an geheim arbeitende Agenten. Sie verändern die Welt: Es entstehen Neubauviertel, alles wird „genau berechnet und geplant, jeder Zentimeter und jeder Augenblick".[22] An Stelle von gemütlichen Kneipen entstehen Schnellrestaurants mit Selbstbedienung, die Kinder leben getrennt von ihrer Familie, in Kinderdepots, wo sie nicht mehr frei spielen dürfen. Ende zeigt auch, wie die Veränderung der Lebensumstände der Menschen auf die Veränderung ihrer Innenwelt zurückwirkt.

Im Alltag der „Wirklichkeitskrise" erscheint plötzlich etwas Wunderbares, eine Schildkröte mit dem Namen des Sternbilds Kassiopeia, mit

18 A.a.O. S. 57.

19 Wackenroder, Wilheim Heinrich und Tieck, Ludwig: *Phantasien über die Kunst.* Hrsg. von Wolfgang Nehring. Stuttgart: Reclam 1973, S. 43 f.

20 Mehrere Hinweise deuten aber auf eine Vorstadt von Rom hin, z.B. italienische Namen, das Amphitheater usw.

21 Sie erinnern an die „Grauen" im Kunstmärchen *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* (1823) von Adalbert von Chamisso. Stuttgart: Reclam 1991.

22 Ende, Michael: *Momo.* S. 71.

deren Hilfe Momo für die grauen Herren unsichtbar wird und den Weg in das Reich von Meister Hora findet. Momo stößt im Alltag auf das Wunderbare, so wie Anselmus im Kunstmärchen *Der goldene Topf* oder Marie in *Nußknacker und Mausekönig* von Hoffmann.

Momo hört in ihrer Seele die leise, doch gewaltige Musik des Universums, wodurch Meister Hora sie zu sich rufen kann. Meister Hora ist eine mystische, fast allmächtige, allwissende Figur, die durch ihr ständig wandelndes Gesicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßt. Die Figur von Meister Hora kann man nicht genau definieren. Ende zeigt aber durch diese Figur, daß in der Welt auch transzendente Kräfte wirken können und die Vergangenheit ein integraler Bestandteil der Gegenwart und der Zukunft ist. Im Reich von Meister Hora — im Nirgend-Haus in der Niemals-Gasse — gelten die mechanischen Gesetze nicht mehr: Ein langsames Rückwärtsgehen ermöglicht ein schnelles Vorwärtskommen. Auch die Paläste, Türme und Säulen deuten an, daß der Weg in die Vergangenheit führt. Meister Hora ist der Mode des 18. Jahrhunderts entsprechend gekleidet.

> Momo hatte eine solche Tracht noch nie gesehen, aber jemand, der weniger unwissend gewesen wäre als sie, hätte sofort erkannt, daß es eine Mode war, die man vor zweihundert Jahren getragen hatte.[23]

Meister Secundus Minutius Hora wird entsprechend seinem symbolischen Namen als „Verwalter der Zeit„ bezeichnet. Die Zeit hat in seinem Reich eine ganz andere Bedeutung als auf der Erde, sie bedeutet bei ihm vor allem Lebenszeit der Menschen, die er verwaltet. Er ermöglicht Momo, die Zeit-Diebe mit Hilfe einer Stunden-Blume und der Schildkröte Kassiopeia zu besiegen.

Eine besonders starke Nähe zeigen die Hora-Kapitel zur Romantik. Meister Hora führt Momo unter eine riesige Kuppel aus reinstem Gold, darunter ist ein kreisrunder Teich mit schwarzem Wasser, beleuchtet durch eine Lichtsäule. Endes Beschreibung erinnert an den Teich in Tiecks *Elfen*: „Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teich, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich".[24]

Auf dem Wasser schwimmen die Elfenkinder mit Kränzen von Schilf und Wasserlilien und mit Korallenzacken auf dem Kopf. Die sich bei Tieck auf der Wasserfläche bewegenden Blumen und Korallenzacken erinnern uns an die immer wieder neu entstehenden Stunden-Blumen auf dem Teich bei Ende.

23 Ende, Michael: *Momo.* S. 140.

24 Tieck, Ludwig: *Die Elfen.* In: *Werke in vier Bänden.* München: Winkler 1978. Band 2. S. 171.



> Es war eine Blume von solcher Herrlichkeit, wie Momo noch nie zuvor eine gesehen hatte. Sie schien aus nichts als leuchtenden Farben zu bestehen. Momo hatte nie geahnt, daß es diese Farben überhaupt gab. Das Sternenpendel hielt eine Weile über der Blüte an, und Momo versank ganz und gar in den Anblick und vergaß alles um sich her. Der Duft allein schien ihr wie etwas, wonach sie sich immer gesehnt hatte, ohne zu wissen, was es war.[25]

Der wunderbare Blumenteich unter der Kuppel bezeichnet Momos eigenes Herz. Der Mensch selbst ist so schön. „In jedem Menschen gibt es diesen Ort, an dem du eben warst"[26] — sagt Meister Hora Momo.

Bei Novalis wird die Sehnsucht Heinrichs, das eigene dichterische „Ich" zu finden, durch die Schönheit der blauen Blume dargestellt. Novalis betrachtet die Blüten als „Allegorien des Bewußtseins, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüte — eine höhere Erhaltung — bei den Menschen ist es das Organ der Unsterblichkeit — einer progressiven Fortpflanzung — der Personalität".[27] — schreibt Novalis in sein Notizheft.

Zwischen den Beschreibungen der plastischen Schönheit der „blauen Blume" und der Stunden-Blumen besteht eine auffällige Ähnlichkeit.

> Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit.[28]

Gerhard Schulz nennt die blaue Blume „ein seltsames Gewächs".

> In ihrem Stammbaum findet sich neben der Wunderblume aus der thüringischen Sage auch die Lotos der Inder, die Novalis aus Georg Forsters Übersetzung der *Sakontala* kennenlernte. Jean Paul und Tieck, Goethe und Herder, Böhme und die Alchimisten werden zu ihren geistigen Vätern gerechnet.[29]

Schulz weist in dem erwähnten Artikel auch auf die erotischen Impulse bei der Beschreibung der blauen Blume von Novalis, die besonders durch Matildes Gesicht dargestellt werden. Diese scheinen bei Ende vollkommen zu fehlen.

Das Aufblühen und Verwelken der Blume symbolisiert bei Ende das Vergehen der Zeit und das natürliche Übergehen des Lebens in den Tod.

25 Ende, Michael: *Momo.* S. 155.

26 A.a.O. S. 158.

27 Novalis: *Werke.* Hrsg. von Gerhard Schulz. München: Beck 1969 S. 556.

28 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen.* Stuttgart: Reclam 1987, S. 11.

29 Schulz, Gerhard: *Der Fremdling und die blaue Blume.* In: *Romantik heute. Friedrich Schlegel, Novalis, E.T.A. Hoffmann, Ludwig Tieck.* Bonn-Bad Godesberg: Inter Nationes 1972, S. 35.

„Und was ist auf der anderen Seite?" — fragt Momo Meister Hora.

„Dann bist du dort, wo die Musik herkommt, die du manchmal schon ganz leise gehört hast. Aber dann gehörst du dazu, du bist selbst ein Ton darin".[30] Auch Matildes Stimme klingt nach ihrem Tod aus dem Baum und tröstet Heinrich. Der Tod der Geliebten erscheint Heinrich als „eine höhere Offenbarung des Lebens".[31] Bei Novalis hängen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, genauso wie bei Ende, eng zusammen. Zwischen Leben und Tod gibt es bei ihnen einen natürlichen Übergang.

Bei Ende wirkt das ganze Universum für jede einzelne Stunde des menschlichen Lebens zusammen. Momo erkennt sich an dem Stundenblumenteich als Kind des gesamten Kosmos. Sie bekommt durch die zusammenwirkende Harmonie des Universums Mut und Selbstsicherheit. In dieser Szene sind auch die Charakterzüge der Romantik spürbar.

> [Momo vernahm] Stimmen aus undenkbaren Fernen und von unbeschreibbarer Mächtigkeit. Immer deutlicher wurden sie, so daß Momo nun nach und nach Worte hörte, Worte einer Sprache, die sie noch nie vernommen hatte und die sie doch verstand. Es waren Sonne und Mond und die Planeten und alle Sterne, die ihre eigenen, ihre wirklichen Namen offenbarten. Und in diesen Namen lag beschlossen, was sie tun und wie sie alle zusammenwirken, um jede einzelne dieser Stunden-Blumen entstehen und wieder vergehen zu lassen.[32]

Momos innere Welt steht der „intellektuellen Anschauung"[33] der Frühromantiker nah, wodurch sie die überirdischen Zusammenhänge der Welt erfassen wollten. Auch Heinrich von Ofterdingen erkennt sich als „Mittelpunkt" und „heilger Quell", in dem alles zusammenfließt.[34]

Endes dichterische Form entspricht der Schlegelschen Betrachtung der romantischen Poesie als einer „progressiven Universalpoesie".[35] In seinem romantischen Hora-Kapitel verwendet er die bildende Kunst und die Musik als optische und akustische Mittel der Poesie, um das ganze Universum im „eigenen Herzen" von Momo zu offenbaren.

> Anfangs war es wie ein Rauschen, so wie von Wind, den man fern in den Wipfeln der Bäume hört. Aber dann wurde das Brausen mächtiger, bis es dem eines Wasserfalls glich oder dem Donnern der Meereswogen gegen eine Felsenküste.

30 Ende, Michael: *Momo*. S. 153.

31 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen*. S. 161.

32 A.a.O. S. 157-158.

33 Der Ausdruck stammt ursprünglich von Wilhelm Schelling: *Ideen zu einer Philosophie der Natur (1977)*. Siehe in: Grenzman, Ludger: Romantik. — In: *Epochen der deutschen Literatur*. Stuttgart: Klett 1989. S. 184 -185.

34 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen. S. 155.*

35 Schlegel, Friedrich: *116. Athenäum-Fragment. 1798.*



> Und Momo vernahm immer deutlicher, daß dieses Tosen aus unzähligen Klängen bestand, die sich untereinander ständig neu ordneten, sich wandelten und immerfort andere Harmonien bildeten. Es war Musik und war doch zugleich etwas ganz anderes. Und plötzlich erkannte Momo sie wieder: Es war die Musik, die sie manchmal leise und wie von fern gehört hatte; wenn sie unter dem funkelnden Sternenhimmel der Stille lauschte.
>
> Aber nun wurden die Klänge immer klarer und strahlender. Momo ahnte, daß dieses klingende Licht es war, das jede der Blüten in anderer, jede in einmaliger und unwiederholbarer Gestalt aus den Tiefen des dunklen Wassers hervorrief und bildete [...] es klang als ob Gold und Silber und alle anderen Metalle sangen.[36]

Von den Frühromantikern, z.B. von Novalis im Fragment *Die Lehrlinge zu Sais* (1798) wird die Musik als Kraft und Wesen der Natur dargestellt. Auch in *Klingsohr-Märchen* in *Heinrich von Ofterdingen* [37] fließen Himmel und Erde in „süße Musik" zusammen.

Ende hat einen malerischen Stil mit zahlreichen dichterischen Mitteln — Vergleichen, Metaphern, Personifizierungen, Synästhesien usw. Darin ist die Wirkung der surrealistischen Malerei zu erkennen. Selbst Ende malte gern im surrealistischen Stil, den er von seinem Vater, Edgar Ende,[38] übernahm, der ein namhafter surrealistischer Maler war. Auch Klingsohr erklärt Heinrich, daß die „Dichter nicht genug von den Musikern und Malern lernen können. [...] Sie sollten poetischer und wir musikalischer und malerischer sein — beides nach der Art und Weise unserer Kunst. Der Stoff ist nicht der Zweck der Kunst, aber die Ausführung ist es".[39]

Momo ist einerseits „mythisch überhöhte Symbolfigur"[40] mit messianischer Kraft, eine Retterin der Menschheit, die den Menschen die Zeit und dadurch das Leben zurückbringt, andererseits ein Naturkind mit pechschwarzen Augen und Füßen von der gleichen Farbe, das uns an das mit dem Ursprung verbundene Kindheitsbild der Goethe-Zeit erinnert.

Michael Ende schuf einen höchst romantischen und spannenden Märchenroman, der gleichzeitig eine „schockierende Zeitdiagnose"[41] mit einer scharfen, sehr aktuellen Gesellschaftskritik liefert. *Momo* wurde ein Bestseller unserer Zeit. Gerade die Fähigkeit von Ende, die Widerspiegelung der aktuellen Probleme unserer Gesellschaft in der Innenwelt des Menschen zu zeigen, macht dieses Werk zum Kultbuch der Innerlichkeit.

36 Ende, Michael: *Momo*. S. 157 f.

37 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen*. S. 121-151.

38 Michael Endes Vater, Edgar Ende erhielt in der Nazizeit Berufsverbot. Ende wuchs in München-Schwabing, in der Welt der Künstler und Boheme auf.

39 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen*. S. 116.

40 Kirchhoff, Ursula: *Michael Ende: „Momo" und „Die unendliche Geschichte"*. S. 17.

41 Eppler, Erhard; Ende, Michael; Tächl, Hanne: *Phantasie, Kultur, Politik*. S. 123.

In den Figuren der grauen Herren stellt er ein verdichtetes Bild unserer profitorientierten Wirklichkeit dar, das dieses Buch trotz seiner romantischen und märchenhaften Züge hochaktuell macht.

Durch Momo zeigt Ende eine menschliche Haltung, die unserer Welt fremd ist: „[...] ein Menschenkind, das ein Held ist durch sein Sein, einfach durch sein Dasein [...]".[42] Durch Momo versucht Ende, ein neues Idealbild — da die alten nicht mehr funktionieren — und dadurch einen neuen „Mythos" zu schaffen: „Ich meine, ohne irgendeine Art von Idealbild, von Heldenbild gibt es keinen Mythos und ohne Mythos keine Kultur".[43]

## Die Vertiefung des Phantastischen bei Michael Ende gegen Ende der 70er Jahre (*Die unendliche Geschichte*)

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre wird die Gesellschaftskritik im Kinderbuch nicht mehr so direkt wie zu Beginn der 70er Jahre geäußert. Die gesellschaftlichen und sozialen Probleme werden im Zusammenhang mit dem Privatleben, der psychologischen Entwicklung der jungen Protagonisten dargestellt. Die Autoren der 80er Jahre „interessiert vor allem die Spiegelung des Äußeren in der inneren Wirklichkeit".[44]

Die neueren Texte der Kinderliteratur bieten oft eine Kommunikation mit dem Kind über Psychisches an. Der häufigste Weg dazu ist die Imagination, die Flucht in das Phantastische, in den Traum. Die wichtigsten Themen der Kinder- und Jugendliteratur des erwähnten Zeitraums sind Anderssein, Einsamkeit, Familienkonflikte, Verlustängste, Behinderung — psychische Probleme, mit denen die jungen Helden nicht fertig werden. Das Hauptanliegen der Kinderbücher sind Selbstfindung, Reifung und Bewältigung der eigenen Probleme.

1979 erschien das Buch *Die unendliche Geschichte* von Michael Ende. Dieses und andere Bücher kennzeichnen die grundlegende Veränderung der KJL der 80er Jahre: Die „Wende von der Realität zur Phantasie, von der Außen- zur Innenwelt".[45] Diese deutliche Veränderung der KJL war Teil der gesamtliterarischen Entwicklungstendenz, durch die sich schon ab der Mitte der 70er Jahre der **„Rückzug ins Private"** ankündigte.

42 A.a.O. S. 39.

43 A.a.O. S. 39.

44 Hurrelmann, Bettina: *Aktuelle Kinder- und Jugendliteratur.* In: *Praxis Deutsch* 19 (1992). H. 111. S. 11.

45 Kirchhoff, Ursula: *Die 80er Jahre. Voraussetzungen — Schwerpunkte.* In: *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur.* Hrsg. von Reiner Wild. Stuttgart: J. B. Metzler 1990. S. 354.



Die typische Heldenfigur des modernen phantastischen Kinderbuches ist ein etwas dickes, ängstliches, zurückgezogenes Kind, das in der Schule gehänselt wird und auch zu Hause Probleme hat, so z.B. Bastian Balthasar Bux in der *Unendlichen Geschichte.*

Ende betrachtet das Phantastische nicht als Flucht aus dem menschlichen Leben, sondern begründet didaktisch seine Notwendigkeit zur Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit. Er sagt über Bastian im Buch *Phantasie, Kultur, Politik*: „Seine Flucht vor der Welt war notwendig, denn ohne sie wäre er nicht zum Erobern seiner Welt gekommen".[46]

Darauf bezieht sich die Inschrift „TU WAS DU WILLST" auf dem Herrschaftszeichen „Auryn" in der *Unendlichen Geschichte.* Bastian versteht erst im Laufe der Abenteuer dessen Bedeutung: „Du sollst deinen wahren Willen tun"[47] — das heißt: werde mit dir selbst identisch. Vor dem großen Rätsel-Tor des Orakels muß er zuerst „in sich selbst hineingehen",[48] um durch das Tor gehen zu können. Das ist auch der Leitgedanke von Novalis. „Nach innen geht der geheimnisvolle Weg"[49] formuliert er im *Blütenstaub.* Auf die Frage von Heinrich von Ofterdingen: „Wo gehen wir denn hin?" antwortet Cyane „Immer nach Hause".[50]

Ende formuliert die Wichtigkeit der Phantasie im menschlichen Leben an mehreren Stellen des Buches, z.B. durch die Worte der Kindlichen Kaiserin[51] des Landes Phantásiens.[52]

> Wenn aber Menschenkinder in unsere Welt kommen, so ist es der richtige [Weg]. Alle, die bei uns waren, haben etwas erfahren, was sie nur hier erfahren konnten und was sie verändert zurückkehren ließ in ihre Welt. Sie waren sehend geworden, weil sie euch in eurer wahren Gestalt gesehen hatten. Darum konnten sie nun auch ihre eigene Welt und ihre Mitmenschen mit anderen Augen sehen. Wo sie vorher nur Alltäglichkeit gefunden hatten, entdeckten sie plötzlich Wunder und Geheimnisse. Deshalb kamen sie gern zu uns nach Phantásien. Und je reicher und blühender unsere Welt dadurch wurde, desto weniger Lügen gab es in der ihren und desto vollkommener war also auch sie. So wie unsere beiden Welten sich gegenseitig zerstören, so können sie sich auch gegenseitig gesund machen.[53]

46 Eppler, Erhard; Ende, Michael; Tächl, Hanne: *Phantasie, Kultur, Politik.* S. 124.

47 Ende, Michael: *Die unendliche Geschichte.* S. 227 f.

48 A.a.O. S. 95.

49 Novalis: *Werke.* S. 326.

50 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen.* S.164.

51 Die Kindliche Kaiserin ist die Herrscherin des Landes „Phantásien".

52 „Phantásien" ist der symbolische Name des Landes, in dem die Handlung des Romans zum großen Teil spielt.

53 A.a.O. S. 168.

„Phantásien" als ein eigenes, von den Menschen feindlich gesehenes Land zu betrachten, ist in der Literaturgeschichte in keiner Weise neu. Eine ähnliche Betrachtungsweise sehen wir bei Wilhelm Hauffs *Märchen als Almanach* — in der Einführung zu seinem ersten Almanach.[54]

Im Roman *Die unendliche Geschichte* findet die Auseinandersetzung genauso wie in Hoffmanns *Nußknacker und Mausekönig* (1816) auf der psychologischen Ebene des kleinen Protagonisten statt. Vor Maries Augen erscheinen die Wunderdinge der nächtlichen Schlacht und sie wird die Befreierin des verzauberten Nußknackers.

Das Kunstmärchen der Romantik löste sich von der Eindimensionalität des Volksmärchens los. Das Wunderbare ist nicht mehr ein durch Zauberkräfte erreichbares Nachbarland, sondern es handelt sich um den Zusammenstoß zweier Welten, einer märchenhaft poetischen und einer modernprosaistischen. Hans-Heino Ewers[55] betrachtet das Wirklichkeitsmärchen Hoffmanns als eine wichtige Erneuerung in der Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur, da zum ersten Mal kindliche Wahrnehmungskonflikte einer mehrdimensionalen gespalteten Welt bearbeitet werden. Damit ist ein literarischer Spielraum eröffnet. Erst etwa 50 Jahre später wird das Hoffmannsche Modell in der englischen Kinderliteratur durch Lewis Caroll u.a. in *Alice im Wunderland* (1865) aufgenommen und international bekannt gemacht. In Deutschland wurde das Hoffmannsche Modell erst in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts durch Michael Ende entdeckt.

Bastian aus der *Unendlichen Geschichte*, der in der Rahmengeschichte gleichzeitig Produzent und Rezipient seiner eigenen Geschichte ist, springt selbst in die Handlung des Buches, um der Kindlichen Kaiserin einen neuen Namen zu geben und dadurch ihr Land „Phantásien" vor der Vernichtung zu retten. Bei Ende ist zwischen der realen und der Phantasiewelt ein Bruch, den nur Auserwählte wie Momo oder Bastian überwinden können. Die Hauptbotschaft der Bücher von Michael Ende ist doch darin zu sehen, daß das „Wasser des Lebens" in „Phantásien" zu finden ist und die von dort Zurückkehrenden unsere reale Welt „gesund" machen können.

Die Kinderliteratur der 80er Jahre übernahm diese Botschaft und machte sie fruchtbar. In den Werken der modernen KJL, wie z.B. in *Lippels Traum* (1984) von Paul Maar,[56] können nicht nur Ausgewählte ins Phantasieland reisen und von dort zurückkehren, sondern jeder, der das will.

54 Hauff, Wilhelm: *Märchen*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1981. S. 5-7. Der Text der Ausgabe ist entnommen aus: Wilhelm Hauff (Hg): Märchen-Almanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände. Jg. 1. Stuttgart 1826.

55 Hans-Heino Ewers: *Romantik*. In: Wild, Reiner (Hg.): *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur*. Stuttgart: Metzler 1990. S. 124-132.

56 Maar, Paul: *Lippels Traum*. Hamburg: Oetinger 1984.



Durch das phantastische Abenteuer wird Bastian „sehend" und entschlossen, bekommt Mut und Selbstsicherheit zu handeln. Schließlich kehrt er zurück in die reale Welt, erhält wieder die Gestalt des dicken Kindes, aber er ist nicht mehr ängstlich und zurückgezogen. Er klärt selbst seine „Angelegenheiten", z.B. den Verlust des gestohlenen Buches *Die unendliche Geschichte* mit dem Antiquar Koreander, der das Buch nie gesehen hat. Der Antiquar verdeutlicht, daß Bastian der Produzent des Buches war: „Wenn ich mich nicht irre, dann stammte es selbst schon aus Phantásien".[57]

Endes Konzeption, nachdem der Kinderheld seine eigene Geschichte liest, geht höchstwahrscheinlich auf das Buch *Heinrich von Ofterdingen* von Novalis zurück. Bastians Geschichte wurde durch den Alten von den Wandernden Bergen auf dem hohen Eisberg parallel mit dem Geschehen aufgeschrieben. Auch Heinrich erblickt sich selbst und seine Mitmenschen in dem bei dem Einsiedler gefundenen alten, handschriftlichen Buch über die Dichtkunst. Diese Parallele weist auf die magische Kraft der Dichtung hin.

Bastians Phantasiereise wird auch als Reifungsprozeß dargestellt, wobei das Motiv der Suche eine wichtige Rolle spielt: eine Suche nach dem Heilmittel der Kindlichen Kaiserin und eine nach dem „wahren Willen". Das Motiv der Suche ist auch in den Werken der Romantik sehr beliebt. Der Held findet durch Irrwege zu sich selbst. Darauf verweist Ende selbst im Gespräch mit Eppler:

> Das Motiv ist nicht neu und auch nicht von mir, sondern das gibt es schon unter anderem im *Goldenen Topf* von E.T.A. Hoffmann. Auch hier macht der Student Anselmus immer alles falsch, und zum Schluß erweist sich, daß es eben deshalb richtig war. Was heißt überhaupt richtig oder falsch? Das Schicksal des Menschen ist doch keine Schularbeit und keine Testaufgabe mit Antworten zum Ankreuzen ...[58]

Ende übernimmt das Motiv der Suche und auch des Vergessens der jüngst vergangenen Gegenwart von den Romantikern. So ähnlich wie im Roman *William Lovell*[59] von Ludwig Tieck, wo verschiedene Stationen der großen Suche dargestellt werden, die der Held durchlaufen muß. Er muß das Vergessen seiner kurzen Vergangenheit, den Verlust der Erinnerung bestehen, um sich selbst finden zu können. Der Leser hat beim ersten Lesen der Lektüre den Eindruck, daß diese Stationen eher das Selbstbewußtsein zerstören als aufbauen. Bei Tieck scheint der Weg zum Selbstbewußtsein ein unendliches Labyrinth zu sein. Bei Ende scheint der Reflexionsstand des Kinderhelden verhältnismäßig kürzer zu sein.

57 Ende, Michael: *Die unendliche Geschichte*. S. 426.

58 Eppler, Erhard; Ende, Michael; Tächl, Hanne: *Phantasie, Kultur, Politik*. S. 42.

59 Tieck, Ludwig: *William Lovell*. Hrsg. von Walter Münz. Stuttgart: Reclam 1986.

Ein Grundmotiv der *Unendlichen Geschichte* ist trotz der langen Suche und des Irrgangs die **„heilende Kraft der Poesie"** — ein zutiefst romantisches Motiv. Die kranke Kaiserin kann nur durch eine neue Namensgebung geheilt werden. Der ausgewählte Junge Atréju muß zuerst „in sich selbst hineingehen", um zum Palast der „Stimme der Stille" zu kommen, und diese Stimme darf er nur in Reimen nach dem Heilmittel der Kindlichen Kaiserin befragen. Auch das Motiv der Namensgebung drückt die Macht des Wortes aus. Die **„heilende Kraft der Poesie"** — dieser alte und zugleich neue Mythos ist in diesem Buch mit zahlreichen Märchenmustern verbunden: die kranke Kaiserin, die die Ärzte nicht heilen können, der Glücksdrache, die Suche nach dem Wasser des Lebens usw.

**Insgesamt** kann festgestellt werden, daß in diesem Buch im Vergleich zu *Momo* eine deutliche Tendenz zur Vertiefung der Romantik vorhanden ist. Im Buch erscheint nur eine kurze Rahmengeschichte, die in der realen Welt spielt, sonst kommen nur noch Bruchstücke der Wirklichkeit vor, die in die Phantasie eingebaut sind. Das Wesentliche ist die verändernde Kraft der Poesie, die Macht des Wortes, die Novalis „die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs"[60] nennt.

## Schlußbemerkungen

Michael Ende als Leitfigur der neueren deutschen phantastischen Literatur hatte viele Nachfolger. Darunter waren solche Autoren, die in den 70er Jahren in sozialrealistischem, oft dokumentarischem Ton schrieben, wie z.B. Hans Christian Kirsch (Ps. Frederik Hetmann).

Das durch Ende von E.T.A. Hoffmann übernommene und vermittelte romantische Märchenmodell und Endes dichterische Botschaft leben ebenfalls in der KJL in vielen Variationen weiter, z.B. in Büchern von Benno Pludra, Paul Maar und Irina Korschunow. Die Kinderhelden dieser neueren romantischen Literatur kämpfen mit den Problemen Fremd- und Anderssein, sie sind aber keine „entfremdeten Bürger" unserer Welt, sondern sie stärken sich durch die Phantasie und finden den Weg zu sich selbst.

Angesichts der Verbreitung des Erbes der Romantik in der neueren Literatur wird der Beobachter der Entwicklungslinie der Literatur zu Novalis zurückgeführt, der die Fabel als „Gesamtwerkzeug [seiner] gegenwärtigen Welt"[61] betrachtete. Auch Ende war überzeugt, daß die phantastische Poesie „Gesamtwerkzeug" in unserer profitorientierten Welt werden kann und zur Heilung des Fremdgefühls und zur Humanisierung unserer Welt beitragen kann.

60 Novalis: *Fragmente zur Poetik.* — In: Best, Otto F.; Schmitt, Hans-Jürgen (Hg.): *Die deutsche Literatur in Text und Darstellung.* Romantik I. Stuttgart: Reclam 1989. Band 8. S. 258.

61 Novalis: *Heinrich von Ofterdingen.* S. 171.



Adolf Muschg faßte die literaturgeschichtliche Bedeutung Endes in folgender Weise zusammen:

> Seine Bücher, ausgedacht als Fabeln wider den Zeitgeist, trafen dessen Nerv so perfekt, daß sie als wundersame Verkörperung des Zeitgeistes erschienen. [...]
>
> Die Kindlichkeit für Große, die sich aus ihm [Endes Lebenswerk] schöpfen ließ, bewegte auch die Kleinen und stattete sie mit Phantasie für ein wahreres Leben aus.[62]

62 Muschg, Adolf: *Eine Geschichte und ihr Ende.* Zum Tod von Michael Ende. In: *Die Weltwoche* 35 (31. Aug. 1995). S. 54.

*Anita Ceglédy (Budapest)*

# „Die Heimat [...] — ein leeres, unbewohntes Wort“

## Randbemerkungen zu Schweizer und österreichischen Autoren[1]

Wenn man sich um eine Darstellung der literarischen Spiegelung von Peter Handkes Beziehung zu seiner Heimat, dem Land Österreich bemüht und nach den Ursachen der als problematisch empfundenen Identifizierung mit dem Heimatland forscht, kann man die Auseinandersetzung mit den Fragen nicht umgehen, wie der Begriff *Heimat* unter unseren modernen Lebensverhältnissen zu definieren ist und ob man von dem Autor, der mit seinen Werken hauptsächlich auf dem deutschen Büchermarkt an die Öffentlichkeit getreten ist, als von einem österreichischen Schriftsteller schreiben soll, in dem Sinne, daß es eine eigenständige, von der Literatur der anderen deutschsprachigen Ländern deutlich abgrenzbare österreichische Gegenwartsliteratur gibt. Beim Nachdenken nimmt man immer häufiger wahr, daß, neben den allgemein bekannten Unterschieden, in die Augen stechende Ähnlichkeiten oder sogar wesentliche Übereinstimmungen in der Entwicklungsgeschichte, den Entstehungsumständen und dem heutigen Wesen der modernen österreichischen Literatur und der modernen deutschsprachigen Literatur der Schweiz vorhanden sind, die einem bei der Feststellung der Ursachen, die für die schmerzvolle Haßliebe des Autors zu seinem Geburtsland verantwortlich sind, behilflich sein könnten. Im folgenden wird ein Versuch unternommen, eine Bestandsaufnahme von denjenigen Gemeinsamkeiten zusammenzustellen, die das problematische Verhältnis von Peter Handke zu seiner Heimat näher beleuchten.

Die Wurzeln der Geschichte von beiden Ländern gehen auf eine gemeinsame Vergangenheit als Teile des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nationen zurück, die ihre spätere Entwicklung nachhaltig beeinflußt hat. Dieser Einfluß war auch infolge der gemeinsamen Sprache besonders prägnant. In Österreich dauerte die Phase der gemeinsamen Entwicklung etwas länger als in der Schweiz. Die Herrscher der Habsburger-Dynastie hielten die deutsche königliche und kaiserliche Krone ab 1438 für mehrere

1 Die vorliegende Arbeit enthält Gedankenansätze einer Dissertationsarbeit.

Jahrhunderte fest in ihren Händen, Wien wurde zur Kaiserhauptstadt des Reiches. Nach 1740 kam es jedoch immer häufiger zu Konflikten zwischen Österreich und Preußen. Unter dem Druck Napoleons legte dann Franz II. im Jahre 1806 die deutsch-römische Kaiserkrone nieder und nahm für seine Erblande den Titel ‚Kaiser von Österreich' an. In den folgenden Jahrzehnten fand sich Österreich im ‚Deutschen Bund' dem immer stärkeren Preußen entgegengestellt, was 1866 in den Krieg zwischen den beiden Staaten mündete und die endgültige Ausscheidung Österreichs aus dem Bund zur Folge hatte. Obwohl sich die geistige, kulturelle Sonderentwicklung Österreichs bis zu den Zeiten von Maria Theresia und dem aufgeklärten Absolutismus Josephs des Zweiten zurückführen läßt, datiert man den Anfang der bis zu unseren Tagen reichenden, von Deutschland abgesonderten Entwicklung des Landes in der Fachliteratur vom Prager Frieden im Jahre 1866.

In der Geschichte der Schweiz setzt die Phase der Sonderentwicklung früher ein. Die drei Schweizer Urkantone erklärten ihre Unabhängigkeit vom Deutsch-Römischen Reich und bildeten den ersten Bund schon im Jahre 1291, ihre tatsächliche Unabhängigkeit wurde aber erst nach dem Schwäbischen Krieg im Jahre 1498-99 verwirklicht, die internationale Anerkennung dieser und die Sicherung der immerwährenden Neutralität erfolgte dann 1815 auf dem Wiener Kongreß.

Von der gemeinsam erlebten Geschichte und der seit Jahrhunderten verbindenden Sprache ausgehend ist es vielleicht nicht zu gewagt zu behaupten, daß es in der deutschsprachigen Bevölkerung der vom heutigen Deutschland politisch getrennten deutschsprachigen Ländern trotz der geschichtlichen Umwälzungen und der selbsterwählten oder erzwungenen Grenzen bis zu unseren Tagen eine Art Zugehörigkeitsgefühl zur großen deutschen Nation vorhanden ist. Diese Empfindung kann sich direkt in der Form einer Sehnsucht nach Gemeinschaft, aber auch indirekt in der Form von Minderwertigkeitsgefühlen, Peripherie- oder Provinzangst dem ‚großen Bruder' gegenüber manifestieren. In der mehrere Jahrhunderte umfassenden deutschsprachigen Literatur der Schweiz und Österreichs gibt es zahlreiche Beispiele für die oben erwähnten ambivalenten Gefühle und Verhaltensweisen. Karl Schmid behandelt in seinem im Jahre 1963 erschienenen, bis heute aktuellen Werk *„Unbehagen im Kleinstaat"* das Schicksal der kleinen Staaten in Europa, die zwischen den großen Nationen und Kulturen existieren müssen, die seelische und geistige Konstellation der Autoren, die in diesen Ländern abseits des großen Weltgeschehens schreiben müssen und die Antworten, die diese Autoren mit ihrem Leben und Werk auf die Herausforderung und Verlockung durch das Große, das Ganze und das Ferne gegeben haben. Auch er sieht die Staaten, die außerhalb der Reichsgrenzen von 1871 beziehungsweise 1918 blieben (Österreich, die Niederlande, das Sudetenland und die Schweiz),



unter dem sogenannten Kleinstaat-Komplex leiden. Ihre Sehnsucht nach Größe, nach Zugehörigkeit zum großen Ganzen manifestierte sich im Laufe der Geschichte immer wieder in dem Wunsch, im Rahmen des jeweils bestehenden deutschen „Reiches" der deutschen Nation eingegliedert zu werden. Der Sog des Reiches ließ sich natürlich in einigen Epochen der Geschichte stärker spüren, und bei den Autoren kann man auch sehr unterschiedliche Reaktionen beobachten.[2] Von der Fülle der literarischen Quellen sollten hier nur einige repräsentative Zitate angeführt werden.

Im Jahre 1880 distanzierte sich Gottfried Keller, der schweizerische Nationaldichter par excellence, entschieden von der Idee einer schweizerischen Nationalliteratur:

> Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. [3]

Zu seiner Zeit konnte er noch eine klare Trennung zwischen politischem Patriotismus und kultureller Verbundenheit für möglich halten. Der Österreicher Ödön von Horváth äußerte sich ähnlich in einem biographischen Essay im Jahre 1929:

> Ich bin eine typisch altösterreichisch-ungarische Mischung: magyarisch, kroatisch, deutsch, tschechisch — mein Name ist magyarisch, meine Muttersprache ist Deutsch. Ich spreche weitaus am besten Deutsch, schreibe nunmehr nur Deutsch, gehöre also dem deutschen Kulturkreis an, dem deutschen Volke. Allerdings: der Begriff ‚Vaterland', nationalistisch gefälscht, ist mir fremd. Mein Vaterland ist das Volk.[4]

Die Zusammengehörigkeit mit dem größeren Sprachraum war aber zuzeiten so eng, daß eine Trennung von Kultur und Politik illusorisch erschien und die Berufung auf die gemeinsamen geistigen Wurzeln sogar als Anlaß für das Verrücken der politischen Grenzen dienen konnte. Als am Anfang des 1. Weltkrieges Carl Spitteler seine Miteidgenossen warnte, daß dem Deutschschweizer der fremdsprachige Miteidgenosse näherstehe als der

2 Karl Schmid analysiert in seinem Buch *„Unbehagen im Kleinstaat"* die Reaktion von fünf schweizerischen Schriftstellern auf die Erfahrung der Enge, der Schicksalslosigkeit und des Unbehagens in der Bürgerlichkeit in einem Kleinstaat. Vier von ihnen, Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner und Max Frisch flüchten in eine Art von innerer Emigration, während der Fünfte, Jakob Burckhardt, mit seinen Werken darauf aufmerksam macht, daß das Unbehagen, wofür die Existenz im Kleinstaat verantwortlich gemacht wird, eigentlich eine Projektion des eigenen Ungenügens, der eigenen Unsicherheit ist.

3 In einem Brief vom 20.12.1880 an Ida Freiligarth.

4 Horváth, Ödön von: *Fiume, Belgrad, Budapest, Preßburg, Wien, München.* — In: *Gesammelte Werke in vier Bänden.* Hrsg. Traugott Krischke, Dieter Hildebrandt. Frankfurt 1970. Bd. 3. S. 9.

gleichsprachige Deutsche, reagierten die meisten Deutschschweizer mit offener Antipathie. Auch in Österreich hielt ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung die Gründung der Republik Deutschösterreich als Bestandteil der deutschen Republik im Jahre 1918 für erwünschens- und begrüßenswert, und als der Friedensvertrag von Saint-Germain den vorgenommenen Anschluß untersagte und anstelle der ehemaligen Vielvölkermonarchie ein deutschsprachiger Schrumpfstaat ins Dasein gerufen wurde, argumentierte man dafür, daß die Österreicher nie eine Nation für sich und eigentlich schon immer auf Großdeutschland angewiesen waren und deshalb im Sinne des „volksdeutschen Ostmarkgedanken" an es angeschlossen werden sollten. So machte sich zum Beispiel Robert Musil in seinem 1929 erschienenen Essay *„Buridans Österreicher"* über die angebliche geistige Überlegenheit der österreichischen Kultur, die auf einer „wunderbaren Kreuzung von Rassen und Nationen, einem märchenschönen Mit- und Ineinander aller Kulturen" und der jahrhundertealten Barocktradition beruhe, lustig und hielt die Idee einer zukünftigen Vereinigung mit Deutschland für besser als den Einfall, „Österreich unter dem Namen Donauföderation als europäischen Naturschutzpark für vornehmen Verfall weiterzuhegen."[5]

Wenn man aber die Ereignisse der historischen Vergangenheit von diesen zwei Staaten betrachtet, heben sich immer wieder solche Perioden hervor, als die Bestrebungen, sich von Deutschland politisch, ökonomisch und auch kulturell deutlich abzugrenzen, im Mittelpunkt standen. Als charakteristische Beispiele sind hier der Widerstand gegen den aggressiven Nationalismus des wilhelminischen Reiches um die Jahrhundertwende, dann etwa 40 Jahre später gegen die Machtpolitik des Hitlerregimes und die Distanzierung von Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zu erwähnen. In solchen Epochen trat die Fragestellung, ob es einen ‚esprit suisse' oder einen ‚spiritus austriae' gebe, immer deutlich in den Vordergrund. Man versuchte, das spezifisch ‚Österreichische' und das ‚Schweizerische' in der Literatur aufzudecken und damit die Eigenständigkeit der österreichischen beziehungsweise schweizerischen Literatur der deutschen Literatur gegenüber zu begründen. Von der Vielzahl der diesbezüglichen Abhandlungen werden hier nur zwei hervorgehoben: Guido Calgari bemüht sich in seinem 1966 erschienenen Buch *„Vier Literaturen der Schweiz"* um eine Feststellung der charakteristischen Merkmale der schweizerischen Literatur und behauptet, daß die schweizerische Literatur von dem Prinzip der Toleranz, der Demokratie, des Pluralismus und der Vielstimmigkeit gekennzeichnet sei.[6] Ulrich Greiner

5 Musil, Robert: *Buridans Österreicher.* — In: *Gesammelte Werke.* Hrsg.: Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1978. Bd. 8. S. 1030 ff.

6 Siehe: Calgari, Guido: *Vier Literaturen der Schweiz.* Zürich 1966.



argumentiert in seinem vielzitierten Werk *„Der Tod des Nachsommers"* im Jahre 1979, daß die österreichische Literatur von elegischer Resignation, nostalgischer Sehnsucht nach der ehemaligen Monarchie, Wirklichkeitsverweigerung, Handlungsverzicht, bohemehafter, apolitischer Einstellung bestimmt sei.[7]

Die wenigstens latent präsenten, oft unterdrückten oder gar nicht bewußt gewordenen Zugehörigkeitsgefühle werden also infolge der auf die Begründung einer eigenen Nationalliteratur gerichteten Bestrebungen oft in den Hintergrund gedrängt. Die Identifizierung mit sich selbst und mit dem Geburtsland wird aber weiterhin dadurch erschwert, daß auf dem Gebiet von beiden Ländern sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart mehrere Nationalitäten nebeneinander lebten und leben. Das jahrhundertelange Zusammenleben von Deutschen, Franzosen, Italienern und Rätoromanen in der Schweiz beziehungsweise Deutschen, Ungarn, Slowenen, Slowaken, Kroaten, Böhmen, Rumänen, Italienern und Polen in Österreich hat die Kultur dieser Völker in vielerlei Hinsicht nachhaltig beeinflußt.[8] Es ist eben diese Interaktion von verschiedenen Kulturen, in der die Besonderheit der österreichischen Literatur der deutschen Literatur gegenüber und die Ähnlichkeit zu der deutschsprachigen Literatur der Schweiz besteht. In Hinsicht auf die problematisch gewordene Identifikation mit dem Heimatland ist es ein weiterer schwerwiegender Faktor, daß in diesen Ländern im Interesse der politischen Einheit dem als partikularisch bezeichneten Nation-Gedanken ein nationenübergreifendes Staatsdenken (in der Schweiz) beziehungsweise ein Monarchiedenken (in Österreich) übergeordnet wurde. Das heißt, daß die jeweiligen Machthaber die Betonung und Bewußtmachung der nationalen Besonderheiten durch ein übergeordnetes Ideal vom demokratischen Musterstaat oder von einer Donaumonarchie als verbindende Ideologie zu ersetzen versuchten.

Die deutschsprachigen Autoren von Österreich und der Schweiz befinden sich also in einer mehrfach schwierigen Situation: die gemeinsame Geschichte der deutschen Nation und die gemeinsame Sprache auf der einen Seite, die bewußte Distanzierung und Abgrenzung, in die sich doch entweder Sehnsuchtsgefühle oder die Angst vor Minderwertigkeit, Provinzialität und Peripherieerlebnisse mischen, auf der anderen Seite. Die Selbstbestätigung wird weiterhin von der Tatsache erschwert, daß sie Staatsbürger eines Vielvölkerstaates oder ehemaligen Vielvölkerstaates

7 Siehe: Greiner, Ulrich: *Der Tod des Nachsommers.* Aufsätze, Portraits, Kritiken zur österreichischen Gegenwartsliteratur. München; Wien: Hanser Verlag 1979.

8 Ingeborg Bachmann sagt: „Im Grunde beherrscht mich noch immer die mythenreiche Vorstellungswelt meiner Heimat, die ein Stück wenig realisiertes Österreich ist, eine Welt, in der viele Sprachen gesprochen werden und viele Grenzen verlaufen." — In: *Werke in 4 Bänden.* München; Zürich 1993. Band 4. S. 302.

sind, in manchen Fällen (wie auch Peter Handke) sogar selbst eine Mischung verschiedener ethnisch-kultureller Gruppen repräsentieren.

Wenn man die oben erwähnten Tatsachen in Betracht zieht, zeigen sich schon die Grundrisse der Antwort auf die Frage, warum viele von den österreichischen und schweizerischen Gegenwartsautoren ihre Beziehung zum Heimatland (Heimat in dem Sinne als Ort, wo man geboren ist und wo die erste Sozialisation stattgefunden hat)[9] problematisch finden. Um die heutigen Positionen der Schriftstellergeneration, der auch Peter Handke angehört, besser verstehen zu können, soll diese Bestandsaufnahme im weiteren noch mit einem kurzen Überblick der Entwicklungstendenzen nach 1945 und der Wandlung des Heimatbildes in der österreichischen und schweizerischen Literatur in den 60er und 70er Jahren ergänzt werden, wobei hier aus Gründen des begrenzten Umfangs nur auf die wichtigsten Parallelen eingegangen wird.

In den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg waren vor allem die konservativen Stimmen in der österreichischen Literatur vorherrschend. In der Zweiten Republik suchte man zunächst den Anschluß an das sogenannte „Große Erbe" der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende, auf dessen Grundlagen sich eine eigenständige, sich von der deutschen Literatur deutlich abgrenzende österreichische Literatur konstituieren sollte. Nach dem Abschluß des Staatsvertrags im Jahre 1955 setzte eine fortdauernde Entwicklung auf der Basis eines konsolidierten, international anerkannten Staates ein. Angesichts der neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse verlor die rückwärtsorientierte Ideologie der konservativen Kulturpolitiker ihre Berechtigung. Eine junge Generation von Autoren trat in den Vordergrund, die sich von den Formen- und Denkschemata der Vätergeneration losreißen und durch ein Umdenken der Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit und durch die Öffnung zu den modernen Tendenzen in den ausländischen Literaturen eine neue, die damalige österreichische Wirklichkeit wahrheitsgetreu widerspiegelnde Literatur ins Leben rufen wollte. Die Vertreter der „Wiener Gruppe" und ein paar Jahre später die Autoren im Umkreis der „Grazer Gruppe" haben mit ihren experimentellen, sprachkritischen und theoretischen Schriften den Weg für die moderne österreichische Gegenwartsliteratur bereitet und ihr zu internationalem Ruf verholfen.

9 Selbst das Konzept *Heimat* wurde zu einem zentralen Thema der zeitgenössischen Literaturwissenschaft. (Siehe: die Arbeiten von Karlheinz Rossbacher und Friedbert Aspetsberger.) In den deutschsprachigen Ländern von Europa hat es eine besondere, romantisch-sentimentale Konnotation, deren Quellen in der Goethe-Zeit zu suchen sind. Der Begriff *Heimat* ist in den deutschsprachigen Ländern, wo sich im Gegensatz zum Staatsnationalismus ein ethnischer Sprachnationalismus durchgesetzt hat, weniger politisch gefärbt als in den übrigen Staaten. Oft wird er konkretisiert, auf die eigene, enge Umgebung, auf den Geburtsort oder Wohnort bezogen verwendet.



Die Umgestaltung des klischeehaft wirkenden, verlogenen Österreichbildes der Nachkriegsjahre ist ein bedeutendes Element dieses Neuorientierungsprozesses. Die Problematisierung des Genres von dem herkömmlichen Heimatroman, der die heile Welt der ländlichen Heimat in verklärt idyllischen Bildern darstellt, war eine der wesentlichsten Entwicklungstendenzen der 60er Jahre. Die jungen Autoren machten auf das heimliche Fortleben der faschistischen Ideen, die Verlogenheit der gesellschaftlichen Versöhnung, die Unzulänglichkeit der Ideologie vom überzeitlichen österreichischen Wesen und des restaurativen Denkens unter den veränderten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen aufmerksam.[10] Peter Handkes im Jahre 1972 erschienene Erzählung *„Wunschloses Unglück"* leitete dann eine neue Phase in der österreichischen Literatur ein, die von einem scharfen kritischen Realismus und starker Subjektivität geprägt war. Durch die literarische Bearbeitung der Kindheits- und Jugenderlebnisse versuchte man, schreibend die eigene Beziehung zur Heimat, zu der Elterngeneration zu klären. Während die Heimat im traditionellen Heimatroman als ein auf einen bestimmten geographischen Raum bezogenes, kollektives Ordnungssystem verstanden wurde, erschien sie in den neuen Werken als ein subjektives, im Prozeß der individuellen Identitätsfindung erworbenes Konzept. Heimat bedeutet hier Geburtsort und Schauplatz der Kindheit, auf die man mit einer konstruierten Identität zurückblickt. Im Zeichen der „Neuen Innerlichkeit" erscheint eine große Welle von autobiographisch-biographisch gefärbten Werken, die die bedrückenden, manchmal sogar verheerenden Verhältnisse der Kindheit, die Schwierigkeiten des Ausbruchs aus den aussichtslosen Umständen und der Emanzipation beziehungsweise die Schattenseiten des österreichischen gesellschaftlichen Lebens mit radikaler Ehrlichkeit schildern. Zum Beispiel: Franz Innerhofers Roman *„Schöne Tage"* (1974), Barbara Frischmuths *„Die Klosterschule"* (1968), Elfriede Jelineks *„Die Liebhaberinnen"* (1975), Elias Canettis *„Die gerettete Zunge"* (1977), Gernot Wolfgrubers *„Niemandsland"* (1978), Josef Winklers *„Menschenkind"* (1979), Gerhard Roths *„Der stille Ozean"* (1980), Thomas Bernhards *„Ein Kind"* (1985). Für die Literatur der 80er Jahre ist ein sich immer stärker durchsetzender Regionalismus kennzeichend. Anstelle des als problematisch empfundenen nationalen Selbstverständnisses tritt das Regionale. Die einzelnen Bundesländer innerhalb von Österreich unterscheiden sich sehr prägnant voneinander, so kann die kleine Region, der Schauplatz der Kindheit und Jugend, als potentielle innere „Heimat" in den Augen der meisten Autoren erscheinen.

10 Siehe: LEBERT, HANS: *Die Wolfshaut*. 1960. FRITSCH, GERHARD: *Fasching*. 1967. Am schärfsten wird das etablierte Österreich von Thomas Bernhard kritisiert.

Die Autoren der Schweiz befanden sich in den Nachkriegsjahren in einer günstigeren Lage als ihre österreichischen Kollegen. Die Schweiz und die Schweizer waren dank der international anerkannten Neutralität des Landes von den Schrecken des Krieges unmittelbar nur wenig betroffen. Nach den Jahren der inneren und äußeren Abwehr und der „Geistigen Landesverteidigung" konnten die Schweizer Autoren mit gutem Gewissen ihre Stimmen hören lassen. Die meisten von ihnen hatten noch Bilder von einer „heilen" Welt in ihrer Erinnerung und meinten sogar, daß ihnen die Aufgabe des Wegweisens, des Mustersetzens für die deutschsprachige Literatur zugefallen war. Die bekanntesten und anerkanntesten Schweizer Autoren haben tatsächlich eine dominante Rolle bei der Herausbildung der modernen deutschsprachigen Literatur gespielt.

Zu der jüngeren Generation gehörten Autoren, die die Zeit der Weltwirtschaftskrise, der Verbreitung des Nationalsozialismus in Europa und des Zweiten Weltkrieges als Kinder oder Heranwachsende erlebt hatten. Für sie waren die Kriegsjahre Gegenstand der Neugier, der Kritik und des Fragens: Was steckt hinter der patriotischen Fassade, dem Mythos der bewaffneten Neutralität? Inwieweit ist ihre Vergangenheit bewältigt? Unter dem Einfluß der Änderungen der Weltpolitik (Ablösung des Kalten Krieges durch die friedliche Koexistenz) und angesichts der Alltagsrealität der damaligen Schweiz ist in den 60er Jahren eine epochale Wandlung des Selbstverständnisses bei den Autoren offensichtlich geworden. An die Stelle der oft beschworenen Staatsfrömmigkeit und nationalen Solidarität sind der Wille und die Fähigkeit zu Widerspruch und Kritik gegenüber dem staatlichen und gesellschaftlichen status quo getreten. Die Literatur der neuen Generation diente nicht der Bewahrung und Konservierung von der Tradition, sondern der kritischen Auseinandersetzung mit der Schweiz der Vergangenheit und der Gegenwart. Gegenstand der Kritik waren der Konservativismus, der Konformismus, die Engstirnigkeit und Mittelmäßigkeit der Vatergeneration, die Scheinbarkeit der legendären Schweizer Demokratie, die Existenzlüge des Musterstaates, die Xenophobie gegen Ausländer, die Hexenjagd gegen Links, die Neurose der „Igel-Politik" und die moralische Wertung der Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Als Ergebnis dieser Revolte entstehen zahlreiche kritische Schriften, die den Bürgern der „schönen Schweiz" einen Spiegel vorhalten.[11] In den 70er Jahren läßt sich auch in der Schweiz eine Tendenz der

11 Zum Beispiel: Karl Schmid: *„Unbehagen im Kleinstaat"* (1963), Max Imboden: *„Helvetisches Malaise"* (1964), Walter Mathias Diggelman: *„Die Hinterlassenschaft"* (1965), Michael Stettler: *„Zweierlei Schweiz"* (1967), Adolf Muschg: *„Der Musterstaat — unsere Existenzlüge"* (1968), Peter Bichsel: *„Des Schweizers Schweiz"* (1969) u.a. Einige von diesen kritischen Werken spielen im Arbeitermillieu: Werner Schmidli wählt in seinen Romanen *„Mit den Augen meines Vaters"* (1966) und *„Fundplätze"* (1974) die Protagonisten aus der sozialen Schicht der Arbeiter.



Zuwendung zur eigenen Biographie beobachten. Erica Pedrettis Roman *„Harmlose Bitte"* (1970), Heinrich Wiesners *„Schauplätze"* (1969), Paul Nizons *„Diskurs in der Enge"* (1970) und *„Im Hause enden die Geschichten"* (1971) legten alle ein Zeugnis von der bedrückend und lähmend wirkenden Welt der Kindheit und der Notwendigkeit der Auflehnung und des Ausbruchs ab.

Ab Mitte der 70er Jahre läßt sich eine Tendenz des Protests feststellen, der im Zeichen der Rückbesinnung auf ein harmonischeres Verhältnis des Menschen zur Natur steht und der gegen den blinden zivilisatorischen Fortschrittsglauben für emotionale Werte, für Sinnlichkeit und Sensibilität, für Kreativität und Fantasie eintritt. Neben dem Begriff „Neue Innerlichkeit" beherrscht die Bezeichnung „Verweigerung" die Fachliteratur dieser Jahre.[12] Eine junge Generation von Schriftstellern weigert sich, sich in den menschenfeindlichen Betrieb der modernen Konsum- und Leistungsgesellschaft einzufügen, die Ohnmächtigkeit des einzelnen gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Großmächten zu akzeptieren und die Verlogenheit der Bürgerwelt stillschweigend anzunehmen. In der Nachfolge von Max Frisch melden sich viele junge Autoren zu Wort, die sich von den Gesetzen und Tendenzen ihrer Umwelt distanzieren wollen: Otto F. Walter, Peter Bichsel, Kurt Marti, Walter Mathias Diggelmann, Adolf Muschg, Niklaus Meienberg u.a.[13]

In der Fachliteratur wurde mehrmals darauf hingewiesen, daß sich in der schweizerischen Gegenwartsliteratur ein neuer Regionalismus verbreitet hat, wo die Identifikation mit der Nation durch die Verbundenheit mit der Region ersetzt wird. Otto F. Walter äußert sich besonders eindeutig zu dieser Frage:

> Ich stamme aus dem Kanton Solothurn, aus der sehr kleinen Gemeinde Rickenbach, ich wohne im Umkreis von Olten und Aarau. Da liegt mein Erfahrungsbereich, da und in den großen Städten, die ich besonders mag. Auf das Risiko hin, als provinziell zu erscheinen: äußerlich aus diesem Grunde heraus schreibe ich. Schweizer bin ich etwa in dritter Linie.[14]

12 Man findet eine detaillierte Zusammenfassung der Ursachen und Formen des „Verweigerungsverhaltens" der Schweizerischen Gegenwartsautoren im Band: *„Aspekte der Verweigerung in der neueren Literatur aus der Schweiz."* Hrsg.: Peter Grotzer. Zürich: Amman Verlag 1988.

13 Elisabeth Pulver argumentiert in einem Aufsatz im Band *„Blick auf die Schweiz. Zur Frage der Eigenständigkeit der Schweizer Literatur seit 1970."* Hrsg.: Robert Acker und Marianne Burckhard. Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Band 22. Amsterdam 1987, daß die Etikette „Neue Innerlichkeit" und die damit gemeinte Abwendung von der Gesellschaft und Zuwendung zum eigenen Ich gerade auf die Literatur der Schweiz nicht zutrifft. Ihrer Meinung nach geht es eher um den Versuch *„den persönlichen und öffentlichen Bereich enger zu verknüpfen, die politische Bedeutung des scheinbar nur Privaten deutlich zu machen."* (S. 38.) Hans Ester geht noch weiter. Er behauptet: *„Es gibt keine Schweizer Literatur, die unbekümmert über den Menschen schreibt, ohne den vorgegebenen helvetischen Kontext mit einem großen Fragezeichen zu versehen."* (S. 66.)

14 In: *Neutralität*. 12. 1966.

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai

Diese Hinwendung zu der näheren Umgebung wurzelt aber in dem noch immer ungestillten Verlangen nach Geborgenheit und Wärme, nach der Verwirklichung der wahren Identität. Während Carl J. Burckhardt in seinem 1954 gehaltenen Vortrag *„Heimat"* neben dem pathetischen Bekenntnis zum Vaterland noch über die unbegrenzte Möglichkeit des Heimatgewinnens in der Welt durch innere Beteiligung sprechen konnte,[15] beherrscht die späteren Generationen eine latente Unsicherheit, ein bedrückender Zweifel an der Möglichkeit, in der Welt innere Heimat zu gewinnen. Diese Verunsicherung kann einerseits mit den Schwierigkeiten und negativen Erfahrungen des einzelnen, mit denen er im Laufe der Sozialisation in der schweizerischen Gesellschaft konfrontiert wurde, und andererseits mit der Öffnung der Grenzen, der Internationalisierung der Welt erklärt werden. Markus Kutter gab seinem Buch *„Sachen und Privatsachen"* (1964) den Untertitel *„Notizen aus dem Standort Schweiz"*. Die Heimat erscheint hier zu einem willkürlich gewählten Stationsort degradiert, von dem aus man die Welt betrachtet. Max Frisch sprach über Wohnsitze, die man überall in der Welt als provisorisch empfindet.[16] Peter Bichsel schrieb in seinem Werk *„Des Schweizers Schweiz"* (1968) auch gegen ein unausgesprochenes Gefühl von Angst und Unsicherheit. Die im Buch dargestellte Welt ist gar nicht gut, aber wenigstens vertraut, so kann sie statt der innerlichen Verbundenheit mittels der Gewohnheit dem einzelnen einen Halt geben.

> Ich bin hier geboren. Ich bin hier aufgewachsen. Ich verstehe die Sprache dieser Gegend. Ich weiß, was ein Männerchor ist, was eine Dorfmusik ist, ein Familienabend einer Partei. Ich bilde mir ein, hier leidenschaftliche Briefmarkensammler auf der Straße an ihrem Gehaben erkennen zu können. Nur hier kann ich mit Sicherheit Schüchterne von Weltgewandten unterscheiden.[17]

Karl Schmid beklagte sich im Jahre 1972 in einem Vortrag unter dem Titel *„Schweizerisches Selbstverständnis heute"* über eine wachsende Gleichgültigkeit der jüngeren Generation gegenüber der schweizerischen Vergangenheit, über den Verlust eines nationalen Bewußtseins und über einen immer mehr um sich greifenden Internationalismus in der Literatur. Gertrud Wilker und Jürg Federspiel versetzten die Handlung ihrer Romane *„Collages USA" (1968),* beziehungsweise *„Museum des Hasses"* (1969)

15 „Unsere innere Heimat aber können wir in Freiheit täglich erweitern und vertiefen, immerzu können wir das Fremde und scheinbar Feindliche auflösen und mit seinem Wesen vertraut werden." — In: BURCKHARDT, CARL J.: *Heimat.* In: *Friedenspreis des deutschen Buchhandels 1951-60.* Frankfurt a.M. 1962. S. 91.

16 *„daß wir unsere Wohnsitze, ob wir sie wechseln oder nicht, überall in der heutigen Welt als provisorisch empfinden."* In: *Öffentlichkeit als Partner.* Rede zum Büchner-Preis 1958. S. 50.

17 BICHSEL, PETER: *Des Schweizers Schweiz.* In: *Tintenfisch.* Berlin 1968. S. 59.



nach Übersee. Beide Autoren schildern das Scheitern eines Versuchs, in der Fremde innere Heimat zu gewinnen, die Entstehung eines zur Heimkehr drängenden Gefühls von Heimweh und die traurige Erfahrung der Protagonisten, daß sie nicht einmal in ihrem Geburtsland eine Heimat, die Geborgenheit vermitteln könnte, finden.

> Die Heimat, an deren Gegenwart sich unser Heimweh orientiert hatte, enthüllte sich als ein leeres unbewohntes Wort, als eine Hoffnung, die wir uns selbst erfunden ... Es gibt sie nicht, sie entsteht. Sie entsteht, wo wir unsere Zukunft ansiedeln.[18]

Das Gefühl von „Heimat" erscheint in dem oben zitierten Text nicht einfach unter der Voraussetzung eines heimatlichen Raumes, es ist auch an die Zeit, an den Glauben, an die Zukunft gebunden. Rudolf M. Lüscher geht einen Schritt weiter, wenn er meint, *„meine Heimat ist bodenlos"*. Heimat erscheint für ihn nicht mehr im Raum, auch nicht in der Zeit, sondern in Erinnerungen, Eindrücken, die einem nie entrissen werden können.[19]

Aus diesem Überblick geht hervor, daß die junge Generation sowohl der österreichischen als auch der Schweizer Autoren die Identifikation mit den von der offiziellen Kulturpolitik und der staatlichen Propaganda suggerierten Denkschemata und Klischees verweigert hat. Im Zentrum ihrer Bestrebungen steht die Gestaltung eines neuen, der Wirklichkeit näher stehenden Heimatbildes durch die Auseinandersetzung mit ihren persönlichen Erlebnissen, Erfahrungen und Erinnerungen. Sie schreiben von einem inneren Zwang aus, um schreibend ihr Verhältnis zu ihrem Heimatland zu klären, die früheren negativen Eindrücke geistig zu bewältigen, ihr wahres Ich entdecken zu können und eine neue, Geborgenheit und Sicherheit vermittelnde Heimat in der entfremdeten Welt unseres Jahrhunderts zu finden.

In Anbetracht der oben angeführten Tatsachen und Entwicklungstendenzen soll die Antwort auf die Frage, warum die Identifikation mit dem Land Österreich und seinen Menschen für Peter Handke so problematisch geworden ist, daß er seine Abneigung eigentlich bis heute nicht hat überwinden können, sehr umsichtig formuliert werden. Obwohl eine gründliche, alle Aspekte abwägende Analyse von diesem Thema in einer umfangreicheren Arbeit vorgesehen ist, sollten hier die wichtigsten Gedankenkeime, die während der Beschäftigung mit Schweizer Autoren und ihren Reflexionen auf die Schweiz erregt wurden, zusammengefaßt werden.

18 WILKER, GERTRUD: *Collages USA.* Zürich 1968. S. 150.

19 LÜSCHER, RUDOLF: *„Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse."* Zürich: Limmat Verlag 1984.

Im Fall von Peter Handke handelt es sich um einen in dem auch von Slowenen bewohnten Grenzland Kärnten geborenen und aufgewachsenen Menschen, dessen Großvater mütterlicherseits ein Slowene war. Die bedrückenden Verhältnisse in seiner unmittelbaren Umgebung und in der Provinz haben eine Identifikation auf dieser elementaren Ebene nicht ermöglicht. Den Mangel an innerer Verbundenheit mit der Region konnte aber die Verbundenheit mit dem Land Österreich nicht aufheben. Die Ursachen der fehlenden Identifikation mit dem Heimatland können in seiner multinationalen Abstammung, der tiefe Spuren hinterlassenden Kindheit im Grenzland, in dem ungünstigen, manchmal sogar feindlichen geistigen Klima in Österreich, in den negativen Geschichtsabläufen der jüngeren Vergangenheit, in dem Konflikt zwischen seiner staatlichen Identität und seiner sprachlichen Zugehörigkeit, in der immer mehr um sich greifenden Globalisierung der Welt und in der allgemeinen Verunsicherung und dem Unbehagen des einzelnen in den hochzivilisierten Ländern der modernen Welt gesucht werden. Als Erwachsener distanzierte er sich radikal von allem, was einen mit der Heimat verbindet. Er verließ Österreich, ließ sich in Frankreich nieder, publizierte seine Werke auf dem deutschen Büchermarkt. Man kann diesen Ansatz vielleicht als einen Versuch interpretieren, in unserer zu einem großen globalen Dorf gewordenen Welt oder zumindesten in dem nach der Abschaffung der politischen Grenzen strebenden Europa ein im guten Sinne des Wortes wurzelloses, intellektuelles Dasein zu führen. Trotz des bewußt angestrebten Internationalismus meldete sich bei ihm die Sehnsucht nach einer utopischen Heimat, die Wärme und Geborgenheit vermitteln kann. Der neue Wohnort im Ausland konnte nicht zur Heimat werden. Obwohl man die mit der Heimkehr-Tetralogie gekennzeichnete Phase in Peter Handkes Lebenswerk als eine tatsächliche, seelische und geistige Heimkehr zu interpretieren geneigt ist, zeigen die späteren Werke, wie zum Beispiel *„Die Wiederholung"* (1986), *„Abschied des Träumers vom Neunten Land"* (1994) und *„Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien."* (1996), daß es zu keiner Versöhnung zwischen Peter Handke und Österreich gekommen ist. Als Fazit der Auseinandersetzung mit den Schweizer Autoren ergeben sich die folgenden Fragen, die man für sich beantworten soll: Handelt es sich bei Peter Handke um ein Unbehagen, das ihm seine wirkliche Umgebung, die konkrete gesellschaftliche und staatliche Wirklichkeit Österreichs bereitet oder eher um eine Projektion des eigenen Ungenügens, seiner eigenen Verunsicherung auf das Land Österreich? Oder sind die getadelten österreichischen Zustände eigentlich nur Symbole von all dem, was die Gegenwartsautoren in dem modernen Europa mit ihrem Schaffen überwinden wollen? Ist sein unstillbares Gefühl von Heimatlosigkeit vor allem damit zu erklären, daß ihm eine Identifikation mit der Gemeinschaft schon auf



den einfachsten Stufen, das heißt im Bereich der Familie, nicht gelungen ist? Wo hofft er, Heimat zu finden? Im Raum? In der Zeit? In der Utopie? In der Erinnerung? Kann er ohne Heimat leben?

Jean Améry hat die letzte Frage auf folgende Weise beantwortet:

> Daß rückschrittliche Bärenhäuterei den Heimatkomplex besetzt hat, verpflichtet uns nicht, ihn zu ignorieren. Darum nochmals in aller Deutlichkeit: Es gibt keine „neue Heimat". Die Heimat ist das Kindheits-Jugendland. Wer sie verloren hat, bleibt ein Verlorener, und habe er es auch gelernt, in der Fremde nicht mehr wie betrunken umherzutaumeln, sondern mit einiger Furchtlosigkeit den Fuß auf den Boden zu setzen.[20]

Wir warten auf die Antwort von Peter Handke.

20 Améry, Jean: *Jenseits von Schuld und Sühne.* Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München 1988. S. 67.

*Balázs Sára (Budapest)*

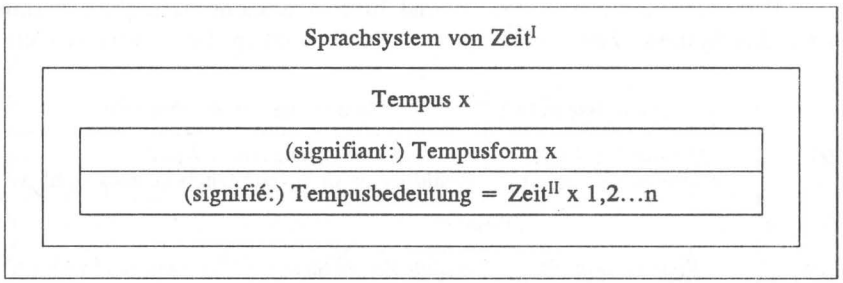
# „Zu dieser unserer Zeit“[1]

## Eine Distributionsanalyse der Vergangenheitstempora in Grimmelshausens „Simplicissimus“

### 0. Einleitung

*Tempus fugit* und *Tempora mutantur* — zwei seit alters immer wieder zitierte Gemeinplätze. Anlaß zum Nachdenken gibt bei ihrer näheren Betrachtung zunächst die Pluralform *tempora*: Über die **allgegenwärtige Zeit** hinaus, die bekanntlich „vergeht“, kennen wir also zugleich **mehrere Zeiten**, die „sich verändern“. Aus linguistischer Sicht kann man sofort hinzufügen: nicht nur Zeiten, sondern auch Tempora, genauer **durch das verbale Prädikat ausgedrückte Erscheinungsformen von Zeitbeziehungen** verändern sich in der (sich fortwährend wandelnden) Zeit.

Es ist nun sehr wohl möglich, **Tempus** als temporaldeiktisches Zeichen mit einer **Tempusform** (wie z.B. PRÄS, PRÄT, PERF etc.) als Ausdrucksseite und einer **Tempusbedeutung** (etwa ‘Gegenwart’, ‘Vergangenheit’ etc.) als Inhaltsseite aufzufassen (zu ‘Zeit$^{I}$’ / ‘Zeit$^{II}$’ vgl. auch Tab.1):[2]

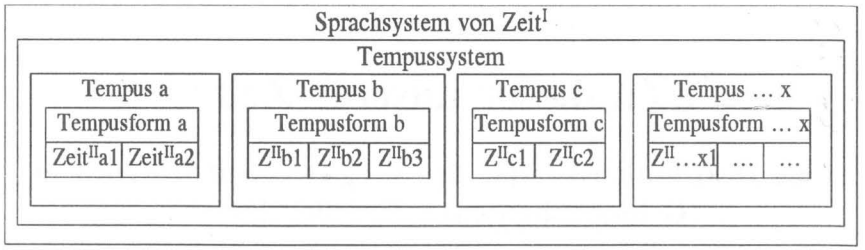



Schema 1. Tempus als temporaldeiktisches Zeichen

Somit ergibt sich für die Synchronie eines beliebigen Tempussystems (stark vereinfacht) folgendes Bild:

1 GRIMMELSHAUSEN: Simplicissimus. S. 19.

2 Vgl. hierzu v.a. SALTVEIT 1970.




Schema 2. Synchronie eines beliebigen Tempussystems

Aus der Veränderung des Sprachsystems resultieren freilich ständige Veränderungen u.a. in dessen Tempussystem: Temporale (bzw. aspektuelle und modale) Formen können untergehen (so z.B. im Prozeß der radikalen Vereinfachung des gesamten Sprachsystems vom Indogermanischen zum Germanischen), es werden aber wiederum neue Tempusformen gebildet (vgl. etwa das breit gefächerte Tempus- und Aspektsystem des Englischen), wobei sich aus der jeweils gültigen Konstellation immer wieder neue temporale Relationen und Distributionen ergeben. Demzufolge können wir die Regel für die Diachronie der Tempora ungefähr wie folgt formulieren: ***„Tempora", d.h. Tempus-Zeit$^{II}$- / Tempus-Tempus-Relationen verändern sich im sich fortwährend wandelnden Sprachsystem von Zeit$^{I}$***. Durch Tempora werden also Zeiten$^{II}$ / Zeit$^{II}$-Beziehungen fixiert, wobei Tempora selbst in der für sie historisch relevanten Zeit$^{I}$ verankert sind. Die bezeichnendsten sprach- und literaturwissenschaftlichen Termini für das System 'Zeit$^{I}$ — Tempus — Zeit$^{II}$' sind in Tab.1 verzeichnet:

| | In der Sprachwissenschaft: | In der Literaturwissenschaft: |
|---|---|---|
| Zeit$^{I}$ | *„historisches Jetzt":* ***Kommunikationszeit*** | *„literarisches Jetzt":* ***Erzählzeit*** im Sinne von **'Zeitebene des Erzählens'** |
| Tempus | *[Tempus]* | |
| Zeit$^{II}$ | ***Kommunikatzeit*** | ***erzählte Zeit*** im Sinne von **'Zeitebene des Erzählten'** |

Tab. 1. Zeitebenen in der Sprach- bzw. Literaturwissenschaft

Während Zeit$^{I}$ und Zeit$^{II}$ sich in beiden philologischen Teilbereichen relativ eindeutig identifizieren lassen, bleibt Tempus „[Tempus]" (d.h. als 'Tempusform' Ausdrucksseite der signifiés 'Kommunikatzeit' / 'erzählte bzw. besprochene Zeit') und somit nach meiner Auffassung [1] das zentrale Bindeglied zwischen Zeit$^{I}$ (in deren Sprachsystem seine Verwendungsweisen beschreibbar sind) und Zeit$^{II}$ (die in einer gegebenen Kommunikationssituation durch ein gegebenes Tempus expliziert wird) bzw.



[2] einer der wichtigsten Berührungspunkte zwischen sprach- und literaturwissenschaftlicher Untersuchungsperspektive. Aus Tab.1 ergibt sich schließlich die wesentliche Konsequenz, daß es methodologisch offensichtlich inadäquat ist, Zeitrelationen innerhalb eines literarischen Textes ohne Berücksichtigung der als deren größter Bezugsrahmen fungierenden **Erzählzeit**, d.h. „Kommunikationszeit" (auch **Orientierungszeit** etc., vgl. Abschnitt 2.1) zu analysieren: *„Es eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt, daß es die letzte seie) unter geringen Leuten eine Sucht [...]"* — mit diesen Worten fängt der „Simplicissimus" an und so wird das historische und literarische Jetzt bereits im allerersten Satz des Textes angegeben.

Im vorliegenden Aufsatz werden nun die Ergebnisse einer empirischen Analyse des indikativischen Tempusgebrauchs von Präteritum vs. Perfekt im späten frühneuhochdeutschen Barockroman „Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch" von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen referiert, in die der Vollständigkeit halber auch Plusquamperfektformen sowie afinite Konstruktionen (Ebert 1993: 441 f.) miteinbezogen worden sind. Im Gegensatz zu bisherigen Arbeiten in diesem Bereich soll diese dem Zweck dienen, aufgrund einer mikrophilologischen Korpusanalyse mittels neuerer Arbeitsmethoden der Tempuslinguistik die Verwendungsweisen der „Vergangenheitstempora" zur Mitte des 17. Jahrhunderts nach einheitlichen Ansätzen zu beschreiben, zu interpretieren und in ein übersichtliches System zu fassen.

## 1. Das Tempussystem des Deutschen

### 1.1. Ergebnisse der neueren Tempusforschung

In der aufblühenden — germanistischen und allgemeinen — Tempuslinguistik der letzten Jahrzehnte wurde (nebst anders entwickelter Ansätze) immer wieder versucht, Tempora und Tempusrelationen der Satz- bzw. seltener Textebene mittels sogenannter **Zeitrelata** zu beschreiben, wobei den meisten kompositionalen Tempusmodellen die Reichenbachsche Trichotomie der Parameter **point of speech — point of event — point of reference** zugrunde liegt (Reichenbach 1947). Da die Komplexität der Tempusproblematik es nicht erlaubt, im Rahmen dieser Arbeit auf theoretische Einzelfragen wie die der Terminologie bzw. auf die vielfältigen Definitionsversuche detailliert einzugehen, sei im folgenden nur kurz auf zwei diesbezüglich grundlegende Abhandlungen hingewiesen.

Vater (1994) übernimmt die drei Relata **Sprechzeit (S) — Ereigniszeit (E) — Referenzzeit (R)** des Reichenbachschen Modells und unternimmt auf dieser Basis eine Beschreibung der Semantik der gegenwartsdeutschen Tempora. Als eine schwerwiegende Schwäche seines Systems muß jedoch angesehen werden, daß dessen drei erwähnte Konstituenten eine differen-

zierte Darstellung komplexerer Tempora (wie z.B. Doppelperfekt und Doppelplusquamperfekt; vgl. THIEROFF 1992: 208 ff.) einerseits und eine temporalsemantische Analyse auf der textuellen Ebene andererseits offenbar nur mit Einschränkung ermöglichen.

Diese Unzulänglichkeiten werden bei Thieroff (1992; modifiziert in THIEROFF 1994) durch die Etablierung folgender (insgesamt fünf) Zeitrelata z.T. aufgehoben:

[1] **Ereigniszeit** (E)

[2] **Referenzzeit 1 und 2** ($R_1/R_2$): Unter 'Referenzzeit' versteht Thieroff die (im Optimalfall) durch ein verbales Prädikat oder auch Temporaladverb des Ko(n)textes explizierte Zeit, zu der ein durch Perfekttempora (d.h. Perf, FutII, PerfII, Plqpf, FutPrätII und PlqpfII) ausgedrücktes Ereignis als abgeschlossen betrachtet wird (und auf die diese also obligatorisch bezogen sind):

> Die Referenzzeit R ist ein Parameter, der ausschließlich für die Beschreibung der sog. „Perfekttempora" angewandt wird und in bezug auf die Ereigniszeit nur die Relation E vor R zuläßt. [...] die Referenzzeit in unserem Sinne [ist] grundsätzlich zu trennen von der Sprechzeit (obgleich sie mit ihr zusammenfallen kann), d.h. die Sprechzeit darf nicht [...] als „Spezialfall" der Referenzzeit angesehen werden. [...] auch in unserem Ansatz [sind] mehrere Referenzzeiten möglich. (THIEROFF 1992: 87).

[3] **Orientierungszeit 1 und 2** ($O_1/O_2$):

> Der vierte Parameter zur Beschreibung der Tempora ist die Orientierungszeit O [...]. Bei der Beschreibung der Tempora im Indikativ ist O [=$O_2$] zunächst beschränkt auf die Tempora der „Tempusgruppe II" [=Tempusformen mit präteritalem finitem Verb] und erfüllt für diese Tempora die gleiche Funktion wie S [=Sprechzeit/$O_1$] für die Tempora der „Tempusgruppe I" [=Tempusformen mit präsentischem finitem Verb]. O ist also hier ein von S verschiedenes deiktisches Zentrum, auf das nicht nur die Tempora der „Tempusgruppe II" bezogen sind, sondern auf das auch temporale Deiktika bezogen sein können, so daß O also gleichsam die Funktion einer „sekundären Sprechzeit" erhält. (ebd.).

Somit ergeben sich in THIEROFF 1992 für die Vergangenheitstempora Prät, Perf und Plqpf folgende Tempusbedeutungen: Prät: E nicht-vor $O_2$ & $O_2$ vor $O_1$ (ebd. 102 ff.); Perf: E vor R & R nicht-vor O (ebd. 159 ff.); Plqpf: E vor R & R nicht-vor $O_2$ & $O_2$ vor $O_1$ (ebd. 192 ff.). Obwohl eine exakte Bestimmung der als primärer Bezugsrahmen fungierenden Orientierungszeit im Sinne von $O_1$ (in diesem Fall gleich „Originalsprechzeit") nach wie vor aussteht, liegt es meines Erachtens nahe, bei der Untersuchung literarischer Texte $O_1$ der jeweiligen Erzählzeit gleichzusetzen (zu den in meiner Analyse verwendeten Parametern vgl. Abschnitt 2.1). Es ist ferner angebracht zu betonen, daß Thieroffs Theorie mit Weinrichs Auffassung von den „besprechenden" vs. „erzählenden" Tempora (bei Thieroff Kategorien der „Nicht-Entferntheit" vs. „Entferntheit" der Kategorisierung „Distanz") übereinstimmt und somit die Notwendigkeit einer z.T. interdisziplinär, d.h. sprach- **und** literaturwissenschaftlich angelegten Analyse der Tempusproblematik unterstreicht.[3]



### 1.2. Das deutsche Tempussystem aus historischer Sicht

Während die einschlägige, größtenteils am Gegenwartsdeutschen orientierte Fachliteratur von den aus der historischen Entwicklung resultierenden Eigentümlichkeiten der deutschen Tempora lange Zeit tendenziell nicht oder nur ausnahmsweise Kenntnis genommen hat, wird in den Studien der letzten Jahre dem Prinzip, temporale Strukturen unter Berücksichtigung der diachronen Perspektive zu deuten, immer mehr Platz eingeräumt.[4] Den Versuch einer klassisch „scheindiachronen" Beschreibung der Wandelprozesse im deutschen Verbalsystem als des Wechsels verschiedener Oppositionen unternahm allerdings bereits Oubouzar (1974), deren Betrachtungen Begriffe der **Tempusopposition** (Prät ~ Präs ~ Fut), **Phasenopposition** (Präs: 'unvollzogen' ~ Perf: 'Vollzugsstufe des Präs'), **Aspektopposition** (kursiver vs. resultativer Aspekt: ahd. *tuot* ~ *getet*; nhd. *wird geschlagen* ~ *ist geschlagen*) und der **modalen Opposition** zugrunde liegen. Die Tempora Perf, Plqpf und Futpf sind dieser Auffassung zufolge jeweils Vollzugsstufen der „eigentlichen" Tempora Präs, Prät und Fut (d.h. immer für die Phase nach dem bezeichneten Vorgang/Zustand relevant) und stellen keine temporale Nuancierung dar — zumindest nicht während der ganzen Zeit ihrer sprachgeschichtlichen Entwicklung.[5] Unter Ausschluß der übrigen Tempora läßt sich eine Viererkonstellation 'Präs ~ Prät ~ Perf ~ Plqpf' nach Oubouzar folgendermaßen veranschaulichen:

| | ⇦ Tempusopposition ⇨ | |
|---|---|---|
| ⇧ Phasenopposition ⇩ | **Präs** | **Prät** |
| | **Perf** | **Plqpf** |

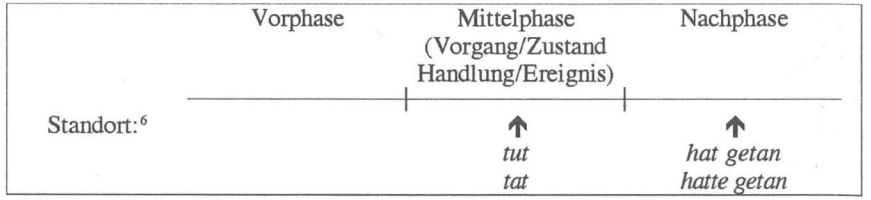
Tab. 2. Tempus- und Phasenopposition nach OUBOUZAR 1974

Auf der Zeitlinie betrachtet zeigt die Verteilung obiger Tempora folgendes Bild:

3 Vgl. WEINRICH 1985 und THIEROFF 1992: 274 ff.

4 Zur Frage der Temporalsemantik von Passivperiphrasen vgl. EROMS 1990 und 1992; zum Bedeutungswandel des Futurs v.a. LEISS 1985; zur Grammatikalisierung des Perfekts SCHIEB 1976 und SCHECKER 1994.

5 Vgl. OUBOUZAR 1974: 8 f.




Schema 3. Zeitreferenz dt. Tempora nach OUBOUZAR 1974

Aufgrund dieses Modells läßt sich jedoch u.a. gerade die (laut Oubouzar bereits seit dem 13. Jh. beobachtbare) freie Korrelation zwischen Prät und Perf nur unzureichend erklären. Bestimmte Übereinstimmungen im Gebrauch der beiden Tempora deuten nun Ehrich/Vater (1989: 119) mittels der neu eingeführten Termini **intrinsische Bedeutung**, **kontextuelle Bedeutung** und **deiktische Interpretation** (Spezifizierung der Beziehung zwischen E/R, R/S und E/S). Vgl. VATER 1994: 69:

| | kontextuell | | |
|---|---|---|---|
| intrinsisch | E,R<br>E<R | S,R<br>**Präs**<br>**Perf** | R<S<br>**Prät**<br>**Plqpf** |

Tab. 3. Intrinsische und kontextuelle Bedeutung dt. Tempora nach VATER 1994

In der Auslegung von Vater: „Präsens und Präteritum stimmen in ihrer intrinsischen, Präsens und Perfekt in ihrer kontextuellen Bedeutung überein. Perfekt und Präteritum sind in beiden Dimensionen verschieden, können aber gleiche Zeitreferenz (d.h. deiktische Interpretation) 'E<S' haben."[7] (ebd.).

Aus den obigen Ausführungen dürfte bereits klar geworden sein: Ein kompositionales Tempusmodell, das das zu erklärende Problem wohl ins rechte Licht rückt, kann zweifelsohne vieles dazu beitragen, die Belege eines untersuchten Korpus (in Kenntnis des Kontextes, vgl. Anm. 10) konsequent nach Funktionstypen zu ordnen. Es ist dabei entscheidend zu betonen, daß die hier verwendete Methode in gewisser Hinsicht ein Mischprodukt darstellt, in dem die von Vater (1994) und Thieroff (1992 u. 1994) niedergelegten Prinzipien legiert und den speziellen Anforderungen des Untersuchungsgegenstandes (literarischer Text) angepaßt worden sind (vgl. 2.1).

6 Zum Parameter **Standort** vgl. die Definition von **R** in 2.1.

7 Dieselbe deiktische Interpretation gilt selbstverständlich auch für das Plqpf, das aber (im Gegensatz zum Prät und Perf) in jedem Fall auch eine explizit ausgedrückte R aufweist und demzufolge nie frei mit diesen korrelieren kann (Formel: 'E<R<S').



### 1.3. Synchronie in der Diachronie: Die Vergangenheitstempora im 17. Jahrhundert

Die Untersuchungen von Oubouzar erstrecken sich auf die Zeit vom 11. Jh. bis zur Mitte des 17. Jhs. der deutschen Sprachgeschichte und werden mit Grimmelshausens „Simplicissimus" abgeschlossen. Im Gegensatz zu den Sprachdenkmälern der vorangegangenen Jahrhunderte (bes. des 15./16. Jhs.) werden da die syntaktisch-semantischen Relationen von Prät und Perf des Indikativs nicht mehr eingehender spezifiziert. Ich halte nun die Frage, ob und inwieweit gültige Regeln des späten frnhd. Tempusgebrauchs mittels eines so beschaffenen Modells festzustellen (und befriedigende Erklärungen zu Phänomenen wie etwa dem der komplementären Distribution vs. freien Korrelation von Prät und Perf zu geben) möglich ist, aus folgenden Gründen für besonders wichtig:

[1] Die Autoren der (meines Erachtens) maßgebenden tempuslinguistischen Studien (vgl. oben) plädieren für die Notwendigkeit einer Differenzierung im Gebrauch der beiden fraglichen nhd. Tempora Prät und Perf;

[2] ganz gewiß lassen sich daraus brauchbare Rückschlüsse und Konsequenzen für die späte frnhd. Phase des Entwicklungsprozesses ziehen, was umso wichtiger erscheint, als

[3] eine detaillierte und zugleich folgerichtige Darstellung des Tempusgebrauchs in den mir bekannten Grammatiken des Frühneuhochdeutschen gänzlich fehlt (obwohl Versuche in dieser Richtung freilich in jeder derartigen Arbeit unternommen worden sind).[8]

## 2. Ergebnisse der Korpusanalyse

### 2.1. Methodologisches

Zur Arbeitsmethode des Belegsammelns: Es wurden aus dem ersten Buch des „Simplicissimus" alle Verbformen des Prät, Perf und Plqpf (inklusive afiniter Konstruktionen) im Indikativ des Aktivs und *sein-/werden*-Akkusativpassivs (mit Kontext) auf Karten geschrieben und alphabetisch aufgelistet (insgesamt 677 Verballexeme). Ich ging grundsätzlich von der Annahme aus, daß mir mit einer Anzahl von ca. 2000 Belegen ein hinreichendes Korpus zur Verfügung steht. (Das durchschnittliche Verhältnis der Verbformen erreicht nach dem 34. Kapitel tatsächlich einen relativ stabilen Wert, so daß es möglich ist, aus den zahlenmäßigen Ergebnissen zuverlässige Schlüsse zu ziehen.) Es ergaben sich dabei folgende Gesamtzahlen:

8 Vgl. v.a. EBERT 1993: 383 ff.; des weiteren PENZL 1984: 125; PHILIPP 1990: 120 ff.; WELLS 1990: 261 ff.

| [1] Prät | [2] Perf | [3] Plqpf | [4] afinKonstr | Σ |
|---|---|---|---|---|
| 1694 | 153 | 93 | 169 | 2109 Belege |

Tab. 4. Gesamtzahlen der Belege im untersuchten Korpus

Eine detaillierte Analyse des Tempusgebrauchs in [1-4] wurde im wesentlichen am Beispiel frequenter Vollverben durchgeführt und durch die Berücksichtigung einzelner Modifikations- und Modalverben in [1-2] ergänzt. Diese sind:

| | [1] Prät | [2] Perf | [3] Plqpf | [4] afinKonstr |
|---|---|---|---|---|
| Vollverben | | | | |
| *haben* | 66 | 4 | 3 | 2 |
| *sein* | 141 | 13 | 3 | 13 |
| *werden* | 25 | 2 | — | 6 |
| *kommen* | 36 | 5 | 2 | 2 |
| Modifikationsverben | | | | |
| *anfangen* | 19 | 1 | — | — |
| *lassen* | 32 | 1 | 1 | 2 |
| Modalverben | | | | |
| *können* | 56 | 2 | — | 4 |
| *müssen* | 32 | 2 | — | 1 |
| *sollen* | 2 | 2 | — | — |
| *wollen* | 44 | 2 | — | — |

Tab. 5. Belegzahlen frequenter Voll-, Modifikations- und Modalverben des Korpus

Die Präsentation der Ergebnisse erfolgt nach den einzelnen Tempora, wobei zunächst jeweils die in den einschlägigen Kapiteln von Ebert (1993) dargestellten Tempusfunktionen berücksichtigt werden.[9] Da nun Ebert (seinem Ansatz zufolge) hierbei bald syntaktisch-semantische, bald textsortenspezifische und stilistische Faktoren als relevant betrachtet und dementsprechend die von ihm festgelegte Einstufung der Funktionen zwangsläufig Redundanzen enthält, wird im weiteren versucht, mittels einer (auf der Basis der im vorigen Kapitel dargelegten tempuslinguistischen Grundsätze) für diesen Zweck erarbeiteten Beschreibungsmethode seine Darstellung zu präzisieren (Abschnitt 2.2) und zu systematisieren (Abschnitt 3).

9 Die Aufgliederung der Funktionen in dieser Form stammt von mir und erhebt keinerlei Anspruch auf Ausschließbarkeit der Kategorien untereinander.



Das zur vorliegenden Analyse verwendete kompositionale Tempusmodell setzt sich aus folgenden Parametern zusammen:

[1] **Ereigniszeit** (E): mit E wird der jeweils auf seine Zeitrelationen hin untersuchte, syntaktisch gesehen durch das verbale Prädikat ausgedrückte Vorgang/Zustand bezeichnet (gleich **Aktzeit** in Baumgärtner/Wunderlich 1969 und Fabricius-Hansen 1986 bzw. **Suchzeit / Kommunikatzeit** in Latzel 1977).

[2] **Referenzzeit** (R): unter R verstehe ich — im Einvernehmen mit Vater (1994: 45 ff.) — das für die Positionierung von E im Defaultfall herangezogene, jedoch nicht durchgehend obligatorische Relatum, das in der Regel durch den Ko(n)text expliziert wird (gleich **Betrachtzeit** in den oben erwähnten Arbeiten und m.E. **Standort** in Oubouzar 1974; nicht gleichzusetzen mit R in Thieroff 1992).

[3] **Orientierungszeit** (O): mit O wird schließlich die in literarischen Texten als größter Bezugsrahmen fungierende **„Erzählzeit“** angegeben, die nach meiner Auffassung in kommentarischen / erzählenden Partien mit einer fiktiven **Sprechzeit** zusammenfällt (gleich **Kommunikationszeit** in Latzel 1977). In dialogischen Partien (direkte Rede) werden die beiden Parameter als $O_1$ (= Erzählzeit im Sinne einer **faktischen** Sprechzeit) und $O_2$ (= durch die erzählte Zeit explizierte **fiktive** Sprechzeit) grundsätzlich getrennt behandelt.

Beispiel:[10]

| | | |
|---|---|---|
| □ 0 (dR, S. 43) | [...] weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungedultig, und sagte eben, als der Einsiedel hinder mich schlich: „Ihr kleine Hudler, habt ihr dann keine Mäuler mehr, **habt** ihr nicht allererst mit meinem Vatter lang genug **schwätzen können?** [...] | *habt schwätzen können* — *habt* — *wurde - sagte - schlich* — *[Erzählzeitebene]*<br>E — R [Referenzzeit zu E] — $O_2$ [fiktive Sprechzeit] — $O_1$ [faktische Sprechzeit] |

10 Abkürzungen für die getrennt behandelten Textschichten: **eP**: 'erzählende Partie'; **Komm**: 'Kommentar'; **Dial**: 'Dialog'/**dR**: 'direkte Rede'. Die in Klammern angeführten Seitenzahlen weisen auf die Belegstellen in der Textausgabe hin (s. Literaturverzeichnis).

## 2.2. Die einzelnen Tempora

### 2.2.1. Präteritum

In der Darstellung von Ebert (1993: 385) heißt es:

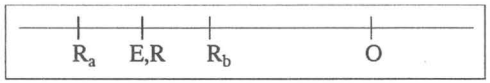
[1] „Als die neutrale Vergangenheit bezeichnet das Präteritum gewöhnlich die Vergangenheit eines Geschehens weder unter dem Gesichtspunkt einer Beziehung auf die Gegenwart noch mit Hinblick auf sein Resultat. Insbesondere wird das Präteritum als Tempus des Erzählens verwendet."

[2] Freie Variation von Prät und Perf ist schon zu Beginn des Frnhd. belegt.

[3] Logische Abfolge vergangener Handlungen in bestimmten syntaktischen Umgebungen wird durch das *ge*-Kompositum (vgl. ebd. S. 386) oder allgemein durch das Plqpf ausgedrückt bzw. bleibt unbezeichnet.

[4] Prät des Passivs und aktive Prät-Formen von *haben*, *sein* und den Modalverben werden noch im 16. Jh. häufig statt Perf-Formen gebraucht.

[a] Vorläufig ist festzuhalten, daß obige Regelmäßigkeiten — bis auf [4] — für das Korpus durchaus gültig sind. Somit ergibt sich für das Prät in jedem Fall das Schema:




Schema 4. Zugrundeliegende Tempusformel des Präteritums

Beispiele:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 1.1 (eP, S. 31) | [...] wiewohl die Reuter ihres Wegs fortritten, und mich ohn Zweifel vor tot liegen ließen, so **hatte** ich jedoch denselbigen ganzen Tag das Herz nicht, mich aufzurichten [...]. | *hatte [prätKont]*<br>E,R O |
| 🗀 1.2 (eP, S. 55) | Indessen **hatten** die andern Soldaten die übrigen vier Bauren, so geleckt waren worden, auch unterhanden; die banden sie über einen umgefallenen Baum [...]. | *(geleckt waren worden)* *hatten [prätKont]*<br>$(R_a)$ E,R O |

[b] Zu [2] bzw. [3] vgl. die Abschnitte 2.2.2 bzw. 2.2.3. Das *ge*-Kompositum ist im Korpus nicht gebräuchlich. Zu [4]: Aufgrund der Verhältniszahlen der einzelnen Verben (unter Berücksichtigung der Textschichten **erzählende Partie — Kommentar — Dialog/direkte Rede**) lassen sich zuverlässige Schlüsse auf lexemabhängige Tempusblockierung nicht ziehen; dasselbe gilt für alle Formen des *werden*-Akkusativpassivs.



### 2.2.2. Perfekt

Ebert (1993: 386 ff.) weist auf folgende Funktionen des Perf hin:

[1] Der zur Sprechzeit abgeschlossene Vorgang ist eine für die Sprechzeit belangvolle Tatsache bzw. hat für sie Folgen.

[2] Der Vorgang im vergangenen Zeitintervall wird mit subjektiver Stellungnahme betrachtet.

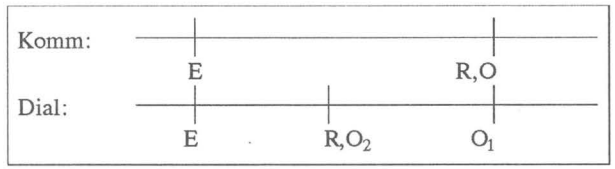
[3] Eine Handlung setzt sich aus der Vergangenheit bis in die Gegenwart fort.

[4] Gelegentlich dient das Perf zur Bezeichnung der Vollendung eines Geschehens in der Zukunft,

[5] bezeichnet ein vergangenes Ereignis [5a] in der direkten Rede, [5b] im Kommentar und [5c] in abhängigen Sätzen und

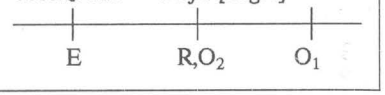
[6] steht in der Einleitung oder am Schluß von erzählenden Partien als Übergangsstufe von der Sprechzeit des Erzählers zur Vergangenheit des Erzählten.

[a] Das Perf wird im Korpus ausschließlich in Kommentaren und Dialogen gebraucht. Funktion [1] resultiert aus der Eigenheit des Perf, daß es im Defaultfall (z.B. Kommentar) Gegenwartsrelevanz hat, also R und $O_2$ (=S) zusammenfallen; hingegen ist $O_2$ (als sekundäre Sprechzeit) im Dialog vor $O_1$ anzusiedeln:



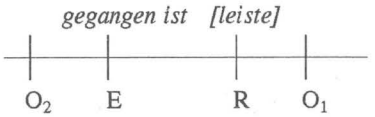

Schema 5. Zugrundeliegende Tempusformeln des Perfekts

Zu [2]: In diesen beiden Fällen geht es überwiegend zugleich um eine subjektive Stellungnahme: im Kommentar ist dies die des Erzählers, im Dialog die des jeweils zitierten Sprechers. Gegenwartsrelevanz haben schließlich alle Aussagen des Funktionstyps [3], was z.B. bei resultativen Verben ohnehin immer der Fall ist:

| | | |
|---|---|---|
| 2.1 (Dial, S. 60) | [...] aber Adelhold sagte: „Weißt du nicht, daß man je und allwegen die Kriegsämter mit adelichen Personen **besetzt hat**? als welche hierzu am tauglichsten sein [...]. |   |

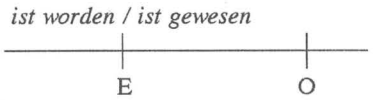
Eine Trennung der Punkte [1-3] muß man also aus tempuslinguistischer Sicht für redundant halten (wobei [3] meiner Meinung nach eher allgemeingültige Aussagen umfaßt).

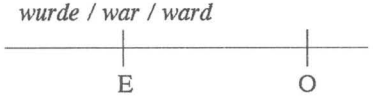
[b] Zu [4]: Gelegentlich wird das Perf tatsächlich auch zur Bezeichnung eines Geschehens in der Zukunft verwendet. E und R werden hier im Verhältnis zu $O_2$ in der Zukunft angesiedelt:

| | | |
|---|---|---|
| 2.2 (dR, S. 48f) | [...] indessen sagte er: „Mein lieber und wahrer einiger Sohn [...], wann meine Seele an ihren Ort **gegangen ist**, so leiste meinem Leib deine Schuldigkeit und die letzte Ehre [...].“ |   |

[c] Zu [5a-b] bzw. 2.2.1[2]: Es scheint hier angebracht, auf das Phänomen der freien Korrelation von Prät und Perf detaillierter einzugehen.

Im **Kommentar** fallen $O_2$ und $O_1$ zusammen, R (und damit die Phasenopposition) wird aufgehoben (woraus u.a. die Allgemeingültigkeit dieser Partien resultiert):

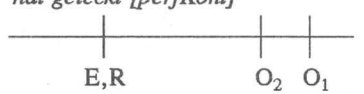
| | | |
|---|---|---|
| 2.3 (Komm, S. 48f) | [...] Tamerlanes **ist** ein mächtiger König, und schröckliche Forcht der ganzen Welt **worden** [...] Agathocles, König in Sicilien, **ist** eines Hafners Sohn **gewesen** [...]. |   |

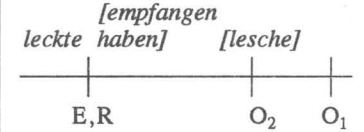
| | | |
|---|---|---|
| 2.3' (Komm, S. 63) | [...] Telephas, ein Wagner, **wurde** König in Lydien; des Kaisers Valentiniani Vatter **war** ein Seiler; Mauritius Cappadox, ein leibeigener Knecht, **ward** nach Tiberio Kaiser [...]. |   |

Die Aktionsart des Verbs scheint für dieses Phänomen nicht von Belang zu sein.

Im **Dialog** hingegen kann die freie Variation von Prät und Perf nur bei Verben durativ-nicht-resultativer Aktionsart beobachtet werden („Perfekta der unbestimmten Vergangenheit“, s. Vater 1994: 68 f.). Beispiele dafür (*lecken* hier aufgrund des Kontextes eindeutig als durativ verwendet):



| | | |
|---|---|---|
| 2.4 (Dial, S. 39) | „Ha, die eiserne Männer haben ihn angebunden, da **hat** ihm unser alte Geiß die Füß **geleckt**, da hat mein Knan lachen müssen und hat denselben eisernen Mannen viel Weißpfenning geben [...].“ |   |

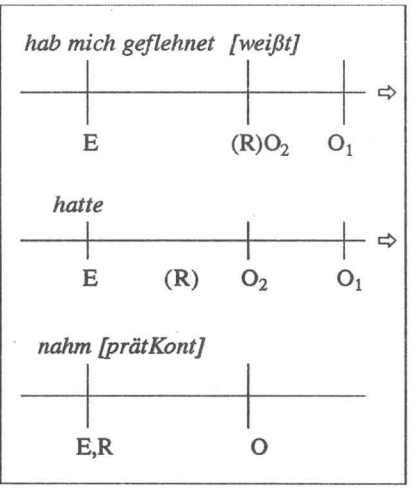
| | | |
|---|---|---|
| 2.4' (dR, S. 54) | „Hier mit lesche ich wieder aus und wische ab die Schand, die sich die Soldaten einbilden empfangen zu haben, als uns ein Bärnhäuter hinden **leckte**.“ |   |

Vater (1994: 70) schreibt dazu folgendes:

> Im Defaultfall — d.h. wenn nicht ein spezieller Kontext oder spezielles Weltwissen diesen Bezug verhindern — dient die Sprechzeit S als Referenzpunkt R. Nun ist jedoch [...] wie grundsätzlich in allen Fällen, wo R mit S zusammenfällt — in der kontextuellen Bedeutung eine Verschiebung von R möglich.

Bei resultativen bzw. nichtdurativ-nichtresultativen Verben ist das Phänomen im Korpus nicht belegt.

In **erzählenden Partien der direkten Rede** findet man schließlich Prät- und Perf-Formen ebenfalls nebeneinander, eigentliche Konkurrenzformen kommen jedoch nur in Übergangsphasen von der Zeitebene des Dialogs zur erzählenden Partie innerhalb von dessen Rahmen (Eröffnung einer zweiten Erzählebene) bzw. umgekehrt vor:

| | | |
|---|---|---|
| 2.5 (dR, S. 76) | Nachdem nun neulich die Schlacht vor Nördlingen verloren, und ich, wie du **weißt**, rein ausgeplündert und zugleich übel beschädiget worden, **hab** ich **mich** hieher in Sicherheit **geflehnet**, weil ich ohndas schon meine beste Sachen hier **hatte**: Und als mir die bare Geldmittel aufgehen **wollten**, **nahm** ich drei Ring und obgemeldte güldene Ketten, mitsamt dem anhangenden Conterfait, so ich von deinem Einsiedel **hatte** [...] und **trugs** zu einem Juden, solches zu versilbern [...]. |   |

[d] Zu [5c]: Von den insgesamt 153 Belegen für das Perf stehen nur 35 im Nebensatz — auch diese jeweils im Kommentar / Dialog und sind demnach gemäß Punkt [c] zu interpretieren.

[e] Zu [6]: Fälle, wo das Perf (als „Grenzmarker") in der Einleitung oder am Schluß von erzählenden Partien steht (*„Wiewohl ich nicht bin gesinnet gewesen, den friedliebenden Leser mit diesen Reutern in meines Knans Haus und Hof zu führen, weil es schlimm genug darin hergehen wird: So erfordert jedoch die Folge meiner Histori [...]"*, S. 27) lassen sich problemlos als Kommentare einstufen (vgl. allerdings auch die Ausführungen zu den erzählenden Partien der direkten Rede, oben).

### 2.2.3. Plusquamperfekt

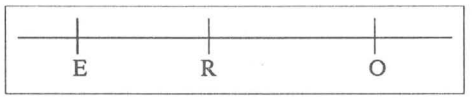
Laut Ebert (1993: 389f.) dient das Plqpf

[1] zum Ausdruck der Abgeschlossenheit einer Handlung vom Standort der Vergangenheit und damit auch Vorvergangenheit [1a] in der „consecutio temporum" (v.a. mit dem Prät) und [1b] „absolut" (d.h. mit oder ohne Adverbialbestimmung), wobei diese Funktion auch unbezeichnet bleiben kann;

[2] zur Markierung der Grenzen der Mitteilung / Erzählung (wie das Perf);

[3] zur Hervorhebung des Wesentlichen in der Mitteilung („kommunikative Funktion" nach Semenjuk).[11]

[a] Von eigentlicher Bedeutung scheinen im Korpus nur die in [1] angeführten Plqpf-Funktionen zu sein. Als Defaultfall des Plqpf-Gebrauchs kann seine Verwendung nach den „klassischen" Regeln der **consecutio temporum** angesehen werden:




Schema 6. Zugrundeliegende Tempusformel des Plusquamperfekts

Beispiel:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 3.1 (eP, S. 58) | [...] über diesen mühseligen Leuten saßen so alte Hühnerfänger, die sich etlich Jahr mit höchster Gefahr auf den untersten Ästen beholfen, durchgebissen und das Glück **gehabt hatten**, dem Tod bis dahin zu entlaufen [...]. | *(sich beholfen/durchgebissen hatten) gehabt hatten* — *saßen*<br>E R O |

11 Nach Ebert a.a.O.



Hierher gehören des weiteren Sätze, in denen der zur (präteritalen) R abgeschlossene Vorgang für diese von Belang ist bzw. Folgen hat:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 3.2 (eP, S. 44) | [...] wir **hatten** auf eine Zeit ein junges wildes Schweinlein **aufgefangen** [...], weil mein Einsiedel wußte, daß solches keine Sünde sein könnte [...]. | *hatten aufgefangen [prätKont]*<br>E R O |

[b] In solchen Fällen kann aber die Vorzeitigkeit in bestimmten syntaktischen Fügungen auch unbezeichnet bleiben (Substitution des Plqpf durch das Prät in temporalen Nebensätzen mit *wann, als* etc.):

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 3.3 (eP, S. 49) | [...] und **wann** ich **kaum** sein Angesicht **bedeckt hatte**, stiege ich wieder hinunder, entblößte es wieder, damit ichs noch einmal sehen und küssen möchte [...]. | *bedeckt hatte* — *stiege*<br>E R O |
| 🗀 3.3' (eP, S. 41) | [...] **wann** er mit einer Materia fertig **war**, hub er eine andere an, und wußte sich bisweilen in aller Gedult nach meinen Fragen so artlich zu regulieren [...] | *war* — *hub*<br>E $R_{(b)}$ O |
| 🗀 3.3'' (eP, S. 79) | **Kaum war** er fertig, da bracht man mir ein weißes Hemd, Schuhe und Strümpf, samt einem Überschlag oder Kragen, auch Hut und Feder [...]. | *war* — *bracht*<br>E $R_{(b)}$ O |

[c] Der unter [2] angeführte Funktionstyp ist im Korpus nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Zu [3] vgl. jedoch folgenden Beleg, in dem Plqpf anscheinend für Perf steht:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 3.4 (dR, S. 70) | „Siehe, Gott **hatte** dich kaum zu seiner Erkantnus und in seine Dienst **gebracht**, so laufst du hingegen aus seinen Diensten, und kehrest ihm den Rucken!" | *hatte gebracht* — *laufst*<br>E $R,O_2$ $O_1$ |

Obwohl Plqpf-Formen mit dem Adverb *kaum* im Korpus reichlich belegt sind und dementsprechend die Annahme der kontrastiven Distribution (temporale Peripetie) von Präs und Prät naheliegt, ist der Sprechzeit $O_2$ der direkten Rede zufolge auch die Substitution des Perf durch das Plqpf im Sinne von [3] nicht auszuschließen.

[d] Zuletzt muß noch ein vom Defaultfall wesentlich abweichender Gebrauch des Plqpf erwähnt werden, der im Korpus nur anhand einer afiniten Konstruktion präsentiert werden kann:

| | |
|---|---|
| 🗀 3.5 (eP, S. 49) | [...] solches trieb ich den ganzen Tag, bis ich fertig **worden**, und auf diese Weis die funeralia, exequias und luctus gladiatorios allein geendet [...]. |

Nach Vater (1994: 72) muß man in solchen Fällen „nicht das Ereignis des Hauptsatzes als Bezugsereignis R auffassen, sondern einen imaginären Punkt, der im übrigen auch explizit ausgedrückt werden kann [...]". Demnach wird man den Satz folgendermaßen paraphrasieren (und das elliptische Prädikat zu einer Plqpf-Form ergänzen) können:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 *3.5 | [...] solches trieb ich den ganzen Tag, bis [der Punkt erreicht war, wo] ich fertig **[ge]worden [war]**, und auf diese Weis die funeralia [...] allein geendet [...]. | *(trieb)* *[ge]worden [war]* *[erreicht war]*<br>(R) E R O |

### 2.2.4. Afinite Konstruktionen

Als Beweis dafür, daß der in dieser Analyse verwendete Ansatz auch zur Deutung von afiniten Konstruktionen eine zuverlässige Ausgangsbasis liefert und Perf- bzw. Plqpf-Ellipsen relativ eindeutig dem jeweiligen Tempus zugeordnet werden können, seien hier zwei Belege des Korpus unter die Lupe genommen.

[a] Im ersten hat die durch *gewest* vertretene E offensichtlich Gegenwartsrelevanz (Zukunftsrelevanz?) und ist zweifellos als 'Perf' zu interpretieren:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 4.1 (dR, S. 38) | „Ach Herr, verleihe mir deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, um diese hohe Gnad so eifrig zu danken, als freigiebig du **gewest**, mir solche zu verleihen [...]" | *gewest [bist]* *würdig werde zu danken*<br>E R,$O_2$ $O_1$ |

[b] Im zweiten Beleg hingegen

| | |
|---|---|
| 🗀 4.2 (eP, S. 83) | [...] dann sie sagten, solang sie darin gewohnet, wäre ihnen Glück und Heil zugestanden [...] welcher Torheit ich mich höchstens verwundert, weil ich die Ursach sahe, warum die Inwohner so guten Zuschlag **gehabt** [...]. |



wird E in der temporalen Struktur {E=*gehabt* — R=*sahe*} — unter Berücksichtigung der Parallele {R=*sagten* — E=*gewohnet [hatten/hätten]/wäre zugestanden*} — nur als 'Plqpf' zu interpretieren sein. Der Satz läßt sich nämlich folgendermaßen paraphrasieren:

| | | |
|---|---|---|
| 🗀 *4.2 | [...] weil ich die Ursach sahe, warum die Inwohner (solang sie darin gewohnet [hatten],) so guten Zuschlag **gehabt [hatten]** ... | *gewohnet/gehabt [hatten]* *sahe*<br>E R O |

## 3. Zusammenfassung

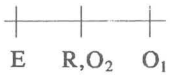
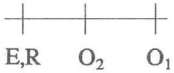
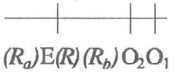
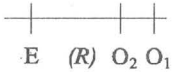
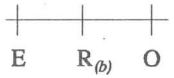
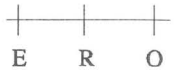
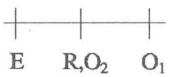
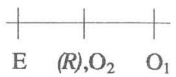
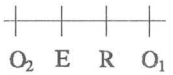
Die Distributionsverhältnisse und speziellen Verwendungsweisen der Vergangenheitstempora im Korpus können tabellarisch wie in Tabelle 6. (nächste Seite) dargestellt werden.

Aufgrund der Gesamtdarstellung läßt sich zur Distributionsproblematik im Korpus abschließend folgendes sagen:

In der Untersuchung bin ich prinzipiell vom unmarkierten Defaultfall der komplementären Distribution von Prät, Perf und Plqpf ausgegangen. Unter Unmarkiertheit verstehe ich die Verwendung der Tempora mit den (hier obligatorischen) Parametern **E**, **R** und **O** (beim Perf $\mathbf{O_2}$ und $\mathbf{O_1}$), betrachte somit als unmarkiert den Gebrauch [Ia] des Prät in erzählenden Partien, [Ib] des Perf in der direkten Rede und [Ic] des Plqpf zum Ausdruck von Vorvergangenheit in präteritalem Kontext.

Das eigentliche Problem ergibt sich aus der Tatsache, daß das Relatum R anscheinend häufig verschoben (gelegentlich aufgehoben) wird bzw. nicht oder nur schwer einem Punkt / einer Zeitspanne der Zeitlinie zugeordnet werden kann. Daraus resultiert u.a. das Phänomen der freien Korrelation von Prät und Perf im Kommentar [II], wo auf eine explizite R offensichtlich verzichtet wird und im Falle durativ-nicht-resultativer Verben (bei denen die für das Perf typische Gegenwartsrelevanz hier als belanglos gilt) im Dialog [III].

Es lassen sich schließlich insgesamt drei Fälle der kontrastiven Distribution im Korpus bestimmen (d.h. wo unterschiedliche Tempora im gleichen Kontext diverse Temporalsemantik aufweisen): Erstens zwischen Prät und Perf in Übergangsphasen zwischen erzählenden Partien und der jeweiligen Sprechzeitebene, in denen das Perf „Gegenwartsbezug" ausdrückt, R bei Prät-Formen jedoch eindeutig in die Vergangenheit gelegt wird [IV]. Zweitens kann das Plqpf durch das Prät substituiert werden, da es aufgrund der Formel für das Prät als eine (markierte) Variante dessen beschreibbar ist [V]. Nach wie vor muß ich hingegen eine kontrastive Distribution zwischen Perf und Plqpf für fraglich halten [VI]. Der Vollständigkeit halber habe ich in der Übersicht auch die übrigen, vom Defaultfall abweichenden Funktionen angeführt [VII-VIII].

| Nr. | Funktion | Präteritum | Perfekt | Plusquamperfekt |
|---|---|---|---|---|
| | | Komplementäre Distribution | | |
| [I] | Defaultfall<br>⇨2.2.1[a]<br>2.2.2[a]<br>2.2.3[a] |  |  |  |
| | | Freie Korrelation | | |
| [II] | Kommentar<br>⇨2.2.2[c] |  | | |
| [III] | Dialog (durativ-nicht-resultative Verben)<br>⇨2.2.2[c] |  | | |
| | | Kontrastive Distribution | | |
| [IV] | Anfang/Schluß von eP in der dR<br>⇨2.2.2[c] |  |  | |
| [V] | „Vorzeitigkeit" in präteritalem Kontext<br>⇨2.2.3[b] |  | |  |
| [VI] | Kommunikative Funktion (?)<br>⇨2.2.3[c] | |  |  |
| | | Spezielle Verwendung | | |
| [VII] | Vollendung eines zukünftigen Geschehens<br>⇨2.2.2[b] | |  | |
| [VIII] | In Temporalsätzen mit *bis*<br>⇨2.2.3[d] | | |  |

Tab. 6. Distributionsverhältnisse und spezielle Verwendungsweisen der Vergangenheitstempora im Korpus



Aus obigen Auslegungen geht meiner Überzeugung nach klar hervor, daß der indikativische Tempusgebrauch im Korpus durchaus geregelt und als die jeweilige Kombination bestimmter Parameter einheitlich beschreibbar ist. Ob jedoch der in dieser Arbeit verwendete (bei all seiner Leistungsfähigkeit sicherlich noch modifizierungsbedürftige) Ansatz auch eine Bewährungsprobe im Rahmen eventueller diachroner Analysen bestehen kann, wird sich erst im Spiegel der Ergebnisse umfangreicherer und größer angelegter Arbeiten ermitteln lassen.

## Literaturverzeichnis


Baumgärtner, Klaus; Wunderlich, Dieter 1969: *Ansatz zur Semantik des deutschen Tempussystems.* — In: *Der Begriff Tempus — eine Ansichtssache?* Düsseldorf: Schwann (= Beihefte zur Zeitschrift *Wirkendes Wort* 20). S. 90-110.

Ebert, Robert Peter 1993 [Kapitel *„Syntax"* in]: Reichmann, Oskar; Wegera, Klaus-peter (Hg.): *Frühneuhochdeutsche Grammatik* (von Ebert, Robert Peter u.a.). Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, A. Hauptreihe Nr. 12). S. 313-484.

Ehrich, Veronika; Vater, Heinz 1989: *Das Perfekt im Dänischen und Deutschen.* — In: Abraham, Werner; Janssen, Theo (Hg.): *Tempus — Aspekt — Modus. Die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen.* Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 237). S. 103-132.

Eroms, Hans-Werner 1990: *Zur Entwicklung der Passivperiphrasen im Deutschen.* — In: Betten, Anne (Hg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen.* Tübingen: Niemeyer (=Reihe Germanistische Linguistik 103). S. 82-97.

Eroms, Hans-Werner 1992: *Das deutsche Passiv in historischer Sicht.* — In: Hoffmann, Ludger (Hg.): *Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten.* Berlin - New York: de Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1991). S. 225-249.

Fabricius-hansen, Cathrine 1986: *Tempus fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen.* — Düsseldorf: Schwann (= Sprache der Gegenwart 64).

von Grimmelshausen, Hans Jakob Christoph 1993: *Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch.* Kehl: Swan.

Latzel, Sigbert 1977: *Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum.* München: Hueber.

Leiss, Elisabeth 1985: *Zur Entstehung des neuhochdeutschen analytischen Futurs.* — In: *Sprachwissenschaft.* H. 10. S. 250-273.

Oubouzar, Erika 1974: *Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbalsystem.* — In: Schieb, Gabriele u.a. (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 95.* Halle/Saale: Niemeyer. S. 1-96.

Penzl, Herbert 1984: *Frühneuhochdeutsch.* Bern: Lang.

Philipp, Gerhard 1980: *Einführung ins Frühneuhochdeutsche. Sprachgeschichte, Grammatik, Texte.* Heidelberg: Quelle & Meyer.

Reichenbach, Hans 1947: *Elements of Symbolic Logic.* New York: Macmillan.

Saltveit, Laurits 1970: *Synonymik und Homonymie im deutschen Tempussystem.* — In: Moser, Hugo u.a. (Hg.): *Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Paul Grebe zum 60. Geburtstag.* Düsseldorf: Schwann (=Sprache der Gegenwart 6). S. 137-153.

Schecker, Michael 1994: *Von prädikativ gebrauchten Partizipien II zu den modernen Perfekttempora des Deutschen — Eine historische Vergewisserung.* — In: Bresson, Daniel; Dalmas, Martine (Hg.): *Partizip und Partizipialgruppen im Deutschen.* Tübingen: Narr (= Eurogermanistik 5). S. 211-229.

Schieb, Gabriele 1981: *Der Verbalkomplex aus verbalen Bestandteilen.* — In: Kettmann, Gerhard; Schildt, Joachim (Hg.): *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730). Der Einfachsatz.* Berlin: Akademie-Verlag (= Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 56/I). S. 39-234.

Thieroff, Rolf 1992: *Das finite Verb im Deutschen. Tempus — Modus — Distanz.* Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 40).

Thieroff, Rolf 1994: *Das Tempussystem des Deutschen.* — In: Ballweg, Joachim; Thieroff, Rolf (Hg.): *Tense Systems in European Languages.* Tübingen: Niemeyer. S. 119-134.

Vater, Heinz 1994: *Einführung in die Zeit-Linguistik.* 3. Aufl. Hürth-Efferen: Gabel (= Kölner Linguistische Arbeiten — Germanistik 25).

Weinrich, Harald 1985: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt.* 4. Aufl. Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer (= Sprache und Literatur 16).

Wells, Christopher J. 1990: *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945.* Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 93).

*Petra Szatmári (Szombathely)*

# *Es* — und kein Ende

## Zum nicht-phorischen *es* in passivisch interpretierbaren *sich-lassen*-Konstruktionen

### 0. Vorbemerkungen

In der Fachliteratur gibt es eine gewisse Bereitschaft, bestimmte *sich-lassen*-Konstruktionen unter den unterschiedlichsten Termini als „passivähnlich" anzuerkennen. Bei genauerer Betrachtung zeigen sich jedoch erhebliche Abweichungen hinsichtlich der hier eingeordneten Satztypen von *sich-lassen*-Konstruktionen. Brinker (1969) unterscheidet passivnahe Reflexivkonstruktionen

(a) mit sächlichem bzw. außerpersönlichem Subjekt

(1) Die Tür öffnete sich.
(2) Die Tür ließ sich öffnen.[1]

(b) mit sächlichem bzw. außerpersönlichem Subjekt und Adverbiale

(3) Das Buch verkauft sich leicht.
(4) Das Buch läßt sich leicht verkaufen.

(c) mit unbestimmtem *es* als Subjekt und Adverbiale

(5) Hier lebt es sich angenehm.
(6) Hier läßt es sich angenehm leben.

Nach Engel (1992: 462) handelt es sich bei Sätzen mit dem „unpersönlich" gebrauchten reflexiven Verb *sich lassen* wie

(7) Hier läßt es sich gut leben.
(8) Alle diese Vorkommnisse lassen sich erklären.

um lexikalische Parallelformen zum Passiv mit modaler Komponente. Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) sprechen von *Reflexivkonversen* mit

1 Während Brinker (1969) feststellt, daß reflexivische *lassen*-Konstruktionen wie *Die Frau läßt sich tragen — Die Tür läßt sich öffnen* „weder formal noch inhaltlich dem Passiv" oder den passivnahen Reflexivkonstruktionen zuzuordnen seien, sondern eine in syntaktischer und semantischer Hinsicht komplexe, aktivische und passivische Elemente in sich vereinigende Struktur darstelle (Brinker1969: 9), nennt er 1990 das Gefüge *lassen* + *sich* + *Infinitiv* eine „**wichtige** Variante des Passivs" (Brinker 1990: 124, Hervorhebung — P. Sz.).

*lassen*, die wie z.B. im Satz *Der Transportraum ließ sich nur von innen öffnen* dem Zweitakt-Passiv bzw. wie z.B. in dem Satz *Dem Unheil läßt sich nicht begegnen* dem Eintakt-Passiv entsprechen. Für die Autoren ist „gerade die Existenz der Eintakt-Passiv-ähnlichen Struktur ein klares Indiz **gegen** eine Zuordnung zu den AcI-Konstruktionen und **für** eine gesonderte Einordnung als passivähnliche Reflexivkonverse" (ZIFONUN/HOFFMANN/STRECKER 1997: 1855, Hervorhebung — P. Sz.). Bei dieser letztgenannten Konstruktionen findet sich nicht selten ein nicht-phorisches *es*

(9) Es läßt sich einem Unheil auch nicht mit Vorsicht begegnen.

Diesem nicht-phorischen *es* wende ich mich in folgendem Beitrag zu. Ziel meiner Überlegungen ist, die Funktion des nicht-phorischen *es* in *sich-lassen* Konstruktionen näher zu beleuchten. Ich werde versuchen zu zeigen, daß diese Konstruktionen eine Zwischenstellung zwischen den sogenannten unpersönlichen Verben und dem sogenannten unpersönlichen Passiv einnehmen. Grundlage dieser Arbeit bildet ein Korpus,[2] das aus Belegen der Schriftsprache (Zeitungen, Zeitschriften, der Belletristik, Sachbüchern entnommenen Belegen) besteht und durch Belege anderer wissenschaftlicher Untersuchungen ergänzt wird; leider konnte auch auf konstruierte Beispiele nicht verzichtet werden.

## 1. Korpusanalyse

Die im Korpus vorkommenden *sich-lassen*-Konstruktionen mit nicht-phorischem *es* werden unterteilt (a) hinsichtlich des Vorkommens der *sich-lassen*-Konstruktion im Hauptsatz oder Matrixsatz mit anschließendem Nebensatz und (b) aufgrund der darin aufscheinenden Vollverben (transitive, intransitive Verben). Im Rahmen dieses Aufsatzes möchte ich mich auf das Vorkommen der *sich-lassen* Konstruktionen im Hauptsatz beschränken.[3] Im Korpus finden sich dazu u.a. folgende Belege:

(10) Da dachte er nun ..., **es** ließe sich frisch, fröhlich, frei ein neues Leben beginnen. (DB 414)

(11) Sein Rücken breitete alle Narben aus. ... **Es** ließ sich aber auch nicht der Ansatz einer neuen Zeichnung erkennen. (Grass 234)

(12) Das Wetter jedoch wollte noch nichts von September wissen. Nach einem verregneten August zeigte der Sommer, was er konnte; **es** ließen sich seine nachträglichen Leistungen auf der Tafel neben dem Anschlag der Lebensrettungsgesellschaft, den man der Bademeisterkajüte angenagelt hatte, ablesen: Luft 29 — Wasser 20 — Wind Südost — vorwiegend heiter. (Grass 329)

(13) **Es** läßt sich sehr gut mit ihm zusammenarbeiten. (Kurier 28.1.98: 3)

(14) Mit Bibel, Homer und Rosegger oder Reuter läßt **es** sich auskommen. (Musil 197)

(15) Von schneller Karriere läßt **es** sich nach zehn Jahren am Theater nicht unbedingt sprechen. (BF 46/97: 27)

(16) Mit einem „Zubrot", der Aufsichtratsgage von 25.000 Schilling im Monat, läßt **es** sich auch abseits der Polit-Bühne — aber immer noch im Zentrum der Wirtschaftsmacht — gut leben. (DGW 45/94: 9)

(17) Bekanntlich läßt sich über sinnvolle Maßnahmen im Zusammenhang mit der weltweiten Bevölkerungsentwicklung trefflich streiten. (Profil 38/94: 6)

(18) Auf dem weißen Rund meiner Trommel läßt sich schlecht experimentieren. (Grass 343)

(19) ... der Regierung kommt der Aufschwung vor den Wahlen gerade recht. Sie hat zwar nicht wesentlich dazu beigetragen — die Steuerreform bringt heuer nach jüngsten Berechnungen gerade 0,2 Prozent Wachstum —, aber von der Stimmung läßt sich allemal profitieren. (NEWS 36/94: 77)

Anhand des *es*-Vorkommens bei *sich-lassen*-Konstruktionen im Hauptsatz kann folgende Klassifizierung vorgenommen werden:

(a) *es* + *sich lassen* + Subjekt + Infinitiv I, Belege (10) - (12)

(b) ± *es* + *läßt sich* + Infinitiv I

(bi) *es* (im Vorfeld) + *läßt sich* + Infinitiv I, Beleg (13)

(bii) *es* (im Mittelfeld) + *läßt sich* + Infinitiv I, Belege (14) - (16)

(biii) -*es* + *läßt sich* + Infinitiv I, Belege (17) - (20)

### 1.1. *es* + *sich lassen* + Subjekt + Infinitiv I

Hier seien zwei Beispiele noch einmal angeführt:

(10) Da dachte er nun ..., es ließe sich frisch, fröhlich, frei ein neues Leben beginnen. (DB 414)

(12) Das Wetter jedoch wollte noch nichts von September wissen. Nach einem verregneten August zeigte der Sommer, was er konnte; es ließen sich seine nachträglichen Leistungen auf der Tafel neben dem Anschlag der Lebensrettungsgesellschaft, den man der Bademeisterkajüte angenagelt hatte, ablesen: Luft 29 — Wasser 20 — Wind Südost — vorwiegend heiter. (Grass 329)

Askedal (1990) subklassifiziert *es* anhand folgender 10 Parameter: (1) Referentialität (Hinweisfunktion), (2) textlicher Kotextbezug/außersprachlicher Kontextbezug, (3) nominales (nichtpropositionales) Bezugsglied, (4) NP-Funktion (als Subjekt/Objekt), (5) Kongruenz, (6) Bezug auf

2 Mein Korpus umfaßt 513 Belege, davon findet sich ± *es* bei 71 Belegen (Thema-*es*: 4 Belege; *sich-lassen*-Konstruktionen mit *es* im Hauptsatz bzw. im Matrixsatz mit anschließendem Nebensatz: 23 Belege; *sich-lassen*-Konstruktionen ohne *es* im Hauptsatz bzw. im Matrixsatz mit anschließendem Nebensatz: 44 Belege).

3 Zum *es*-Vorkommen der *sich-lassen*-Konstruktionen im Matrixsatz mit anschließendem Nebensatz (Subjektsatz) gibt es Untersuchungen von Marx-Moyse (1987) und Rottluff (1982).

untergeordneten Satz in demselben Satzgefüge, (7) Bezug auf satzförmige Ergänzung in demselben Satzgefüge, (8) anaphorische Bezugsrichtung, (9) Mittelfeldfähigkeit, (10) Vorfeldfähigkeit. Die Parameter auf das *es*-Vorkommen in obigen Sätzen bezogen ergeben folgende Matrix:

| | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | (7) | (8) | (9) | (10) |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| es ließen sich seine [...] Leistungen auf der Tafel [...] ablesen | Ø | Ø | Ø | Ø | Ø | Ø | Ø | Ø | Ø | Ø |

Charakteristisch für dieses *es*-Vorkommen ist, daß *es* nicht vom Verb gefordert wird und auch keine Finitumkorrespondenz aufweist, im Satz aber ein Subjekt mit Finitumkorrespondenz vorhanden ist (z.B. *seine Leistungen — ließen sich*). Ein Bezug auf einen untergeordneten Satz oder auf eine satzförmige Ergänzung in demselben Satzgefüge erfolgt nicht. Sein Vorkommen ist auf das Vorfeld beschränkt, bei anderer Besetzung des Vorfeldes entfällt *es*:

(10') Ein neues Leben ließe sich frisch, fröhlich, frei beginnen.

(11') Aber auch nicht der Ansatz einer neuen Zeichnung ließ sich erkennen.

(12') Auf der Tafel neben dem Anschlag der Lebensrettungsgesellschaft ließen sich seine nachträglichen Leistungen ablesen ...

*Es* erfüllt in solchen Sätze eine ganz spezielle Aufgabe, indem es die Thema-Position besetzt, wird die Rhematisierung eines determinierten (z.B. *der Ansatz einer neuen Zeichnung*) bzw. indeterminierten Subjektes (z.B. *ein neues Leben*) möglich. Nach Buscha (1988) bezeichne ich dieses Vorkommen als Thema-*es*. Die diachrone Analyse von Lenerz (1985) zeigt, daß im Ahd. bei „themalosen" Sätzen das sogenannte expletive *es* selten verwendet wird, im Mhd. nimmt dann die Setzung des expletiven *es* zwar zu, aber von einem regelmäßigen Auftreten in „themalosen" Sätzen kann man noch nicht sprechen. Dieses in hohem Maße fakultative Auftreten des Thema-*es* scheint auch für das Ndh. typisch zu sein. Da Thema-*es* nur in Aussagesätzen in Hauptsatzform aufscheint, scheint dieses semantisch leere Element neben der pragmatischen Funktion auch noch eine strukturelle zu erfüllen, nämlich durch die Besetzung des Vorfeldes (Erststellung) die Zweitstellung des finiten Verbs zu erhalten.

### 1.2. ± *es* + *läßt sich* + Infinitiv I

#### 1.2.1. Zur Realisierbarkeit des nicht-phorischen *es* in diesen Konstruktionen

Sätzen wie

(13) Es läßt sich sehr gut mit ihm zusammenarbeiten. (Kurier 28.1.98: 3)



(16) Von schneller Karriere läßt es sich nach zehn Jahren am Theater nicht unbedingt sprechen. (BF 46/97: 27)

(17) Bekanntlich läßt sich über sinnvolle Maßnahmen [...] trefflich streiten.

ist auf den ersten Blick gemeinsam: (1) *sich* kann weder kommutiert noch koordiniert noch erfragt noch betont werden. Außerdem ist es nicht erststellenfähig; (2) Subjektsnominativ — falls vorhanden — ist kein Patiens, sondern das nicht-kommutierbare *es*; (3) die finite Verbform ist auf die 3. Person Singular beschränkt.

Zur Funktion der Pronominalform *es* als formales Subjekt heißt es bei Buscha:

> Das formale ES hat die Funktion, bei Verben ohne substantivischen Subjektsnominativ (sog. unpersönlichen Verben) die Zweigliedrigkeit als Minimalstruktur des deutschen Satzes zu sichern. Das formale ES, das keinen Bezug auf ein vorangehendes oder folgendes Satzsegment irgendeiner Art hat, steht entsprechend den allgemeinen Stellungsregeln für das Subjekt an erster oder dritter Stelle. Bei den meisten unpersönlichen Verben ist die Pronominalform obligatorisch, bei einer Gruppe Empfindungsverben mit Personenangabe und bei Kopulaverben mit substantivischem Prädikat ist sie in der Binnenstellung fakultativ. (Buscha 1988: 31)

Buscha (1988: 32) zählt die Form „reflexives lassen mit 2 Adverbialien", die um *lassen* oder die Modalangabe reduziert[4] werden könne, zu den „unpersönlichen Verben mit **obligatorischem** ES" (Hervorhebung — P.Sz.). Dieser Annahme widersprechen folgende Beobachtungen:

(20) Für verschiedene Typen von Verben mit Dativ [...] läßt sich auf Hinweise vor allem bei Brinkmann (1971), Engelen (1975b), Heidolph u.a. (1984), Matzel (1976) und Wegener (1985a) rekurrieren. (OL 1997: 49)

(21) Hinsichtlich der Ursachen für Setzung/Nichtsetzung der Agensphrase läßt sich [...] auf die Beleuchtung dieser Problematik [...] in der gründlichen Darstellung von Pape-Müller (1980:93ff.) zurückgreifen. (OL 1997: 131)

(22) Vernünftig wirtschaften läßt sich aber schon durch die kluge Wahl beim Einkauf. (tvmedia 48/97:157/158)

Obwohl es sich bei allen Belegen in meinem Korpus um intransitive Verben handelt, fällt die unterschiedliche Realisierung des nicht-phorischen *es* auf, dabei scheint für eine weitere Klassifizierung das Vorkommen von *es* im Mittelfeld von Bedeutung zu sein. Ein Vorkommen im Vorfeld scheint als Unterscheidungskriterium weniger aussagekräftig, weil *es* diese Position bei allen Sätzen einnehmen kann:

4 Sicher ist hier zu prüfen, ob die Konstruktionen um *lassen* reduziert oder damit erweitert werden.

(15') Es läßt sich nach zehn Jahren am Theater nicht unbedingt von schneller Karriere sprechen.

(18') Es läßt sich auf dem weißen Rund meiner Trommel schlecht experimentieren.

(20') Es läßt sich für verschiedene Typen von Verben mit Dativ [...] auf Hinweise vor allem bei Brinkmann (1971) [...] rekurrieren.

(22') Es läßt sich aber schon durch die kluge Wahl beim Einkauf vernünftig wirtschaften.

Deshalb bildet die Mittelfeldfähigkeit von *es* hier die Grundlage für eine weitere Unterteilung, in meinem Korpus finden sich Sätze mit mittelfeldfähigem *es* und Sätze ohne *es*:

(a) Sätze mit mittelfeldfähigem *es* (*es* + *läßt sich* + Infinitiv I)

(14) Mit Bibel, Homer und Rosegger oder Reuter läßt es sich auskommen. (Musil 197)

(15) Von schneller Karriere läßt es sich nach zehn Jahren am Theater nicht unbedingt sprechen. (BF 46/97: 27)

(16) Mit einem „Zubrot", der Aufsichtratsgage von 25.000 Schilling im Monat, läßt es sich auch abseits der Polit-Bühne — aber immer noch im Zentrum der Wirtschaftsmacht — gut leben. (DGW 45/94: 9)

(b) Sätze ohne *es* (- *es* + *läßt sich* + Infinitiv I)

(17) Bekanntlich läßt sich über sinnvolle Maßnahmen im Zusammenhang mit der weltweiten Bevölkerungsentwicklung trefflich streiten. (Profil 38/94: 6)

(18) Auf dem weißen Rund meiner Trommel läßt sich schlecht experimentieren. (Grass 343)

### 1.2.1.1. mittelfeldfähiges *es* + *läßt sich* + Infinitiv I

Anhand der 10 Parameter von Askedal (1990) lassen sich folgende Merkmale feststellen:

(23) Im Kings-Club [...] läßt es sich gut einmal vom Alltag abschalten. (BFa 48a/1997: 40)

| | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | (7) | (8) | (9) | (10) |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Im K.-Club [...] läßt es sich [...] abschalten. (Es läßt sich im K.-Club [...] abschalten.) | Ø | Ø | Ø | ? | ? | Ø | Ø | Ø | + | + |

(Das Fragezeichen kennzeichnet, daß diese Aussagen noch weiterer Präzisierungen bedürfen, weil sie noch einer eher intuitiven Beurteilung unterliegen.)



Dieses vorfeld- und mittelfeldfähige *es* kann nicht durch *das* substituiert werden, das finite Verb derartiger Sätze steht in der 3. Person. Alles weist darauf hin, dieses *es* als formelles, nicht-referentielles Subjekt anzusehen (vgl. Askedal 1990: 218-219). Zifonun (1995: 41 ff) nimmt 3 Subjektparameter an:

(1) Vorfeldvorkommen (nur als Subjekt erscheint *es* im Vorfeld — als Akkusativkomplement ist die Vorfeldposition nicht möglich)

(2) die syntagmatische Beziehung zum finiten Verb (= Finitumkorrespondenz) (in Anlehnung an Eisenberg geht Zifonun vom Rektionsphänomen aus, daß eine Nominalphrase mit substantivischem Kern als Subjekt die 3. Person des finiten Verbs fordert/regiert, so ist es auch bei *es* als Subjekt)

(3) Anschließbarkeit einer Infinitivkonstruktion (IK) an infinitivregierende Prädikatsausdrücke (Vollverben und Prädikativa, nicht Modalverben oder „Hebungsverben" wie *scheinen* oder Phasenverben wie *beginnen*).

Der 3. Subjektparameter bedarf einer gründlicheren Analyse als es im Rahmen dieses Beitrages möglich wäre. Bei verschiedenen Verben bringt er kein eindeutiges Ergebnis (z.B. Witterungsverben, vgl. Zifonun 1995: 44-45). Sätze mit *es* + *läßt sich* + Infinitiv I sind komplexe Konstruktionen, durch die die Valenz des jeweiligen Vollverbs geändert, reduziert wird. Da dieser Parameter sich auf Vollverben und Prädikativa bezieht, berücksichtige ich ihn hier nicht weiter. Nicht unproblematisch ist auch die Finitumkorrespondenz. Zifonun (1995: 44) stellt in diesem Zusammenhang fest, daß es keinen zwingenden Grund weder für die Annahme der Finitumkorrespondenz noch dagegen gibt.

### 1.2.1.2. Sätze ohne *es* (- *es* + *läßt sich* + Infinitiv I)

Die Anwendung der 10 Parameter von Askedal (1990) bringt folgendes Ergebnis:

(24) Mit ihr läßt sich darüber nicht streiten.

| | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | (7) | (8) | (9) | (10) |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Mit ihr läßt sich darüber nicht streiten. (Es läßt sich [...] darüber nicht streiten.) | Ø | Ø | Ø | ? | ? | Ø | Ø | Ø | ? | + |

Dieses vorfeld- und korrespondenzfähige *es* weist die Eigentümlichkeit auf, daß *es* im Mittelfeld fehlt,

(25) Dagegen läßt sich nicht mehr protestieren.

Höhle (1978, Beispiele: Höhle 1978: 63) nimmt an, daß bei folgenden Verben *es* „ausgeschlossen" ist:

(a) Verben, die ein Dativobjekt (und kein Akkusativobjekt) haben:

(26) Dieser Drohung läßt (*es) sich unschwer mit x begegnen.
Einem so verbohrten Kerl läßt (*es) sich schwer helfen.
Vorbestraften läßt (*es) sich unmöglich vertrauen.
Diesen Argumenten läßt (*es) sich nicht widersprechen.
Dem letzten Angebot läßt (*es) sich zustimmen.

(b) Verben mit Präpositionalobjekt

(27) Von den Folterungen läßt (*es) sich nicht einfach absehen.
Auf eine solche Gelegenheit läßt (*es) sich wirklich einmal anstoßen.
Mit Karl läßt (*es) sich gut auskommen.
Auf solchen Bedingungen läßt (*es) sich schwerlich bestehen.
Daran läßt (*es) sich jetzt noch gar nicht denken.
Auf diesen Vorschlag läßt (*es) sich nur unter gewissen Vorbehalten eingehen.
Nur gegen Tierquälerei läßt (*es) sich nachhaltig einschreiten.
In dieser Situation läßt (*es) sich an dem alten Vorschlag nicht länger festhalten.
Darüber läßt (*es) sich auch noch später nachdenken.
Darüber läßt (*es) sich streiten.
Damit läßt (*es) sich nicht leicht fertig werden.
An ihrer Sittsamkeit läßt (*es) sich schwerlich zweifeln.

Daß in Beispielen mit Präpositionalphrase wie

(28) Für dieses Ziel läßt (es) sich schon mal hart arbeiten.
Mit solchen Gedanken läßt (es) sich schlecht einschlafen.
Mit Karl läßt (es) sich angenehm leben.
Davon läßt (es) sich schlecht leben.
Auf glattem Boden läßt (es) sich gut tanzen.

ein *es* auftreten kann, führt Höhle darauf zurück, daß hier keine lexikalische Selektion der Präpositionalphrase vorliegt, d.h. sie ist nicht „idiosynkratisch mit dem Verb verbunden, wie es per Definition bei Objekten, insbesondere Präpositionalobjekten der Fall ist, sondern [kann] aufgrund allgemeiner Regularitäten in solchen Sätzen auftreten" (Höhle 1978: 63). Gegenbeispiele meines Korpus zeigen, daß nicht unbedingt die lexikalisch selegierte Präpositionalphrase das Vorkommen von *es* blockiert:

(14) Mit Bibel, Homer und Rosegger oder Reuter läßt es sich auskommen. (Musil 197)

(15) Von schneller Karriere läßt es sich nach zehn Jahren am Theater nicht unbedingt sprechen. (BF 46/97: 27)

In meinem Korpus wird *es* bei den Verben *auskommen* und *leben* gesetzt:

(29) Mit Karl läßt (*es) sich gut auskommen.
Mit Bibel, Homer und Rosegger oder Reuter läßt **es** sich auskommen.

(30) Von dem bißchen Geld läßt (es) sich nicht leben.
Mit Karl läßt (es) sich angenehm leben.
Mit einem „Zubrot", der Aufsichtratsgage von 25.000 Schilling im



Monat, läßt **es** sich auch abseits der Polit-Bühne [...] gut leben. (DGW 45/94: 9)
Verkleidet mit Jeans und T-Shirt, eingetaucht in den Jungbrunnen eines Wörterbuches — so läßt **es** sich leben, nach Feierabend. (GSGW 99)

Da neben dem nur vorfeldfähigen *es* sicher zwischen einem gesetzten und einem fakultativen mittelfeldfähigen *es* unterschieden werden muß, ist eine weitere Präzisierung des *es*-Vorkommens vorzunehmen. Hierzu sind noch weitere Untersuchungen notwendig, auch um angeben zu können, ob es sich beim gesetzten *es* um ein obligatorisches handelt. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt meiner Analyse läßt sich die Dreiteilung

- *es* ( nur im Vorfeld) + *läßt sich* + Infinitiv I
- (i) *es* (im Mittelfeld gesetzt) + *läßt sich* + Infinitiv I
  (ii) *es* (fakultativ im Mittelfeld) + *läßt sich* + Infinitiv I

nur auf Einzelverben[5] bezogen vornehmen.

(31) *es*-Vorkommen bezogen auf das Vollverb der *sich-lassen* Konstruktion

| gesetztes mittelfeldfähiges, korrespondenzfähiges *es* | fakultatives mittelfeldfähiges, korrespondenzfähiges *es* | ohne mittelfeldfähiges, korrespondenzfähiges *es* |
|---|---|---|
| a) intransitive Verben (*leben*) | a) intransitive Verben (*arbeiten, einschlafen, schwimmen, tanzen, heimisch werden*) | a) intransitive Verben (*experimentieren*) |
| b) Ø | b) Ø | b) intransitive Verben mit dativischer NP (*abhelfen, **begegnen, helfen, vertrauen, widersprechen, zustimmen***) |
| c) intransitive Verben mit präpositionaler NP (*sprechen, abschalten, aushalten, auskommen*) | c) intransitive Verben mit präpositionaler NP (*diskutieren, reden*) | c) intransitive Verben mit präpositionaler NP (***absehen, anstoßen, bestehen, denken, einschreiten, festhalten, nachdenken,** profitieren, protestieren, rekurrieren, **spaßen, verzichten, fertig werden, vernünftig wirtschaften, zweifeln***) |
| d) Ø | d) Ø | d) intransitiv gebrauchte transitive Verben (*essen, lesen*) |
| (unterstrichene Verben kommen mit unterschiedlicher *es*-Realisierung vor; ausschlaggebend für die Einordnung war letztlich das Vorkommen in meinem Korpus) | | (bei den fettgedruckten Verben hält Höhle (1978) das Fehlen von *es* für obligatorisch) |

5 Die aufgelisteten Verben entstammen meinem Korpus und der angegebenen Fachliteratur.

Zur weiteren Klassifizierung muß *es* auch im Zusammenhang mit den sogenannten unpersönlichen Verben bzw. mit dem sogenannten unpersönlichen Passiv gesehen werden. Im nächsten Abschnitt versuche ich zu beschreiben, daß *sich-lassen* Konstruktionen eine Mittelstellung zwischen diesen beiden Konstruktionen einnehmen.

## 2. ± *es* + *läßt sich* + Infinitiv I im Vergleich mit impersonalem *es* bei unpersönlichen Verben bzw. beim unpersönlichen Passiv

Ágel argumentiert dafür, das impersonale *es* als „Bestandteil des Allomorphs des Morphems ‚Singular 3. Person'" (Ágel 1994: 57) aufzufassen. Dies scheint ebenfalls gerechtfertigt vor dem Hintergrund der Analyse von Lenerz, der nachwies, daß semantisch subjektlos subkategorisierte Prädikate immer mehr syntaktisch ein Subjekt fordern (Lenerz 1985: 125-126; vgl. auch Eisenberg 1989: 194). Dabei vollzieht sich ein „syntaktischer Wandel": „Das ‚Topik-*es*' kann als ‚Subjekt-*es*' re-analysiert werden" (Lenerz 1985: 130), es zeigt sich also die Entwicklungstendenz von satzeinleitender Position über das Auftreten in satzeinleitender und fakultativer nicht-erster Position bis hin zum obligatorischen Vorkommen. Nach Lenerz (1985: 129-130, Beispiele auch dort) ergibt sich folgende Hierarchie:

- Subjekt mehr oder weniger obligatorisch bei semantisch nullwertigen Verben

  (Es regnet.)

- Verben fordern eine oder mehrere Objektergänzungen

  (Es graut ihm vor dir. Es überrascht dich, daß ...)

- Subjektstelle wird obligatorisch lexikalisch besetzt

  (Es ritten 3 Reiter zum Tor hinaus.)

- Subjektstelle ist überhaupt nicht generiert

  (Es darf gelacht werden.).

Lenerz belegt in seiner diachronen Betrachtung des *es*-Vorkommens, daß z.B. bei den Witterungsverben (z.B. *regnen*) im Mhd. *es* in Abhängigkeit vom Verb im Mittelfeld auftrat bzw. fehlte, die unpersönlichen Verben mit obliquem Kasus (z.B. *grauen*) im Mhd. noch durchweg ohne *es* verwendet wurden. Eine Erklärung gibt hier meiner Meinung nach die Grammatikalisierungstheorie. Grammatikalisierung ist ein Prozeß, der „zu mehr oder weniger weitgehendem Verlust der lexikalischen Bedeutung eines Lexems und gegebenenfalls zu dessen Eingliederung in eine schon bestehende Systematik funktional ähnlicher Ausdrucksformen führt" (Askedal



1997: 12). Diese funktional-semantischen Veränderung können mit morphosyntaktischen und frequentativen Änderungen verbunden sein. Grammatikalisierung bewegt sich in einem „Übergang von der *optionalen Selektion* eines Elements zu dessen *obligatorischer Kombination* im Rahmen eines Ausdrucksmusters" (Feilke 1996: 187, Hervorhebung im Original). Diese im diachronen Prozeß entstandenen komplexen Ausdrucksmuster sind synchron als Ausdrücke lexikalisiert, dieser Umstand veranlaßt Feilke von einem Lexikalisierungs-Grammatikalisierungs-Kontinuum zu sprechen, „Lexikalisierungsprozesse sind das Fundament und der Ausgangspunkt auch der Grammatikalisierung" (Feilke 1996: 188). Unter diesem Aspekt interpretiere ich auch das *es*-Vorkommen: Im Rahmen eines Grammatikalisierungsprozesses entwickelte und entwickelt sich das Lexem *es* mit ursprünglich referentiell konkreter Bedeutung zu einem semantisch abstrakten, grammatisch funktionalisierten Element. Das korrespondenzfähige *es* übernimmt die grammatische Funktion eines Subjektes. Dabei läßt sich eine Stufung der „Subjekthaftigkeit" von *es* gewissermaßen erkennen: Den niedrigsten Grad hat *es* dort, wo es lediglich Vorfeldfähigkeit besitzt wie in den Sätzen *Es liegt mir viel an deiner Meinung, Es wird getanzt, Es läßt sich damit nicht so leicht fertig werden.* Hier ist jedoch eine weitere Differenzierung notwendig, denn während *es* in *Es wird getanzt* und *Es liegt mir viel an deiner Meinung* nicht in der Wackernagel-Position *Du weißt, daß *es getanzt wird, Du weißt, daß *es mir viel an deiner Meinung liegt* stehen kann, ist dies bei der *sich-lassen*-Konstruktion durchaus möglich *Du weißt, daß es sich damit nicht so leicht fertig werden läßt.* Der Grad der „Subjekthaftigkeit" von *es* ist also höher (Stufe 1b) als bei den beiden anderen Sätzen (Stufe 1a), obwohl auch diese *sich-lassen* Konstruktion — wahrscheinlich aus semantisch-pragmatischen Gründen — überwiegend mit anderer Vorfeldbesetzung realisiert wird. Die fakultative Verwendung von *es* im Mittelfeld ist die nächsthöhere Stufe der „es-Subjekthaftigkeit" (Stufe 2), sie stellt eine Übergangszone zum obligatorischen Gebrauch dar (Stufe 3). Dies erklärt auch Sätze wie *dort läßt (es) sich besser leben* (Höhle 1978: 62, der das Vorkommen von *es* in diesen Sätzen als „eigentümlich" und nicht erklärbar charakterisiert), die in meinem Korpus **nur** mit *es* aufscheinen:

(32) Mit einem „Zubrot" [...] läßt **es** sich auch abseits der Polit-Bühne [...] gut leben.
Verkleidet mit Jeans und T-Shirt, [...] — so läßt **es** sich leben, nach Feierabend.

Hier zeigt sich recht deutlich die Regularität, daß im Deutschen die Verben/Prädikate danach streben, die Position des Erstaktanten bei subjektlosen Strukturen zu besetzen.

Durch die Änderung der Basisperspektivierung[6] mittels *sich lassen* verändern sich die Valenzpotenz und Valenzrealisierungsverhältnisse[7] des bei der Konstruktion erscheinenden Vollverbs. Die makrovalenzielle Realisierung des Erstaktanten bei intransitiven Verben ist blockiert, was zur Subjektlosigkeit dieser Strukturen führt. Gemäß der oben genannten Regularitätsregel für das Subjekt erfolgt eine Makrorealisierung des Erstaktanten in Form von *es*, wobei sich eine zunehmende Grammatikalisierung von *es* bei diesen Konstruktionen (vgl. Stufen 1-3) bemerkbar macht. Diese Regel möchte ich als **strukturelle Subkategorisierungsregel** bezeichnen. In Anlehnung an Eisenberg (1989) kommt dem *es* bei intransitiven Verben die Funktion zu, (a) die Satzstruktur zu kanonisieren (d.h. **jedes** Verb/Prädikat **kann** ein Subjekt realisieren) und (b) das Vorkommen des finiten Verbs in der zweiten Position, d.h. die „Zweigliedrigkeit als Minimalstruktur des deutschen Satzes" (Buscha 1988: 31) zu sichern (die Reihenfolge zu kanonisieren). Damit ist zugleich verbunden, daß ich nicht von einem *es*-Wegfall spreche, sondern von einer *es*-Erweiterung. Zusammenfassend lassen sich also folgende Grammatikalisierungs-Stufen/Grade der *es*-Subjekthaftigkeit festhalten:

1. Stufe: Vorfeldfähigkeit + Finitumkorrespondenz

(1a) *es* steht nicht in der Wackernagel-Position (verschiedene unpersönliche Verben, unpersönliches Passiv)

(33) Es liegt mir an deiner Meinung.
Es war mir in der dunklen Wohnung recht komisch zumute.
Es wird getanzt.

(1b) *es* kann in der Wackernagel-Position stehen

6 Ich gehe von einer im Lexikoneintrag konventionierten Perspektiviertheit jedes relationalen Zeichens — somit auch jedes Verbs —, die ich Basisperspektierung nennen möchte, aus. Dabei schließe ich mich der Annahme Welkes (1994) an, daß im Lexikon die aktivische Perspektivierung (als Basisperspektivierung) festgehalten ist. Der Sprecher kann nun u.a. mittels verschiedener grammatischer Mittel eine Umperspektivierung dieser Basisperspektive vornehmen.

7 Valenzpotenz ist die Prädeterminierung der zu realisierenden grammatischen Struktur, aus der Formen und Typen der grammatischen Realisierung, die Valenzrealisierung, unmittelbar abgeleitet werden können. Bei der Valenzrealisierung ist zwischen Mikrovalenz/Mikroebene (Valenzrealisierung der morphologischen Aktanten) und Makrovalenz/Makroebene (Valenzrealisierung der syntaktischen Aktanten) zu unterscheiden. Auf beiden Ebenen realisierte Aktanten (im Deutschen z.B. ist dies der Erstaktant, im Ungarischen dagegen sind dies der Erst- und Zweitaktant) werden als Zwei-Ebenen-Aktanten bezeichnet. Im Deutschen werden Verbergänzungen in Form von Personalpronomen in der Regel makrovalenziell realisiert, in anderen Sprachen, wie z.B. dem Ungarischen, erfolgt deren Realisierung meist mikrovalenziell, d.h. morphologisch (durch Affixe am Verb) (vgl. Ágel 1994). Vater (1995: 152) betont, daß hier das Zusammenwirken von Syntax und Morphologie deutlich werde, indem Valenz alternativ syntaktisch und morphologisch realisiert werde: „(Syntaktische) Proformen und (morphologische) Verb-Affixe erweisen sich als alternative Mittel der Valenzrealisierung".



(34) Du weißt, daß es sich damit nicht so leicht fertig werden läßt.

2. Stufe: Vorfeldfähigkeit + fakultative Verwendung im Mittelfeld + Finitumkorrespondenz

(35) Mir graut (es) vor den Prüfungen.
Mich friert (es).
Hier läßt (es) sich angenehm leben.
Dort läßt (es) sich wunderbar schwimmen.
Mit ihm läßt (es) sich toll diskutieren.

3. Stufe: obligatorischer *es*-Gebrauch + Finitumkorrespondenz

(36) Heute blitzte es mehrmals.
Mit ihr läßt es sich nicht aushalten. (Mit ihr läßt's sich nicht aushalten.)[8]

## 3. *Es*-Vorkommen bei mehrwertigen intransitiven Verben

Hinsichtlich der bei der *sich-lassen*-Konstruktion vorkommenden Vollverben lassen sich folgende Gruppen unterscheiden [vgl. (31)]:

a) intransitive Verben (In dieser Schule läßt es sich angenehm arbeiten.)
b) intransitive Verben mit dativischer NP (Dem läßt sich nicht mehr helfen.)
c) intransitive Verben mit präpositionaler NP (Daran läßt sich schwerlich zweifeln.)
d) intransitiv gebrauchte transitive Verben (Dort läßt sich gut lesen.)

Bei mehrwertigen intransitiven Verben ist durch die Vorfeldfähigkeit des Zweitaktanten eine Möglichkeit der Kanonisierung der Reihenfolge gegeben, woraus sich die von Höhle festgestellte Eigentümlichkeit erklärt, daß in Sätzen mit intransitiven Verben, die eine dativische oder präpositionale NP bei sich haben, kein *es* steht (meine Belege bestätigen die Grundsätzlichkeit dieser Annahme nicht — dies hängt meiner Ansicht nach mit dem Grad der Grammatikalisierung, der Stufe der Subjekthaftigkeit von *es* bei dem jeweiligen Vollverb zusammen):

(37) Daran läßt sich nicht zweifeln.
Damit läßt sich nicht spaßen.
Damit läßt sich nicht so einfach fertig werden.
Dem läßt sich abhelfen.
Mit ihm läßt (es) sich toll diskutieren.
Darüber läßt (es) sich heute schon leichter reden.

8 Eine Untersuchung der klitisierten Formen steht noch aus. Interessant ist, daß *es* sowohl an das finite Verb als auch an *sich* gehängt werden kann:

Mit ihr läßt's sich nicht aushalten. — Mit ihr läßt sich's nicht aushalten.

Da *es* eine strukturelle, semantisch leere Valenzrealisierung ist, läßt sich eine andere Erscheinung beobachten, nämlich die Makrorealisierung eines lokalen oder instrumentalen Aktanten, der häufig eine implizite Entität[9] darstellt:

(38) Es läßt sich gut schreiben mit diesem Bleistift. (VATER 1988: 405)
Es läßt sich in diesem Land leben.
In einem solchen Betrieb/Kollektiv/Team läßt (es) sich arbeiten.
In einer solchen Umgebung läßt (es) sich schnell heimisch werden.

Derartige Konstruktionen existieren nur im Deutschen (vgl. VATER 1988: 405). Daneben treten aber noch andere Adverbialia in Erscheinung.

## 4. Zu den Adverbialia bei Konstruktionen mit ± *es* + *läßt sich* + Infinitiv I

Die Adverbialia, die bei Konstruktionen mit ± *es* + *läßt sich* + Infinitiv I, die ich im weiteren *(es)* + *läßt* + *sich* Konstruktionen nennen möchte, auftreten können, ermöglichen ein zusätzliche Untergliederung. Nedjalkov (1976) unterscheidet ***situative*** und ***wertende*** Bestimmungen. Situative Adverbialia ordnen den im Satz dargestellten Sachverhalt in unterschiedliche Zusammenhänge ein, z.B. lokale (*Hier* läßt sich's aushalten.); temporale (*Damals* ließ sich's mit ihr nicht aushalten.); komitative (*Mit ihr* läßt es sich leben.); instrumentale (*Mit diesem Kugelschreiber* läßt sich gut schreiben.). Diese Konstruktion bezeichne ich als ***(es)* + *läßt* + *sich* Konstruktionen + situative Abverbialia**. Ähnlichkeiten lassen sich bei den intransitiv gebrauchten transitiven Verben (die jedoch in derartigen Konstruktionen kaum vertreten zu sein scheinen) feststellen:

(39) Dort läßt sich gut lesen/essen.

Die *(es)* + *läßt* + *sich* Konstruktion besitzt eine Eigensemantik. Sie drückt Modalität, d.h. *Possibilität*, aus. Für ein implizit vorhandenes Agens[10] ist der Vorgang/das Geschehen unter bestimmten Bedingungen

9 Unter dem Begriff *implizite Entität* verstehe ich in Anlehnung an Leirbukt (1997: 55), daß man bei verschiedenen Verben „eine in der Verbbedeutung implizierte, keiner eigenen Konstituente zugeordnete Entität annehmen [kann], die nicht nur durch instrumentale, sondern auch durch andersartige Elemente aktualisierbar ist: *jmdm. die Überstunden mit einem Scheck über 500 Mark/gut bezahlen*".

10 In dieser Konstruktion ist die semantische Rolle *Agens* mitbedeutet und somit mitzuverstehen, nur in wenigen Fällen scheint der Sprachbenutzer Agens-Nennung vorzunehmen, wahrscheinlich immer dann, wenn es ihm darum geht, eine von *man* abweichende Personengruppe zu kennzeichnen, dabei scheinen folgende Agens-Anschlüsse möglich zu sein:

· Agensanschluß mit ***für***: Das Substantiv bzw. Pronomen in der *für*-Phrase kann in Sätzen, die einen potentiellen Handlungs- oder Geschehensvollzug angeben, als „potentieller Geschehensträger" (SCHRÖDER 1986: 112) verstanden werden [Beispiele stammen von Höhle (1978) und sie scheinen ihm einwandfrei]

dort ließ es sich für alle aushalten
in dem Waldsee läßt (es) sich für geübte Schwimmer wunderbar schwimmen
für mich läßt sich darauf leicht verzichten
für einen friedlichen Menschen läßt sich mit Karl gut auskommen

Daneben besteht aber auch eine breite Zone der Unsicherheit, **zweifelhaft** findet Höhle (1978: 64) Beispiele wie

für einen Erwachsenen läßt sich davon schlecht leben
an ihrer Sittsamkeit läßt sich für keinen zweifeln
dieser Bedrohung läßt sich für uns mit x begegnen.

Agensanschluß mit ***unter***:

unter Freunden läßt sich immer offen über alles sprechen.



realisierbar bzw. nicht realisierbar. Dabei hängt die Realisierbarkeit von der „Natur bzw. Beschaffenheit" des Vorganges ab, d.h. der Vorgang/das Geschehen an und für sich ermöglicht eine Handlung von außen. Die implizit enthaltene Möglichkeit der Ausführung einer Handlung braucht bei Transformation in einen Passiv- bzw. Aktivsatz das lexikalische Element (Modalverb *können*):

(40) Dem läßt sich (schnell) abhelfen.
Dem kann (schnell) abgeholfen werden.
Man kann dem (schnell) abhelfen./Dem kann man abhelfen.
Bei diesem Wetter läßt es sich dort aushalten.
Bei diesem Wetter kann man es dort aushalten.
Damit läßt sich auch nach Jahren nicht leicht fertig werden.
Damit kann man auch nach Jahren nicht leicht fertig werden.

Sollte ein Zweitaktant vorhanden sein, dann weist die *(es)* + *läßt* + *sich* Konstruktion ihm bestimmte Eigenschaften zu (z.B. *In diesem Land läßt es sich sehr angenehm leben.*). In Anlehnung an Kolb (1979)[11] bezieht sich die durch die *sich-lassen*-Konstruktion ausgedrückte Modalität „stärker und eindeutiger auf die Natur" des Geschehens bzw. Zweitaktanten, von dem die Rede ist, „als auf das Vermögen dessen, der [damit] zu tun hat" (vgl. KOLB 1979: 280). Auch wenn die Bezugsstelle des Agens unbesetzt bleiben kann, so wird die entsprechende Bezugsstelle mitbedeutet, d.h. die semantische Rolle Agens ist im dargestellten Sachverhalt mitzuverstehen — im Fall dieser subjektlosen *sich-lassen*-Konstruktionen bzw. *sich-lassen*-Konstruktionen mit *es* als Erstaktanten handelt es sich um die Vorstellung einer allgemeinen humanen Entität (z.B. *man*). Dieses Mitverstehen des Agens bei Nicht-Nennung des Agens findet sich auch beim Passiv (vgl. MODE 1994).

Die durch die Konstruktion ausgedrückte Modalität wird häufig durch Bestimmungen ergänzt, die den Grad der Ausführbarkeit eines Vorganges, d.h. den Schwierigkeitsgrad, unter dem er ausgeführt oder nicht ausgeführt werden kann, kennzeichnen. Nedjalkov verwendet dafür die Be-

11 Kolb (1979) bezieht sich in seinem Beitrag jedoch auf *sich-lassen*-Konstruktionen mit Sachsubjekt.

zeichnung wertende Bestimmungen. In der neueren Forschung findet sich die Bezeichnung „Modalität graduierende Adverbialia", das sind Adverbialia, die „die Zugänglichkeit der ausgedrückten modalen Relation" (vgl. ZIFONUN/HOFFMANN/STRECKER 1997: 1856) graduieren (wie *hart, leicht, schwer, schlecht, ohne Schwierigkeiten, leichten Herzens* usw.). Solche Konstruktionen möchte ich als ***(es) + läßt + sich* Konstruktion + modalitätsgraduierende Adverbialia** bezeichnen, z.B.:

(41) Auf diese Fragen ließ sich im Rahmen seines kurzen Referates **schwer** eingehen.
Hier läßt es sich einfach **nicht** leben.
Auf dem weißen Rund meiner Trommel läßt sich **schlecht** experimentieren.

Außerdem können qualifizierende *Adverbialia (angenehm, besser, elegant, gut, genau, schnell, vernünftig* usw.) auftreten, derartige Konstruktionen nenne ich ***(es) + läßt + sich* Konstruktion + qualifizierende Adverbialia**, z.B.:

(42) **Vernünftig** wirtschaften läßt sich aber schon durch die kluge Wahl beim Einkauf.
In Budapest läßt es sich **angenehmer/bequemer/besser** leben als in anderen Städten des Landes.
Bekanntlich läßt sich über sinnvolle Maßnahmen im Zusammenhang mit der weltweiten Bevölkerungsentwicklung **trefflich** streiten.

## 5. Zusammenfassung

1. Zunächt muß festgestellt werden, daß *(es) + läßt + sich* Konstruktionen noch relativ wenig in der Fachliteratur einer Analyse unterzogen worden sind. Die in diesem Abschnitt analysierten Konstruktionen lassen sich vorwiegend mit intransitiven Verben bilden. Dabei bewirkt *(es) + läßt + sich* eine Reduktion der Wertigkeit des Vollverbs. Diese Änderung der Valenz(potenz) ist mit einer Änderung der Valenzrealisierung verbunden. Der Erstaktant kann nicht mehr makrovalenziell realisiert werden. Dies findet seinen Ausdruck in den häufig vorkommenden subjektlosen *läßt + sich* Konstruktionen. Die Neigung der Verben, einen Erstaktanten zu binden (= strukturelle Subkategorisierungsregel) bewirkt das Auftreten von *es* als Subjekt.
2. *Es* ist die markrovalenzielle Realisierung des Erstaktanten. Da *es* kein einheitliches Auftreten bei diesen Konstruktionen zeigt, ist von unterschiedlichen Stufen der Subjekthaftigkeit von *es* auszugehen.
3. Zur Kanonisierung der Reihenfolge dient bei einigen Strukturen die makrovalenzielle Realisierung impliziter lokaler oder instrumentaler Aktanten.



4. *(es) + läßt + sich* Konstruktionen besitzen eine modale Eigensemantik. Diese Modalität bezieht im Vergleich zum *werden*-Passiv sich nicht auf die Fähigkeit des Agens, auf dessen Vermögen eine Handlung auszuführen, sondern auf die Natur oder Beschaffenheit des Vorganges, ob dieser einer von außen her wirkenden Kraft die Ausführung ermöglicht bzw. nicht ermöglicht. Die Adverbialia, die bei *(es) + läßt + sich* Konstruktionen auftreten können, ermöglichen eine zusätzliche Untergliederung in *(es) + läßt + sich* Konstruktionen + situative Abverbialia, *(es) + läßt + sich* Konstruktion + modalitätsgraduierende Adverbialia, *(es) + läßt + sich* Konstruktion + qualifizierende Adverbialia.
5. In der Regel wird das Agens bei diesen Konstruktionen mitbedeutet und mitverstanden. Dies spiegelt sich — vergleichbar mit dem unpersönlichen *werden*-Passiv — in der Neigung dieser Konstruktionen, das Agens nicht zu nennen. (Agensanschluß ist in diesen Konstruktionen in beschränktem Maße jedoch möglich. Allerdings treten andere präpositionale Phrasen als im *werden*-Passiv in Erscheinung, z.B. *für-*, *unter*-Phrasen.)

## Quellen

Zeitungen, Zeitschriften:

DGW — Die ganze Woche; BFa — Burgenländische Freiheit; BF — Bild der Frau; Profil; tvmedia; Kurier

Belletristik, Sachbücher:

DB — Döblin, A.: Berlin Alexanderplatz. Deutscher Taschenbuchverlag München 1990 (29. Auflage).

Grass — Grass, G.: Die Blechtrommel Danzinger Triologie 1. Sammlung Luchterhand. Frankfurt a.M. 1974

Musil — Musil, R.: Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes Buch. Rowohlt 1988.

GSGW — Glück, H. /Sauer, W. W. (1997): Gegenwartsdeutsch. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler (= Sammlung Metzler 252).

OL — Leirbukt, Oddleif (1997): Untersuchungen zum *bekommen*-Passiv im heutigen Deutsch. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germansitische Linguistik 177)

## Literaturverzeichnis

ÁGEL, VILMOS 1994: *Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz*. Arbeitspapier Nr. 20. (Neue Folge). Institut f. Sprachwissenschaft der Universität zu Köln.

AMRHEIN, JÜRGEN 1995: *Valenztheoretische Aspekte der Auxiliarisierung*. Die Grammatikalisierung des *werden*-Passivs und der Agensanschluß mit *von*. — In: MÁDL, ANTAL; SCHMITT, WOLFGANG (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1995. Budapest; Bonn, S. 85-108.

ASKEDAL, JOHN OLE 1990: *Zur syntaktischen und referentiell-semantischen Typisierung der deutschen Pronominalform es*. — In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, S. 213-225.

ASKEDAL, JOHN OLE 1997: *drohen und versprechen als sogenannte „Modalitätsverben" in der deutschen Gegenwartssprache*. — In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, S. 12-19.

BRINKER, KLAUS 1969: *Zum Problem der angeblich passivnahen Reflexivkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache*. — In: *Muttersprache* 1, S. 1-11.

BRINKER, KLAUS 1990: *Aktiv und Passiv in der deutschen Sprache der Gegenwart*. — In: *Muttersprache* 100, S. 116-127.

BUSCHA, JOACHIM 1988: *Die Funktionen der Personalform ES*. — In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, S. 27-33.

EISENBERG, PETER 1989: *Grundriß der deutschen Grammatik*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.

ENGEL, ULRICH 1992: *Deutsche Grammatik*. 2. Aufl. Heidelberg; Budapest: Múzsák Kiadó.

FEILKE, HELMUTH 1996: *Sprache als soziale Gestalt*. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

HELBIG, GERHARD; BUSCHA, JOACHIM 1984: *Deutsche Grammatik*. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 8. Aufl. Leipzig: Enzyklopädie.

HÖHLE, TILMAN N. 1978: *Lexikalistische Syntax*. Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Linguistische Arbeiten 67).

KOLB, HERBERT 1979: *Das verkleidete Passiv*. — In: BRAUN, PETER (Hg.): *Deutsche Gegenwartssprache*. Entwicklungen. Entwürfe. Diskussionen. München: Fink. S. 265-295.

LENERZ, JÜRGEN 1985: *Zur Theorie syntaktischen Wandels: das expletive es in der Geschichte des Deuschen*. — In: ABRAHAM, WERNER (Hg.): *Erklärende Syntax des Deutschen*. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 25). S. 99-136.

LEIRBUKT, ODDLEIF 1997: *Untersuchungen zum bekommen-Passiv im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 177).

MARX-MOYSE, JANINE 1987: *Das Gefüge ‚lässt + sich + Infinitiv' in Verbindung mit einem Subjektsatz*. — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 15, S. 190-208.

MODE, DONATIEN 1994: *Verborgenes im Passivsatz*. — In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, S. 227-231.

NEDJALKOV, VLADIMIR P. 1976: *Kausativkonstruktionen*. Studien zur deutschen Grammatik. Bd. 4. Tübingen: Narr.

VON POLENZ, PETER 1988: *Deutsche Satzsemantik*. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. 2. Aufl. Berlin; New York: de Gruyter.

ROTTLUFF, ANGELA 1982: *Zum Verhältnis von werden-Passiv und der lassen + sich + Infinitiv-Fügung als Passivsynonym in eingebetteten Sätzen*. — In: *Deutsch als Fremdsprache* 6, S. 335-341.

SCHRÖDER, JOCHEN 1986: *Lexikon deutscher Präpositionen*. Leipzig: Enzyklopädie.

VATER, HEINZ 1988: *Mittelkonstruktionen im Englischen, Dänischen und Deutschen*. — In: MRAZOVIC, PAVICA; TEUBERT, WOLFGANG (Hg.): *Valenzen im Kontrast*. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg: Julius Groos, S. 398-417.

VATER, HEINZ 1995: *Valenzpotenz und Valenzrealisierung im Deutschen*. — In: MÁDL, ANTAL; SCHMITT, WOLFGANG (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1995. Budapest; Bonn, S. 143-165.

WELKE, KLAUS M. 1988: *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie*. Leipzig: Bibliographisches Institut.

WELKE, KLAUS M. 1994: *Thematische Relationen*. Sind thematische Relationen semantisch, syntaktisch oder/und pragmatisch zu definieren? — In: *Deutsche Sprache* 1, S. 1-18.

ZIFONUN, GISELA 1995: *Minimalia grammaticalia: Das nicht-phorische es als Prüfstein grammatischer Theoriebildung*. — In: *Deutsche Sprache* 1, S. 39-60.

ZIFONUN, GISELA; HOFFMANN, LUDGER; STRECKER, BRUNO u.a. 1997: *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 1; Bd. 2; Bd. 3. Berlin; New York: de Gruyter (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache Bd. 7.1; 7.2; 7.3).

*Attila Péteri (Budapest)*

# Theoretische Überlegungen zu einer semantischen Beschreibung der Abtönungspartikeln

## 0. Vorbemerkungen

Seit der Veröffentlichung der umfangreichen Arbeit von Weydt (1969) über die Abtönungspartikeln (oder Modalpartikeln; im weiteren AP) geraten diese kleinen Wörtchen immer mehr ins Blickfeld der linguistischen Forschung. Unter den zahlreichen Beiträgen spielen die kontrastiven Untersuchungen eine besondere Rolle. Eines der Hauptprobleme dieser Untersuchungen besteht darin, AP in anderen Sprachen abzugrenzen und zu beschreiben bzw. ein angemessenes tertium comparationis für den Vergleich der AP in genetisch nicht verwandten und auch typologisch voneinander entfernten Sprachen zu finden.[1]

Im vorliegenden Aufsatz wird der Versuch unternommen, ein Modell für die Abgrenzung und Beschreibung der AP auf semantischer Basis zu schaffen. Dabei gehe ich von der Beobachtung der deutschen AP aus, bemühe aber mich um die Beschreibung ihrer Semantik auf einer hohen Abstraktionsebene, die auch einen konfontativen Vergleich der AP in typologisch unterschiedlichen Sprachen ermöglicht.

Im ersten Schritt wird die traditionelle merkmalsemantische Methode der Bedeutungsbeschreibung einer Kritik unterzogen. Anschließend wird vorgeschlagen, die Semantik der deutschen AP in einem sprechakttheoretischen Modell zu erfassen. Das aufgebaute Modell dient heuristischen Zwecken, ermöglicht die konfrontative Untersuchung von AP auch in typologisch unterschiedlichen Sprachen. Anschließend wird gezeigt, daß das Modell mit den neuesten Forschungen über die Grammatikalisierung der AP kompatibel ist.

1 Ein konfrontativer Vergleich scheint nur in genetisch miteinander verwandten Sprachen relativ unproblematisch zu sein. So kann z.B. Heinrichs (1981) AP im Deutschen und im Schwedischen mit Hilfe gleicher syntaktischer Kriterien abgrenzen. Andere Forscher versuchen Übersetzungsäquivalente für die deutschen AP in einer anderen Sprache zu finden, diese Untersuchungen münden aber leicht ins Uferlose, da AP oft in jedem Kontext anders übersetzt werden können. Mit diesem Problem wurde ich in deutsch-ungarischer Relation selber konfrontiert (vgl. PÉTERI 1993).

## 1. Verfügen AP über eine Bedeutung?

Im Gegensatz zu Lieb (1977), der den AP keine eigene Bedeutung zuschrieb, sondern eine nur im Kontext interpretierbare Funktion, vertritt Weydt (1977) die Auffassung, daß das Sprachzeichen, das auch als AP auftreten kann, eine Bedeutung trage und daß bei den AP und bei den sog. Homophonen eine erkennbare gemeinsame Komponente, eine abstrakte Gesamtbedeutung vorliege. Nur damit könne man erklären, „warum Kinder beim Lernen und auch Erwachsene Wörter wie *eigentlich*, *doch*, *ja*, in Sätzen, Satztypen, Kontexten verwenden, in denen sie sie noch nie gehört haben" (Weydt 1977: 223). Helbig (1988) unterscheidet bei den AP mehrere kontextgebundene Einzelbedeutungen, zieht in die Bedeutungserklärungen der einzelnen Partikeln weitgehend Situationselemente ein. Dem Sprachzeichen schreibt er aber eine abstrakte Gesamtbedeutung zu. Weydt/Hentschel (1983) geben einer AP jeweils eine Bedeutung, die nach dem Satzmodus variieren kann. Auch im Falle der Homonyme ermitteln sie eine „übergreifende Bedeutung".

In den 90er Jahren wird die sog. „bedeutungsminimalistische Position" immer stärker vertreten. Sie heißt, „möglichst wenige Bedeutungen einer Partikel anzunehmen und streng darauf zu achten, aus welchen grammatischen oder pragmatischen Komponenten und aus welchem Zusammenspiel dieser Komponenten ein bestimmter Bedeutungseffekt abzuleiten ist" (Meibauer 1993: 128). Abraham (1995: 127) plädiert für die Ableitbarkeit der AP-Bedeutung aus der Bedeutung des „Vorpartikelhomonyms" vor allem aus diachronen Gründen: Die Loslösung der AP-Bedeutung von der Bedeutung des Spenderlexems im Grammatikalisierungsprozeß könne noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden.

## 2. Beschreibung der AP-Bedeutungen: die Merkmalsemantik als Grundlage

### 2.1. Merkmalsemantische AP-Beschreibungen

In den Arbeiten, in denen die Bedeutung einzelner AP beschrieben wird, verfährt man oft mit den Mitteln der Merkmalsemantik. Thurmair geht in ihrer Analyse davon aus, daß „jede Modalpartikel in allen Kontexten eine einzige Bedeutung hat" (Thurmair 1989: 98). Diese könne mit Merkmalen bzw. Bündeln von Merkmalen beschrieben werden, diese Merkmale seien theoretische Konstrukte und stellten eine Metasprache dar.

Sie arbeitet mit einem umfangreichen Corpus und findet im allgemeinen ein oder zwei Bedeutungsmerkmale, die in fast allen Belegen nachzuweisen sind. Diese werden die Bedeutung der gegebenen Modalpartikel genannt. Die Variationen in der Bedeutung werden mit dem Zusammenspiel von AP und Satzmodus beschrieben. In allen Fällen wird jedoch die konkrete, im Satzzusammenhang erkennbare Bedeutung von dem als



Ausgangspunkt beschriebenen Merkmalbündel abgeleitet. Am Ende der Analyse werden die AP-Bedeutungen sowie die verwendeten Merkmale auch tabellarisch zusammengefaßt (S. 200). Die Merkmale werden nach ihrem Bezugsbereich in vier Gruppen geordnet: Die erste Gruppe bezieht sich auf die Bewertung der Proposition, die zweite auf die Illokution, die dritte auf den Partner, die vierte auf die Vorgängeräußerungen. Die Proposition könne z.B. mit Hilfe von AP als bekannt, evident, erwartet usw. bewertet werden. Die Illokution werde durch AP verstärkt oder abgeschwächt. Das Vorhandensein eines Merkmals wird in der Tabelle mit „+" markiert. Statt „+" steht jedoch in einigen Fällen „S" oder „H". *Eben* und *einfach* werden z.B. beide mit dem Merkmal <EVIDENT> beschrieben, mit ihnen werde also die Proposition als evident bewertet, im Falle von *eben* jedoch als für den Hörer, im Falle von *einfach* für den Sprecher evident ($<\text{EVIDENT}>_H$ vs. $<\text{EVIDENT}>_S$).

Ähnlich verfährt auch Weinrich (1993). Er schreibt den AP z.B. folgende Bedeutungsmerkmale zu:

| | |
|---|---|
| *ja* | <BEKANNT> |
| *eben, halt* | <ERWARTUNG> |
| *wohl, schon* | <EINSCHRÄNKUNG> |
| *denn* | <RELIEF> |
| *etwa* | <ÜBERRASCHUNG> |
| *mir* | <INTERESSE> + <SPRECHER> |

So anschaulich und überzeugend diese aufgeführten Merkmalanalysen auch sind, müssen wir hier doch auf einige theoretische Probleme dieser Methode zu sprechen kommen:

a. Die Merkmallisten enthalten ziemlich heterogene Merkmale. Weinrich benutzt z.B. die Merkmale <SPRECHER>, <RELIEF>, oder <EINSCHRÄNKUNG> und <ÜBERRASCHUNG> nebeneinander. Es stellt sich die Frage, wie sie sich zueinander verhalten. Das Merkmal <EINSCHRÄNKUNG> soll sich auf einen bestimmten Inhalt, auf die Gültigkeit eines Sachverhaltes, also auf die Proposition der Äußerung beziehen. Der Bezugsbereich von <ÜBERRASCHUNG> ist aber wahrscheinlich eine Person, der von <RELIEF> die Stelle der Frage in der Situation, während <SPRECHER> keinen derartigen Bezugsbereich hat, weil der Sprecher eine selbständige Größe ist. Auch die Thurmairschen Merkmale stellen kein homogenes System dar.[2] Der

2 Wahrscheinlich liegt dies auch nicht im Bereich des Möglichen. Auch Abraham (1995: 125) vertritt die Meinung, daß sich AP-Funktionen nicht streng systematisieren lassen, da AP durch Grammatikalisierung zustande kamen und unterschiedliche Grade im Grammatikalisierungsprozeß aufweisen. Es geht hier nicht um die Kritik der Thurmair'schen Beschreibung, sondern um die (Nicht-)Anwendbarkeit strukturalistischer Beschreibungsverfahren auf AP-Bedeutungen.

Hörer ist z.B. zweimal aufgenommen, einmal auf der vertikalen Achse der Tabelle und einmal innerhalb der Tabelle.

**b.** In diesen Arbeiten wird die merkmalsemantische Beschreibung nicht in eine allgemeine Theorie über die Bedeutung der AP eingebettet. Unklar bleibt durch dieses Verfahren, was das Gemeinsame, das Besondere in den AP-Bedeutungen ist, wodurch sich ihre Semantik von anderen Wortbedeutungen unterscheidet.

**c.** Mit Hilfe der Merkmale kann man nicht erklären, warum AP an bestimmte Situationen gebunden sind, warum sie eher für die gesprochene Sprache charakteristisch sind. Offensichtlich beeinflussen AP auch den Kontakt zwischen Sprecher und Hörer, diese besondere Wirkung bleibt aber in der Merkmalanalyse unberücksichtigt.

## 2.2. Allgemeine Kritik der Merkmalsemantik

Die semantische Merkmalanalyse wird in den linguistischen Diskussionen nicht nur im Zusammenhang mit der Beschreibung der AP, sondern auch im allgemeinen einer Kritik unterworfen. Wir müssen hier zwei kritische Punkte erwähnen: ihre zu statische Konzeption sowie ihre Fixiertheit auf die Darstellungsebene der Sprache.

Die statische Konzeption der Mermalsemantik wird bei Wolski (1980) im Zusammenhang mit der Wohl- und Schlechtbestimmtheit der Sprache behandelt. Die strukturalistischen Forschungsrichtungen setzten nach Ansicht des Verfassers die Wohlbestimmtheit des sprachlichen Systems voraus, derzufolge die Sprache mit Hilfe eines logisch aufgebauten, einwandfreien und übersichtlichen Modells beschreibbar sei. Damit „wird an Eigenschaften natürlicher Sprachen vorbeidefiniert, die wesentlicher sind als die, die im Sinne solcher Theorien eine Analogiebeziehung zwischen Modell und Modelloriginal begründen" (Wolski 1980: 35).[3]

In der Merkmalsemantik handele es sich eigentlich um die Erklärung der Bedeutung eines Sprachzeichens mit anderen Zeichen der gleichen Sprache. Wolski bezweifelt aber, daß die in der Fachliteratur ermittelten Merkmale dadurch, daß sie z.B. in Spitzenklammern gesetzt werden, aus dem Wortschatz der Alltagssprache herausgenommen werden können und somit eine systematische Metasprache darstellen. Die Zeichen, die für die semantischen Merkmale benutzt werden, bleiben weiter Bestandteile der gleichen Sprache, verwirklichen also keine „Außenperspektive", sondern

3 Im Gegensatz zum Gleichnis von Saussure, in dem die Sprache einem Schachspiel ähnlich sei, vergleicht Wolski die Sprache mit dem Fußball. Auch im Fußball gebe es Regeln, auch dort existieren Konventionen, Normen etc. Im Schachspiel sei aber alles bis zu den kleinsten Details geregelt, der Spieler könne bei jedem Zug nur aus einer bestimmten (wenn auch ziemlich großen) Anzahl von Möglichkeiten wählen. Der Fußballspieler entscheide dagegen individuell, was er mache, er habe potentiell unendlich viele Möglichkeiten, unter denen er wählen könne, nur dürfe er bestimmte Regeln nicht verletzen.



nur eine „Innenperspektive", die Betrachtung und Beschreibung einer Sprache mit ihren eigenen Möglichkeiten und innerhalb ihrer eigenen Grenzen. Und da die Sprache nach Wolski kein wohl-, sondern ein schlechtdefiniertes System darstellt, kann eine derartige Beschreibung auch keinen Anspruch auf Wohldefiniertheit, auf naturwissenschaftliche Exaktheit und mathematische Logizität erheben.

Ein anderes Problem der Merkmalsemantik liegt in ihrer Fixiertheit auf die Darstellungsebene. Dieses Problem wird explizit in einem Aufsatz von Hermanns (1995) angesprochen. Ausgehend vom Bühlerschen Modell meint der Verfasser, die drei Funktionen der sprachlichen Zeichen hingen mit drei Dimensionen der lexikalischen Semantik, nämlich mit *Denken* (*Kognition*), *Fühlen* (*Emotion*) und *Wollen* (*Intention*) zusammen. Dementsprechend gebe es lexikalisierte Emotionen und auch lexikalisierte Intentionen. Man könne Emotionen behaupten, diagnostisch benennen, dies wäre aber anders, als sie eben als Emotionen auszudrücken. Wenn ein Sprecher ein Kleinkind mit dem Wort *goldig* charakterisiert, sage er damit wenig vom Kind (im deskriptivem Sinne). Er sage vor allem über sich etwas aus, daß er entzückt, gerührt ist (vgl. Hermanns 1995: 148). Es sei problematisch, das Wort X mit dem Wort Y zu erklären, wenn X und Y — auch wenn ihre Bedeutungen bestimmte Ähnlichkeiten aufweisen, ihre Wirkung nicht auf der gleichen Ebene ausüben. Wortbedeutungen auf der Ausdrucksebene könne man nicht mit Wörtern erklären, deren Bedeutung auf der Darstellungsebene anzusiedeln ist.

Ein ähnliches Problem ergibt sich im Falle der AP und deren Bedeutungsmerkmale. Es mag zwar richtig sein, daß die AP ***ja*** in den meisten Fällen ausdrückt, daß der Inhalt des Satzes für den Hörer bereits schon **bekannt** sein sollte. Der Satz *Das ist ja schwierig.* läßt sich aber mit *Es ist bekannt, daß es schwierig ist.* nicht paraphrasieren. Die Semantik von *ja* und die von *bekannt* sind nämlich auf verschiedenen Ebenen anzusiedeln. Rombouts (1982) kritisiert an der Methode von Dittmann (1980), der ähnliche Paraphrasen für AP vorgeschlagen hat, daß AP-Bedeutungen überhaupt nicht paraphrasiert werden könnten, denn Paraphrasen seien Mittel der Bedeutungserklärung auf der propositionalen Ebene der Äußerung. AP-Bedeutungen liegen aber nicht im propositionalen, sondern — mit der Terminologie von Rombouts — im attitüdinalen Bereich. „Die funktion einer abtönungspartikel läßt sich nur durch metasprachliche aussagen über den funktionsunterschied zwischen der äußerung mit oder ohne die partikel beschreiben" (Rombouts 1982: 83).

Wir sind also wieder zu unserer grundlegenden Fragestellung gekommen: Wo, in welchem Bereich, auf welcher Ebene wirken die AP? Worin besteht das Spezifische ihrer Bedeutungen, das sie von anderen Sprachzeichen unterscheidet? Dieses Spezifische versuchen wir im weiteren im Rahmen eines modifizierten sprechakttheoretischen Modells zu erfassen.

## 3. Sprechakttheoretischer Exkurs

Die meisten Forscher stimmen darin überein, daß AP „Einstellungen des Sprechers" ausdrücken.[4] Nach Weydt (1969) sei die Semantik der AP nicht auf der Darstellungsebene, sondern auf der „Intentionsebene" anzusiedeln. Auf dieser Ebene „erkennt ein Hörer, ob der Sprecher von dem, was er sagt, begeistert ist, ob er es langweilig oder spannend findet, ob er daran zweifelt oder ob er es überzeugend findet, ob er auf seine Frage die Antwort „Ja" oder „Nein" erwartet" (Weydt 1969: 60). In diesem Kapitel versuchen wir, diese „andere" Ebene mit Hilfe der Sprechakttheorie zu modellieren.

Austin nennt illokutionären Akt den Akt, „den man vollzieht, *indem* man etwas sagt, im Unterschied zu dem Akt, *daß* man etwas sagt; der vollzogene Akt soll »Illokution« heißen [...]" (Austin 1979: 117). Nach seiner Auffassung sind illokutionäre Akte konventionell und können somit mit Hilfe von deverbalen Substantiven benannt werden wie etwa *Begrüßung*, *Aufforderung*, *Mahnung*, *Drohung* etc. Die Konvention sei für jeden illokutionären Akt, ja für jede kommunikativ verstandene Handlung eine notwendige Voraussetzung. Somit könnten illokutionäre Akte mit Hilfe illokutionärer Verben bestimmt werden. Der beste Spiegel dafür, was man mit der Sprache tun könne, sei nämlich die Sprache selbst, das Lexikon.[5]

Searle kritisiert an dieser Auffassung, daß illokutionäre Akte mit Hilfe der illokutionären Verben noch nicht klassifiziert würden. Verben stellten nämlich nur einzelsprachlich determinierte Ausdrucksmittel der illokutionären Akte dar, während Illokutionstypen pragmatische Universalien seien: „Illokutionen gehören zur Sprache und nicht zu einzelnen Sprachen" (Searle 1982: 18). Searle bemüht sich, statt der zahlreichen Illokutionen von Austin wenige grundlegende Illokutionstypen zu finden.[6] Damit macht er eine methodologische Trennung zwischen der grundlegenden Illokution und der „Art, auf die ein illokutionärer Akt vollzogen wird" (Searle 1982: 27). Im weiteren werden für die vorliegende Arbeit diejenigen methodologischen Trennungen von großem Belang sein, die den grundlegenden Illokutionstyp von weiteren begleitenden Komponenten des illokutiven Bereiches abgrenzen. Es wird nämlich gezeigt, daß AP nicht die Illokution konstituieren, mindestens wenn man unter „Illokution" die grundlegenden Illokutionstypen im Sinne von Searle versteht.

Wunderlich (1976: 64 ff.) vertritt die Meinung, sprachliche Handlungen, die also mit der Äußerung einer sprachlichen Form realisiert werden,

4 vgl. dazu Wolski (1989)

5 Ausführliche Darstellung und Kritik dieser Auffassung findet man bei Ulkan (1992: 10ff.).

6 Er bestimmt fünf grundlegende Typen (vgl. Searle 1982: 31ff.).



könne man auf fünf Ebenen interpretieren. Davon ist die für uns relevante semantische Ebene die zweite. Er zerlegt die sprachlich gegebene Bedeutung einer Äußerung in vier Komponenten: *propositionaler Gehalt*, *propositionale Struktur*, *Positionstyp* und *illokutiver Typ*. Damit grenzt er den sog. Positionstyp von der Illokution ab. Er meint also, der Sprecher realisiere mit dem Sprechakt seine grundlegende kommunikative Intention (illokutiver Typ) und drücke außerdem auch seine Position zum Gesagten (Positionstyp) aus. Sprecherpositionen stellten keinen Teil des illokutiven Typs dar, sondern seien zusätzlich zur Illokution ausgedrückt. Leider wird der Begriff bei Wunderlich m.E. nicht klar genug erklärt. Auch Wunderlich erkennt an, daß er zu keiner ähnlich exakten Beschreibung gelangt ist, wie bei den illokutiven Typen oder den Typen der Proposition: „Bisher ist völlig unklar, welche Positionstypen unterschieden werden sollten, und gemäß welcher Kriterien" (Wunderlich 1976: 74).

Keller (1977) betrachtet den Ausdruck dieser oder ähnlicher Positionen als einen weiteren Akt:

> Wir haben bei allem, was wir sagen, die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, wie wir es sagen. Wir geben immer, wenn wir etwas sagen, mit dem, was wir sagen, Haltungen zu erkennen, die den Gesprächsgegenstand, die Gesprächssituation oder den Gesprächspartner betreffen. Ich will dafür den Ausdruck „zum Ausdruck bringen" reservieren; die Handlung, die darin besteht, eine Haltung zum Ausdruck zu bringen, will ich einen kollokutionären Akt nennen. (Keller 1977: 7)

Wenn auch hier (wie m.E. bei jeder sprechakttheoretischen Kategorie) nur eine methodologische Trennung zwischen dem Illokutionären und dem Kollokutionären vorgenommen wird, können wir dieser Theorie zustimmen. Letztendlich wird bei der Aussage einer sprachlichen Form eine einzige, einheitliche Handlung realisiert. Methodologisch kann diese aber in mehrere Teilhandlungen zerlegt werden, u.a. kann man auch einen illokutionären und einen kollokutionären Akt unterscheiden. Das Hauptargument, warum dieser kollokutionäre Akt als selbständige Handlung angesehen wird, liegt bei Keller darin, daß der Sprecher — im Gegensatz zu den propositionalen Einstellungen[7] — zu einem illokutionären Akt frei nach seiner Wahl verschiedene kollokutionäre Akte realisieren könne.

## 4. Die Bedeutungsbeschreibung der AP

Welche Art „Einstellungen" wird mit den AP ausgedrückt? Der von Wunderlich eingeführte Begriff *Positionstyp* deckt m.E. zwei verschiedene

7 Propositionale Einstellungen sind im Sinne von Searle die Aufrichtigkeitsbedingungen eines Sprechaktes, d.h. sie sind bei bestimmten Illokutionstypen logisch festgelegt, wenn der Sprecher den Sprechakt aufrichtig vollzieht. Wenn man z.B. einen assertiven Akt aufrichtig vollzieht, soll man an dem propositionalen Gehalt glauben, bei direktiven Akten soll der Sprecher bei aufrichtigem Vollzug den propositionalen Gehalt wollen.

Haltungen des Sprechers: die unter die Kategorie der Modalität[8] fallenden Einstellungen (z.B: epistemische, doxastische etc.) sowie die kollokutionär ausgedrückten Haltungen. Den Unterschied sehe ich in ihrem unterschiedlichen Verhältnis zur Proposition. Modalitätsausdrücke beeinflussen den Wahrheitswert des propositionalen Gehaltes oder weisen mindestens einen engen Propositionsbezug auf. Kollokutionäre Haltungen stehen der Illokution näher, berühren den propositionalen Gehalt der Äußerung nicht. Darin besteht m.E. auch der semantische Unterschied zwischen Satzadverbien und AP. Beide drücken zwar subjektive Einstellungen des Sprechers aus, Satzadverbien beziehen sich aber unmittelbar auf die Proposition, während AP im kollokutionären Bereich wirken:

Peter ist vermutlich da.
Peter ist ja da.

Mit dem Satzadverb *vermutlich* wird die Proposition des Satzes, der Wahrheitswert modifiziert. Wenn Peter nur vermutlich da ist, ist er entweder da oder nicht. Mit der AP wird die Proposition nicht verändert, mit dem Satz mit oder ohne *ja* behauptet der Sprecher, daß Peter da ist. *Ja* bezieht sich nicht direkt auf die Proposition. Sein Bezugsbereich kann in einem kontextisolierten Satz sehr schwer ermittelt werden. Zu einer Interpretation müssen wir eine minimale Situation mit einem Sprecher und einem Hörer vorstellen. In den meisten Situationen bezieht sich dieses *ja* auf den Hörer, genauer auf das Wissen des Hörers: im allgemeinen wird mit *ja* ausgedrückt, daß die vermittelte Proposition mit dem Wissen des Hörers übereinstimmt.

Der Begriff der Kollokution ist ein relationaler Begriff. Sein Wesen besteht in der Herstellung und Charakterisierung einer Relation zwischen dem Sprechakt und verschiedenen anderen Elementen der Situation, in der der Sprechakt vollzogen wird.[9] Da der Sprecher eine kommunikative Intention immer in einer Situation realisiert, darf diese auch nicht isoliert betrachtet werden, sondern nur im Zusammenhang mit dieser Situation. Der Sprecher vollzieht einen illokutionären mit einem propositionalen Akt, bettet aber diese in eine konkrete Situation ein. Diese Einbettung erfolgt im dritten, kollokutionären Akt: Der Sprecher nimmt die Situation wahr, macht Annahmen über den Hörer, über sein Vorwissen, über seine Absicht, Erwartungen etc. und setzt seine Äußerung mit diesen (und ev. anderen) Situationselementen in Beziehung. In einem früheren Aufsatz

8 zur Kategorie *Modalität* vgl. Palmer 1986 und Kiefer 1990

9 Keller schreibt nicht über AP. In seinen Beispielen wird der kollokutionäre Akt mittels Sprachzeichen vollzogen, die nach der traditionellen Semantik auch über eine konnotative Bedeutung verfügen. Mein Kollokutionsbegriff ist etwas weiter als der von Keller. In seinen Beispielen geht es um die Relation des Sprechaktes zum Sprecher. Mit AP werden häufig auch andere Situationelemente, z.B. das Wissen, die Erwartungen des Hörers einbezogen.



(Péteri 1994) habe ich folgende in der deutschsprachigen Kommunikation relevante Elemente der Situation gefunden, mit denen Sprechakte charakteristisch in Relation gesetzt werden:

- die Voräußerungen und vorausgesetzte Wissensbasis des Hörers
- das Verhalten und die vermutete Absicht des Partners
- die vom Sprecher erwartete Reaktion des Partners
- die für den Partner bekannte Wissensbasis des Sprechers
- die Wissensbasis eventueller anderer Personen
- die gesellschaftliche Stellung des Kommunikationspartners im Vergleich mit der des Sprechers

Aus den bisherigen Überlegungen hat sich herausgestellt, daß ich die Funktion der AP darin sehe, den Sprechakt kollokutionär in die Situation einzubetten und die Relationen zwischen dem Sprechakt und der Situation auszudrücken.[10] Damit möchte ich natürlich nicht behaupten, daß ein kollokutionärer Akt nur mit AP vollzogen werden kann. Wie auch der illokutive Typ, kann auch die Kollokution mit verschiedenen sprachlichen (und auch nicht sprachlichen) Mitteln ausgedrückt werden.[11] AP sind diejenigen lexikalischen Elemente, mit denen diese Relationen expressis verbis expliziert werden. Deshalb werden sie bei Kiefer (1983: 208 f. u. 221) *pragmatische Indikatoren* genannt. Sie verknüpfen die semantische und die pragmatische Interpretationsebene, indem sie als sprachliche Elemente die „pragmatische Bedeutung schon in sich bestimmen" (Kiefer 1983: 208; Übersetzung: A.P.). Dies bedeutet aber nicht, daß sie auf der semantischen Ebene überhaupt nicht interpretierbar sind. Auch auf der Ebene der Semantik kann man die Bedeutung der AP erkennen, diese Bedeutung ist jedoch ziemlich vage, es kann ohne Kontext und Situation nicht entschieden werden, worauf sie sich bezieht.

## 5. Grammatikalisierung der AP

In der Forschungsliteratur der 90er Jahre taucht immer mehr die Frage nach der Grammatikalisierung der AP auf.

Abraham (1990) findet schon im Alt- und Mittelhochdeutschen Sprachzeichen, die bestimmte Sprechereinstellungen ausdrücken.[12] Die morpho-

10 In meinem Aufsatz (Péteri 1995) habe ich gezeigt, daß die morphosyntaktischen Restriktionen der AP (Unflektierbarkeit, fehlende Satzwertigkeit, fehlende Erststllenfähigkeit usw.) mit dieser Funktion, Relationen zwischen dem Sprechakt und den Elementen der Situation zu setzen, erklärt werden kann.

11 Damit kann man die Zusammenarbeit der AP mit der Intonation, mit Gebärden etc. erklären. Oft sind solche Relationen implizit im Kontext enthalten.

12 Auch Hentschel (1986) nimmt an, daß *ja* und doch *schon* im Ahd. als AP funktionieren konnten.

syntaktischen Restriktionen aber, die für die heutigen AP charakteristisch sind, kann er bei ihnen nicht nachweisen. Diese Sprachzeichen befinden sich nach Abraham im frühen Stadium des Grammatikalisierungsprozesses. Die heutigen AP seien stärker grammatikalisierte Zeichen.[13] Die semantische Ausbleichung stelle den ersten Schritt des Grammatikalisierungsprozesses dar, damit fange die Herausbildung der AP an. Die Stufen der Bedeutungsentwicklung der AP charakterisiert er mit dem Schema *lokal* → *temporal* → *textverknüpfend/logisch* → *illokutiv* (vgl. ABRAHAM 1991: 373). „Hauptdefinitionsmerkmal für Modalpartikeln ist — im Sinne der konstitutiven Merkmale unter Grammatikalisierung — die dünne lexikalische Bedeutung sowie die eindeutig sprechaktliche Funktion" (ABRAHAM 1995: 128).

Wegener (1998: 39 ff.) zeigt, daß in der Entwicklung der deutschen AP drei für die Grammatikalisierung charakteristische Prozesse zu beobachten sind: der Verlust an phonologischer, an semantischer und an syntaktischer Substanz.[14] In Anlehnung an einschlägige Studien meint sie aber, daß Sprachzeichen, die im Grammatikalisierungsprozeß ihre referentielle Bedeutung verlieren, an pragmatischer Stärke gewinnen: „Grammatikalisierung, gesehen als Subjektivierung, führt also mal zu Markern für textuelle Relationen, für Textkohärenz oder -inkohärenz, mal zu epistemischen Zeichen, zu Signalen der Sprechereinstellung" (WEGENER 1998: 43). Die pragmatische Stärke der AP sieht sie darin, daß sie Sprechereinstellungen — im Unterschied zu den epistemischen Satzadverbien — „nur beiläufig oder indirekt" (S. 44) ausdrücken.

Auch die neueren Forschungen bestätigen m.E., daß die Semantik der AP mit dem Begriff der Kollokution modelliert werden kann. Durch die Verlagerung in den kollokutionären Bereich wird die Bedeutung abstrakter, allgemeiner, die pragmatische Stärke aber größer. Die AP-Bedeutung kann in der Regel aus der Bedeutung des Sprachzeichens abgeleitet werden, unterscheidet sich aber darin, daß sie nicht auf der propositionalen Ebene anzusiedeln ist. Meibauer (1994: 7 ff.) spricht von „konzeptueller Verschiebung", die AP bewegt sich zwischen Semantik und Pragmatik, verfügt zwar über eine Bedeutung, bezieht sich aber auf die Äußerungssituation.

## 6. Zum Beispiel: dt. *ja* und ung. *persze*

Im letzten Abschnitt zeige ich am Beispiel zweier ähnlicher AP aus dem Deutschen und aus dem Ungarischen, daß das skizzierte Modell eine

13 Vor allem aus Gründen der festgelegten Mittelfeldposition sowie der Restriktionen hinsichtlich der Satzmodusdistribution.

14 Vgl. dazu auch MOLNÁR 1998.



transparente Beschreibung sowohl der deutschen als auch der ungarischen AP ermöglicht. Dabei geht es nicht um eine detaillierte semantische Analyse der beiden AP, sondern nur um die Darstellung der erarbeiteten Methode anhand einiger ausgewählter Beispiele.

*Ja* tritt im Deutschen als Satzäquivalent und als AP auf. In beiden Funktionen drückt es Übereinstimmung aus. Mit dem Satzäquivalent stimmt der Sprecher mit dem Hörer überein, reagiert also positiv.[15] In dieser Funktion wird mit der Verwendung von *ja* eine ganze Sprechhandlung vollzogen, sowohl die Illokution, als auch die Proposition wird ausgedrückt (etwa: *'Ich habe verstanden'* oder *'Ich mache, wozu ich aufgefordert wurde.'*). Grammatisch spiegelt sich dies darin wider, daß *ja* nicht in einen Satz integriert wird, sondern sich relativ selbständig verhält und eine selbständige intonatorische Einheit darstellt. Als AP ist *ja* in den Satz integriert und realisiert einen kollokutionären Akt:

Das ist ja klar. / Da sind wir uns ja einig. / Die Prüfung ist ja schwierig.

Mit *ja* wird angezeigt, daß die Proposition mit dem vermuteten Wissen des Partners übereinstimmt, daß also der Partner diese Information schon kennt:

| |
|---|
| Illokution: assertiv<br>Proposition: *'Das ist klar'; 'Wir sind einig'; 'Die Prüfung ist schwierig'*<br>Kollokution: *'In Übereinstimmung damit, was der Hörer auch weiß'* |

Reiter (1980) weist mit zwei Beispielen aus der Kindersprache darauf hin, daß *ja* nicht nur eine Zustimmung, sondern auch das Gegenteil, also einen Widerspruch, einen starken Gegensatz zwischen Sprecher und Hörer ausdrücken könne. So könne man dem Wort keine zustimmende Bedeutung zuschreiben:

— Bist ja doof. — Selber doof. (Reiter 1980:345)
— Wir gehn ja heut ins Kino! — Na, und? (ebenda 346)

Diese Inkonsequenz der Fachliteratur kann m.E. beseitigt werden, wenn man die Ebene der Semantik und die Ebene der Pragmatik konsequent auseinanderhält. Auch in den Beispielen von Reiter kann man eine Übereinstimmung finden. Im Satz *Bist ja doof.* stimmt der propositionale Gehalt des Satzes nicht mit dem vermuteten Wissen des Partners über-

15 Zu den einzelnen Verwendungsweisen von *ja* s. Burkhardt (1982). Weydt/Hentschel (1983) und Helbig (1988) beschreiben die Gesamtbedeutung nur als Bekräftigung der assertiven Haltung des Sprechers, als expressis-verbis-Ausdruck der propositionalen Einstellung *'es ist wahr, daß p'*. Thurmair gibt der AP nur das Merkmal <BEKANNT>$_H$ (für den Hörer bekannt). Nach Meibauer (1993) bedeutet *ja*, daß die vermittelte Information „unkontrovers" ist.

ein,[16] sondern mit dem vermuteten Wissen der potentiellen anderen Hörer (Mitspieler):

(8/i) Illokution: assertiv
Proposition: *'Der Hörer ist doof'*
Kollokution: *'In Übereinstimmung damit, was auch die anderen Kinder wissen'*

So wird zwar auf der semantischen Ebene eine Übereinstimmung, ein Einklang ausgedrückt, in der Institution 'Kindergespräch' (bei Wunderlich: Ebene der institutionellen Pragmatik) wird durch die Verwendung des Wortes trotzdem eine gegenteilige Wirkung, Unfreundlichkeit, Perfidie erreicht.

Nicht nur das Satzäquivalent, sondern auch die AP *ja* drückt also Übereinstimmung, Zustimmung aus. Im Falle der AP besteht die Übereinstimmung zwischen der Sprechhandlung (dem propositionalen Gehalt der Sprechhandlung) und einem anderen Element der Situation. Diese Relation wird kollokutionär mitgeäußert, wenn wir *ja* aus dem Satz weglassen, verändert sich weder die Illokution noch die Proposition, es wird nur diese Relation nicht ausgedrückt. Das andere Situationselement ist meistens das vermutete Wissen des Partners, kann aber auch das Wissen der potentiellen anderen Hörer sein.

Auch das ungarische *persze* kann als Satzäquivalent oder als AP benutzt werden, die beiden Funktionen sind bei ihm noch nicht immer eindeutig zu trennen. Das Sprachzeichen stammt aus dem lateinischen Ausdruck *per se* (i.S. von *selbstverständlich*). Es markiert einen Sachverhalt als selbstverständlich, evident:

— Igazam van? — Persze.
'Habe ich recht?' 'Selbstverständlich.'

Ähnliche Bedeutung liegt auch bei der AP vor. Die AP kommt dadurch zustande, daß das Sprachzeichen nicht als selbständiger Satz benutzt, sondern in einen anderen Satz integriert wird:

Ezt persze nem mondanám.
'Das würde ich — AP — nicht sagen.'[17]

Der semantische Unterschied zwischen dem Satzäquivalent und der AP besteht darin, daß im Falle des Satzäquivalentes die Selbstverständlichkeit selbst behauptet, prädiziert, mit der AP nur kollokutionär hinzugefügt

16 Denn die Perfidie — wie Reiter sehr passend bemerkt — besteht darin, daß man über seine eigene Dummheit nicht wissen kann, daß der beste Beweis der Dummheit ist, daß jemand nicht weiß, daß er dumm ist.

17 Die AP *persze* kann nicht mit *selbstverständlich* übersetzt werden. Auch wenn nämlich beide Sprachzeichen Evidenz, Selbstverständlichkeit ausdrücken, ist *selbstverständlich* Satzadverb, *persze* dagegen AP.



wird. Dem Satzäquivalent wird oft auch ein Nebensatz angeschlossen, so werden die beiden Prädikationen auch formal getrennt:

Persze, hogy igazad van.
'Selbstverständlich, daß du recht hast.'

In meinem Korpus, das überwiegend Belege aus zeitgenössischen Jugendromanen enthält, habe ich einige Beispiele gefunden, in denen das Komma in diesen Sätzen nicht benutzt wird, obwohl nach den Regeln der ungarischen Rechtschreibung vor dem mit *hogy* eingeleiteten Nebensatz ein Komma obligatorisch wäre. Da es sich um die Schilderung von Alltagsdialogen handelt, kann man dies damit erklären, daß die intonatorische Grenze zwischen *persze* und dem Nebensatz im Gespräch oft verschwindet. Diese Beispiele stellen den Übergang dar: Die Satzgrenze verschwindet, aus den zwei Prädikationen wird nur eine. Wenn auch die Konjunktion *hogy* weggelassen wird, kann man (nur) noch über eine Prädikation sprechen. Damit verlagert sich die Bedeutung von *persze* in den kollokutionären Bereich:

*Ezt persze nem mondanám.*
Illokution: assertiv
Proposition: *'Das würde ich nicht sagen'*
Kollokution: *'Dies versteht sich in der Situation von selbst'*

## 7. Schlußbemerkungen

In meinem Aufsatz versuchte ich einen theoretischen Rahmen für die Beschreibung der AP-Bedeutungen zu schaffen. Es stellte sich heraus, daß „das Besondere" der AP-Bedetungen, das die AP von den anderen Wörtern unterscheidet, im Modell der Sprechakttheorie anschaulich beschrieben werden kann. Die Besonderheiten der AP lassen sich damit erklären, daß sich die Bedeutung des Sprachzeichens in den kollokutionären Bereich verlagert, und sich nicht mehr auf die Proposition oder auf Elemente der Proposition, sondern auf Elemente der Situation bezieht. Dieses Modell läßt auch den Vergleich von AP-Systemen in nicht verwandten Sprachen zu.

## Literatur

ABRAHAM, WERNER 1990: *Zur heterogenen Entfaltung der Modalpartikel im Ahd. und Mhd .* — In: BETTEN, ANNE (Hg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen.* Tübingen S. 124-138.

ABRAHAM, WERNER 1991: *The grammaticalization of the German modal particles.* — In: TRAUGOTT, ELIZABETH CLOSS; HEINE, BERND (Hg.): *Approaches to grammaticalization.* Bd. 2. Amsterdam; Philadelphia. S. 331-380.

ABRAHAM, WERNER 1995: *Wieso stehen nicht alle Modalpartikel in allen Satzformen?* Die Nullhypothese. — In: *Deutsche Sprache.* 23.2. S. 124-146.

Austin, John L. 1979: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart.

Burkhardt, Arnim 1982: *Abtönungspartikeln als Mittel des Vollzugs präsuppositionaler Akte*. — In: *ZGL* 10. S. 85-112.

Dittmann, Jürgen 1980: ***Auch** und **denn** als Abtönungspartikeln*. Zugleich ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag. — In: *ZGL* 8. S. 51-73.

Helbig, Gerhard 1988: *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig.

Heinrichs, Werner 1981: *Die Modalpartikeln im Deutschen und Schwedischen. Eine kontrastive Analyse*. Tübingen.

Hentschel, Elke 1986: *Funktion und Geschichte deutscher Partikeln **ja, doch, halt** und **eben***. Tübingen.

Hermanns, Fritz 1995: *Kognition, Emotion, Intention*. Dimensionen lexikalischer Semantik. — In: Harras, Gisela (Hg.): *Die Ordnung der Wörter*. Kognitive und lexikalische Strukturen. Berlin/New York. S. 138-174.

Keller, Rudi: *Kollokutionäre Akte*. — In: *Germanistische Linguistik* 1977. 1. S. 1-50.

Kiefer, Ferenc 1995: *A kérdő mondatok szemantikájáról és pragmatikájáról*. — In: Rácz, Endre; Szathmári, István (Hg.): *Tanulmányok a mai magyar nyelv szövegtana köréből*. Budapest. S. 203-230.

Kiefer, Ferenc 1990: *Modalitás*. Budapest.

Lieb, Hans-Heinrich 1990: *Abtönungspartikel als Funktion: eine Grundlagenstudie*. — In: Weydt (Hg.). S. 155-175.

Meibauer, Jörg 1993: *Auf dem JA-Markt*. — In: Rosengren, Inger (Hg.): *Satz und Illokution*. Bd. 2. Tübingen. S. 127-149.

Meibauer, Jörg 1994: *Modaler Kontrast und konzeptuelle Verschiebung*. Studien zur Syntax und Semantik deutscher Modalpartikeln. Tübingen.

Molnár, Anna 1998: *Über die Grammatikalisierung von Modalpartikeln am Beispiel von* eben *und* wohl. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 8.1. S. 51-70.

Palmer, Frank Robert 1998: *Mood and Modality*. Cambridge.

Péteri, Attila 1993: *Es ist doch nicht so schwierig*. Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzung deutscher Partikeln ins Ungarische am Beispiel von **doch**. — In: Klaudy, Kinga; Kohn, János u.a. (Hg.): *Transferre necesse est... Current issues of translation theory*. Szombathely. S. 81-96.

Péteri, Attila 1994: *Braucht man den Sprechaktbegriff überhaupt?* Sprechakte als methodische Grundlage für die Sprachbeschreibung. — In: Bartha, Magdolna; Péteri, Attila (Hg.): *Textverstehen — Textarbeit — Textkompetenz*. Beiträge zum Workshop am 9.-10. Mai 1994 am Germanistischen Institut der ELTE. Budapest. S. 73-107.

Péteri, Attila 1995: *Partikelsyntax oder Partikelpragmatik?* Ein Beitrag zu den aktuellen Fragen der Partikelforschung. — In: Ágel, Vilmos; Brdar-Szabó, Rita (Hg.): *Grammatik und deutsche Grammatiken*. Budapester Grammatiktagung 1993. Tübingen. S. 133-148.

Reiter, Norbert 1980: *Die Perfidie des deutschen **ja***. — In: *Deutsche Sprache* 4. S. 342-355.

Rombouts, Jos 1982: *Kann man Abtönungspartikeln paraphrasieren?*. — In: *ZGL* 10. S. 63-84.

Searle, John R. 1971: *Sprechakte*. Frankfurt/M.

Searle, John R. 1982: *Ausdruck und Bedeutung*. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M.

Thurmair, Maria 1989: *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen.

Ulkan, Maria 1992: *Zur Klassifikation von Sprechakten*. Tübingen.

Wegener, Heide 1998: *Zur Grammatikalisierung von Modalpartikeln*. — In: Barz, Irmhild; Öhlschläger, Günther (Hg.): *Zwischen Grammatik und Lexikon*. Tübingen. S. 37-112.

Weinrich, Harald 1993: *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim u.a.

Weydt, Harald 1969: *Abtönungspartikel*. Die deutschen Modalwörter und ihre französischen Entsprechungen. Bad Homburg.



Weydt, Harald 1977: *Ungelöst und strittig*. — In: Weydt, Harald (Hg.): *Aspekte der Modalpartikeln*. Studien zur deutschen Abtönung. Tübingen. S. 217-225.

Weydt, Harald; Hentschel, Elke 1983: *Kleines Abtönungswörterbuch*. — In: Weydt, Harald (Hrsg.): *Partikeln und Interaktion*. Tübingen. S. 3-4.

Wolski, Werner 1980: *Schlechtbestimmtheit und Vagheit — Tendenzen und Perspektiven*. Methodologische Untersuchungen zur Semantik. Tübingen.

Wolski, Werner 1989: *Modalpartikeln als einstellungsregulierende lexikalische Ausdrucksmittel*. — In: Weydt, Harald (Hg.): *Sprechen mit Partikeln*. Berlin; New York. S. 346-353.

Wunderlich, Dieter 1976: *Studien zur Sprechakttheorie*. Frankfurt/M.

*Béla Pletser (Budapest)*

# Der bilinguale Sachfachunterricht — Chancen und Schwierigkeiten

Es gibt mehr als hundert bilinguale Schulen[1] (WELLER 1996: 73 f., DE CILLIA 1994: 12 f.) in Ungarn. Man hört über sie, sie sind beliebt und hochgeschätzt, aber man kennt sie nicht. Es gibt kaum Veröffentlichungen auf diesem Gebiet und davon ist auch nur ein Bruchteil zu den gut fundierten, eingehenden Analysen oder zu den interessanten, nützlichen Erfahrungsberichten zu zählen.

In diesem Artikel versuchen wir, die Besonderheiten, die Möglichkeiten und Probleme der bilingualen Schulen, insbesondere die des bilingualen Sachfachunterrichts, aus pädagogischer Sicht vorzustellen. Dabei stützen wir uns auf die uns bekannte ungarische und deutschsprachige Fachliteratur sowie auf unsere eigenen — als Schüler und Lehrer gesammelten — Erfahrungen.

## 1. Die bilinguale Schule

**Bilingualer Unterricht ist eine Unterrichtsorganisation, die es möglich macht, daß zwei Sprachen als Unterrichtsmedium** (also nicht nur als Objekt des Lernens, sondern auch als Unterrichtssprache) **verwendet werden** (vgl. VÁMOS 1993). Er ist überall in der Welt von Nordamerika bis Südafrika, von Wales bis Malaysia vorzufinden, zumal es mehr bilinguale als monolinguale Menschen gibt. Anhand von verschiedenen Zielen, politischen-gesellschaftlichen Bedingungen, sozialem Kontext sowie konkreter Realisierung (Curriculum) lassen sich verschiedene Typen bilingualen Unterrichts aufstellen.[2] In unserer Arbeit beschränken wir uns aber nur auf einen dieser Typen: auf die sog. bilinguale Schule, die vor allem für Deutschland, Österreich und für die Staaten Ostmitteleuropas charakteristisch ist.

Welche spezifischen Ziele haben die bilingualen Schulen, und wie werden diese curricular verwirklicht? Ein Hauptziel der bilingualen Schulen ist sicherlich, dem erhöhten politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fremdsprachenbedarf nachzukommen. Sie versprechen also

1 In der deutschsprachigen Fachliteratur hat sich dieser Terminus durchgesetzt.

2 Eine zusammenfassende Darstellung bietet LESZNYÁK 1996; Typisierungsversuche faßt HORN 1990: 21 ff. zusammen.

einfach ein **höheres Niveau an Fremdsprachenkenntnissen** als der normale bzw. erweiterte Fremdsprachenunterricht, nämlich eine annähernd perfekte Zweisprachigkeit. Um dieses Ziel zu erreichen, werden auch hier traditionelle **Fremdsprachenunterrichtsstunden** eingesetzt. Es werden meist Lehrwerke für den Allgemeingebrauch eingesetzt, in Ungarn wurden allerdings auch spezielle Lehrwerke für solche Schulen herausgegeben.

Für die sprachliche Entwicklung ist das Spezifikum dieses Zweiges, der **bilinguale Sachfachunterricht,** maßgebend. In diesem Zusammenhang sind zwei Problemkreise zu erwähnen: Wie ist das Verhältnis zwischen Fremdsprachenunterricht und bilingualem Sachfachunterricht, und welche Fächer sind für den bilingualen Unterricht am besten geeignet?

Untersucht man das Verhältnis zwischen Fremdsprachenunterricht und bilingualem Sachfachunterricht, so stellt sich zuerst die Frage: Wie soll Fremdsprachenunterricht den bilingualen Unterricht vorbereiten? In vielen Schulen werden mehr oder weniger konzeptionell ausgewählte Sachfachtexte gelesen, Begriffe, Vokabeln vermittelt (Pilzecker 1996: 16). Andere meinen aber, daß diese Vorbereitung nicht fachorientiert erfolgen darf, sie soll keine Aufgaben des Sachfaches übernehmen. Dennoch ist eine sprachliche Vorbereitung notwendig, dazu muß aber erst der erweiterte sprachliche Schulungsbedarf der bilingualen Fächer inventarisiert werden.[3] Man kann das Problem selbstverständlich auch von der anderen Seite her betrachten: Der Sachfachunterricht soll sich den erworbenen Sprachkenntnissen der Schüler in der Themenwahl, in der sprachlichen Ausführung anpassen (Schütz 1993: 103).

Nach dem Einsetzen des ersten bilingual unterrichteten Sachfaches wird es aber problematischer: die sprachliche Entwicklung des Schülers vollzieht sich in parallelen Unterrichtsstunden. Dies verlangt eine präzise Planung: was, wo und wann vermittelt werden soll. Dazu ist aber zuerst erforderlich, daß die erwarteten Abschlußprofile endlich inhaltlich, vor allem aber sprachlich konkretisiert werden und die einzelnen Ziele und Aufgaben den Sachfächern bzw. dem Fremdsprachenunterricht zugeteilt werden (Schütz 1993: 102 f.).[4] Diese curricular gesicherte Kooperation würde auch ermöglichen, daß das sprachlich Neue im Sachfachunterricht möglichst bald auch in die Sprachstunden Eingang findet (um in erster Linie dort geübt zu werden), und daß die im Fremdsprachenunterricht neu gelernten Ausdrucksmöglichkeiten (z.B. grammatische Strukturen) auch im Sachfachunterricht erscheinen und so auch in realen Situationen verwendet werden.

3 Erste Versuche bzw. Anregungen: Schütz 1993: 104 ff., Otto 1991: 32.

4 Ansätze zu einem Hintergrundmodell für diese Koordinierung sind in Mühlmann/Otten 1991: 8 ff., Thürmann/Otten 1992: 39 ff., Otten/Thürmann 1993: 69 ff. zu finden.



Wir müssen uns auch die Frage stellen, welche Sachfächer oder welche Teile der Sachfächer in der Fremdsprache unterrichtet werden könnten/sollten. Dabei müssen die Ziele der Schule, der Bedarf der Gesellschaft, das Interesse und die sprachlichen Kenntnisse des Individuums mit den sprachlichen Gegebenheiten und mit den inhaltlichen Besonderheiten des Faches verglichen werden (Mäsch 1991: 53 f., Butzkamm 1993: 154, Pilzecker 1996: 12, de Cillia 1994: 17, Cummins 1984: 192, Gulyás 1994: 160). Es ist auffällig, daß in Ungarn wie in Deutschland die am meisten in der Fremdsprache unterichteten Fächer ungefähr die gleichen sind: Erdkunde, Geschichte, Politik (Deutschland)/Philosophie (Ungarn). Das heißt aber nicht, daß nur diese in der Fremdsprache unterrrichtet werden können: Mit allen Fächern sind erfolgreiche Versuche gemacht worden; in den bilingualen Fachmittelschulen Ungarns werden sogar berufsspezifische Fächer (von Informatik über Wasserwirtschaft bis Fremdenführung) in der Fremdsprache erteilt.

Da das Erfolgsrezept der bilingualen Schulen, neben dem erweiterten Fremdsprachenunterricht, der Sachfachunterricht in der Fremdsprache ist, muß auch als Ziel formuliert werden, daß **dieselben Sachfachkenntnisse** erreicht werden sollen, **wie bei** Schülern, die in der **Muttersprache** lernen (Kultusminister 1988: 7 und 10, Vámos 1994a: 127).

Um dieses Ziel zu erreichen, **orientieren sich** die bilingualen Sachfächer weitgehend **an den Fachcurricula des muttersprachlichen Sachfachunterrichts**. Die Schüler lernen meistens aus den — muttersprachlichen oder übersetzten — Lehrbüchern für den Regelunterricht.

Um den sprachlichen Schwierigkeiten der Anfangsphase Rechnung zu tragen, erhalten die ersten zwei bilingualen Sachfächer in Deutschland im ersten Jahr eine zusätzliche Stunde. So kann der Sachfachunterricht auch seinen inhaltlichen Aufgaben nachkommen. Gleichzeitig geht die Zahl der Fremdsprachenstunden um 3 Stunden — von 7 in den 5. und 6. Klassen auf 4 in den folgenden zwei — zurück (Kronenberg 1993: 115, Kästner 1993: 40 f.)! Diese Praxis könnte auch für Ungarn vorbildlich sein: So geht nämlich die wertvolle Spracharbeit nicht auf Kosten der Stoffvermittlung.

Viele Berichte erwähnen nur die beiden Ziele und übersehen dabei die Möglichkeit, die bilinguale Schulen zur Erziehung zur **interkulturellen Kommunikation** bieten. Es müßte ein natürliches Ziel sein, die Kultur, die Zivilisation der Zielsprache näher kennenzulernen. Bilingualer Sachfachunterricht ermöglicht darüber hinaus ein komparatistisches Herangehen, die Entwicklung der Fähigkeit zum Perspektivenwechsel und der Bereitschaft zur multifaktoriellen Bewertung der Phänomene. Dadurch zeichnet sich ein Weg zur Überwindung der Schranken der Eigenperspektive ab, die auch ein interkulturelles Verstehen, die Lösung von interkulturellen Konflikten möglich macht (Kronenberg 1993: 123, Kultus-

MINISTER 1988: 10, OTT 1996: 170, VÁMOS 1989: 946 ff.). Schüleräußerungen beweisen bereits, daß es machbar ist (KOSCHAT/WAGNER 1994: 185 ff.).

Diese Möglichkeit erscheint in den deutschen Gesamtcurricula kaum. In den meisten Nationalitätenschulen Ungarns werden dagegen Volkskundeunterricht oder Volkskunstunterricht (z.B. Volkstanz) angeboten, aber auch in manchen anderen Schulen finden spezielle Stunden statt (wie Landeskunde, Kulturgeschichte).

Diese Zielsetzung kann aber am besten in den einzelnen Fachlehrplänen verwirklicht werden. Hier müssen ebenfalls die konkreten Ziele der Schulen erst formuliert werden, um — nach Absprachen zwischen den Fächern — diesen Inhalten, die selbstverständlich schon über den Zielen des „normalen" Sachfachunterrichts liegen, ihren Platz zuweisen zu können. Das kann mit der Umstrukturierung des Stoffes in einem Sachfach[5] oder mit der Umstrukturierung der Stundentafel (wohl eine Möglichkeit für ungarische Schulen) verbunden sein.

Der Beitrag von Schülerkontakt, Schüleraustausch zu dieser Zielsetzung verdient hier auch erwähnt zu werden.

## 2. Der bilinguale Sachfachunterricht

### 3.1. Der Unterrichtsverlauf

Spricht man über den **Sprachgebrauch** in diesen Unterrichtsstunden, meinen viele, die Bezeichnung bilingualer/zweisprachiger Sachfachunterricht sei eigentlich falsch, denn es gehe hier um einen einsprachigen Unterricht in der Fremdsprache. Tatsächlich gibt es Lehrer, die ihr Ziel darin sehen, den Unterricht durchgehend fremdsprachig, allerdings verständlich zu gestalten.[6] Sie lassen auch die Forderung der zweisprachigen Verfügbarkeit der Termini außer Acht.

Sie können sich dabei auf kanadische Ergebnisse (die jedoch nur mit Vorsicht zu genießen sind) berufen: Da der Unterricht verständlich abläuft, wird der Lernertrag in den Sachfächern nicht geschmälert, und da mehr Unterrichts-, mehr Kontaktzeit mit der Fremdsprache zur Verfügung steht, werden auch die Fremdsprachenkenntnisse ansteigen. Die Untersuchungen in Kanada zeigten sogar einen zusätzlichen „Schneeballeffekt": „Die Kenntnisse nähmen nicht nur nach Maßgabe der aufgewendeten Unterrichtszeit zu, sondern könnten sich potenzieren falls ein bestimmter Schwellenwert erreicht werde" (BUTZKAMM 1992: 10). Der Gewinn an Quantität wird aber durch eine qualitative Veränderung („qualitativer Sprung") ergänzt: „Als eigentliches 'Erfolgsgeheimnis' der Immersion gilt [...], daß Lehrer und Schüler nicht mehr auf die Sprache, sondern auf Sachinhalte ausgerichtet sind" (ebd. S. 11). Der Schüler erfährt also hier eine authentische Verwendung der Sprache, wie sie im herkömmlichen Unterricht nicht (oder kaum) möglich ist.

5 Wie das in Deutschland empfohlen wird — KRONENBERG 1993: 123, KULTUSMINISTER 1988: 10.

6 Auch die Gastlehrer könnten hier erwähnt werden.



Diese konsequent einsprachige Vorgehensweise weist aber auch Probleme auf: Sprachlernen ohne genügende **Spracharbeit** hat sich als weniger effektiv erwiesen. Eine Untersuchung in Wales stellte fest, „daß der Unterricht in und durch die jeweils schwächere Sprache besonders dann glückte, wenn die Lehrer in einem komplizierten Wechselspiel sprach- und mitteilungsbezogene Kommunikation miteinander verbanden" (BUTZKAMM 1992: 12).[7] — Das heißt also, daß die oben erwähnten potenziellen Vorteile erst durch eine „Prise" Spracharbeit voll ausgenutzt werden können. Spracharbeit bedeutet kurze sprachbezogene Erklärungen, sogar Übungen, die geplant sind, oder aber spontan — wegen des Auftretens eines unerwarteten Fehlers oder Problems — stattfinden.[8] Sachfachunterricht darf aber dadurch nicht in Sprachunterricht umfunktioniert werden, dabei kann es sehr hilfreich sein, wenn die Fremdsprachenfächer curricular aufeinander abgestimmt sind.

Zu dieser Spracharbeit gehört nun auch die Verwendung der Muttersprache als gezielt eingesetzte punktuelle Hilfe bei funktionaler Fremdsprachigkeit des Unterrichts. Insofern wäre also die Bezeichnung „bilingualer Unterricht" auch berechtigt. Muttersprache kann auch in der Inhaltsarbeit auftauchen, darf aber keinesfalls der leichte Ausweg sein: Ihren Anteil am Unterricht soll ausschließlich der Stand der Fremdsprachenkenntnisse der Schüler bestimmen — d.h. also: „soviel in der Fremdsprache wie möglich, so wenig in der Muttersprache wie nötig". In der Anfangsphase kann der Unterricht oft als sprachlicher Mischmasch charakterisiert werden, wichtig ist nur, daß die eben gewählte Sprache möglichst als Träger von neuen Informationen fungiert. Die Vorgehensweise, den Stoff zuerst in der Muttersprache, dann auch in der Zielsprache zu besprechen, verlangt doppelte Arbeit, doppelte Zeit und impliziert falsche Vorstellungen beim Schüler, nämlich die Trennung der Aufmerksamkeit zwischen Sprache und Sache, das aber in krassem Wiederspruch zu einem großen Vorteil, zur Sprachbezogenheit des bilingualen Unterrichts steht (OTTO 1991: 31 f.).

In den nächsten Phasen (Übergangs-/Zwischenphase; End-/Inhaltsphase) wird die Zielsprache allmählich zur Unterrichtssprache, fast wie bei normalem muttersprachlichem Unterricht (WESTHOFF 1994: 40 f., KRONEN-

7 Sprachbezogen ist eine Äußerung dann, wenn sie primär dazu dient, ein Stück Sprache zu erläutern und zu üben, alles andere ist mitteilungsbezogen.

8 Übungsformen zur gleichzeitigen Entwicklung des fachlichen und sprachlichen Kompetenzbereichs bringt LEISEN 1994: 219 ff.

BERG 1993: 124 f.). Mäsch listet (aufgrund seiner langjährigen Praxis) Unterrichtsmomente auf, wo Muttersprache weiterhin eingesetzt wird (1991: 52): zur Sicherung der terminologischen Zweisprachigkeit; bei Spontanäußerungen, Diskussionen, wo die sprachliche Kompetenz nicht ausreicht; zur Gewährleistung des Verständnisses; bei Gefahr der mangelnden Präzision; bei Überprüfung von Fachkenntnissen; bei der Besprechung muttersprachlicher Materialien; Zeitökonomie. Einige dieser Fälle sind ohne weiteres akzeptierbar (Terminologie, Diskussion ...), gegen andere (z. B. daß man glaubt, dadurch Zeit zu gewinnen, den Stoff schneller behandeln zu können) müssen wir aber Bedenken anmelden.

Ein Spezifikum des bilingualen Sachfachunterrichts, das durch die Verwendung der Fremdsprache entsteht, ist also die Spracharbeit. Ob das auch schon alles ist, hängt vom Lehrer ab. Er kann nämlich die sprachliche Schwierigkeiten auch als Herausforderungen betrachten und die Fachziele durch einen **verbesserten (fach)didaktischen Zugriff** erreichen. Das kann eine Sensibilität gegenüber der Komplexität des Stoffes entwickeln und zu einer anderen, behutsamen, sachlogisch schlüssigeren Sequenzialisierung des Stoffes führen, eine sorgfältigere Materialauswahl — z.B. hinsichtlich der Anschaulichkeit — bewirken. Das traditionelle lehrerzentrierte Verfahren durch Schülerorientierung zu ersetzen, die Erfahrungen, Kenntnisse der Schüler in den Unterricht miteinzubeziehen, die Sozialformen in der Stunde zu variieren, die Aktivität der Schüler zu fördern, um so den Schülern die Möglichkeit zur Verwendung der Sprache zu bereiten und auch eine ständige Rückmeldung zu bekommen — sind alle Indizien dieser Lehrerhaltung (KRONENBERG 1993: 126 f., SCHÜTZ 1993: 110 f.).

Diese Vorgehensweise kann auch für die in der Muttersprache unterrichteten Fächer, besonders für Osteuropa, vorbildlich sein (KOSCHAT/WAGNER 1994: 50, 78, 145). Direkter wirkt sie auf den Fremdsprachenunterricht zurück: Einerseits regt sie allgemein zu ähnlichen, allerdings zeitlich begrenzten Projekten außerhalb des bilingualen Unterrichts an, andererseits macht sie konkret bei dem begleitenden, parallellaufenden Fremdsprachenunterricht Änderungen notwendig. Ein Vergleich zeigte nämlich, daß der bilinguale Sachfachunterricht in erster Linie eine zusätzliche Beschäftigung mit der geschriebenen Sprache und eine Betätigung im rezeptiven Bereich bietet und so dem Sprachunterricht eine stärkere Konzentration auf die gesprochene Sprache und den produktiven Bereich ermöglicht (WULF 1996: 278 ff.).

### 3.2. Die Lehrmittel

Die Frage, wie durch Lehr- und Lernmittel der Lern- und Lehrprozeß effektiv unterstützt werden kann, wurde natürlich unterschiedlich beantwortet.



In Ungarn hat man durch die **Spiegelübersetzung** der Lehrbücher die Chancengleichheit beim Weiterlernen und die Möglichkeit des problemlosen Schulwechsels (in die Regelklasse) theoretisch gesichert. Bei sprachlichen Problemen bzw. zur Sicherung der terminologischen Zweisprachigkeit konnte die ungarische Originalversion herangezogen werden. In Deutschland wurde neben einem gängigen deutschen **Lehrbuch** auch eins **aus dem Zielsprachenland** verwendet. Dadurch wurde neben den vorher erwähnten Absichten auch die Möglichkeit der Betrachtung eines Phänomens aus unterschiedlichen Perspektiven erzielt.

Die Praxis zeigte aber, daß beide Vorgehensweisen mit schwerwiegenden **Problemen** verbunden sind. Gemeinsames Grundproblem ist, daß in beiden Fällen jeweils zwei Bücher vorausgesetzt werden (unökonomisch, unökologisch, ungesund), die obendrein sprachlich und/oder inhaltlich für den bilingualen Unterricht keinesfalls ideal sind (VÁMOS 1994a: 103, 128, 138, SCHÜTZ 1993: 98 ff., WELLER 1996: 75 f.).

Diese Mängel mußten natürlich beseitigt werden. Zur sprachlichen Vereinfachung und zur inhaltlichen Ergänzung bietet selbstverständlich auch der Lehrervortrag Möglichkeiten. Dieser kann aber auch medial unterstützt werden: Der Lehrer kann eigene, einfach formulierte Texte (evtl. mit Vokabelliste), aber auch authentische Texte sowie visuelle Medien (Fotos, Diagramme, Bildergeschichten, Videoaufnahmen) im Unterricht erfolgreich einsetzen (DREXEL-ANDRIEU 1991: 36 ff., KRONENBERG 1993: 128, SCHÜTZ 1993: 107, ERNST 1992: 238).

Hinter den Anstrengungen der einzelnen Lehrer bleiben die Schritte auf institutioneller Ebene zur medialen Unterstützung weit zurück. In Ungarn erschienen **spezielle Bücher** für einige Klassen der bilingualen Grundschulen, die aber die sprachlichen Vorkenntnisse der Schüler und die inhaltlichen Besonderheiten des bilingualen Unterrichts auch kaum berücksichtigen.

In Deutschland wurden Ende der 80er Jahre vom Kultusminister Nordrhein-Westfalens Empfehlungen für die einzelnen bilingualen Sachfächer (Politik, Erdkunde, Geschichte) herausgegeben, die aus der Zusammenarbeit von Lehrern dieser Züge und der Fachaufsicht entstanden. Sie enthalten Lernziele, Überlegungen und Beispiele zu möglichen Lerninhalten, Vorschläge für die Gestaltung des Unterrichts (Materialien, Sozialformen) und für die Lernerfolgsüberprüfung (KULTUSMINISTER 1988). Danach erschienen einige Aufsätze über Unterrichtsmaterialien (MÜHLMANN/OTTEN 1991, THÜRMANN/OTTEN 1992, OTTEN/THÜRMANN 1993), am Ende dieses „Prozesses" wurden dann 1992 die ersten Materialien, Bausteine für Erdkunde, 1995 für Geschichte veröffentlicht.

### 3.3. Der Lehrer

Ein Lehrer, der in diesen Klassen die Sachfächer in der Fremdsprache unterrichtet, muß selbstverständlich spezielle Eigenschaften aufweisen. Er muß erstens über eine **besonders hohe Kompetenz in der Fremdsprache** verfügen, ansonsten verspüren die Kinder eventuell Defizite bei der Beherrschung des Stoffes, der Fachsprache und auch allgemein der Fremdsprache (PILZECKER 1996: 13 f.). Aus diesem Grunde wurden/werden in Ungarn gerne Muttersprachler (meistens als Gastlehrer) eingestellt. Neben möglichen positiven Auswirkungen der unterschiedlichen pädagogischen Traditionen, Unterrichtsmethoden auf die Schüler und Kollegen (KOSCHAT/WAGNER 1994: 92 ff., 184 f.) tauchten aber auch schwerwiegende Probleme auf, die hauptsächlich auf eben diese Unterschiede zurückzuführen sind (TÓTHNÉ 1991: 76 f.). Aus diesem Grund werden in Ungarn seit 1989 Fachlehrer für den bilingualen Unterricht an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Lóránd-Eötvös-Universität Budapest ausgebildet (BOGNÁR 1993: 67 f.). Die dort Ausgebildeten weisen aber einen mit den Gastlehrern gemeinsamen Mangel auf: Sie haben meist keine **fremdsprachendidaktische Ausbildung** bekommen (vorher haben wir gesehen, daß in diesem Unterricht auch die Spracharbeit wichtig ist). Somit sind also Lehrer, die die Fächerkombination Sprachfach (mit hoher Sprachkompetenz) und Sachfach absolviert haben, am besten für diesen Unterricht geeignet.

Bis jetzt können unseres Wissens die Studenten bzw. Lehrer — abgesehen vom erwähnten Versuch — weder in Deutschland noch in Ungarn spezielle Aus- und Fortbildung für den bilingualen Sachfachunterricht erhalten. Erfahrungen, Ideen, Probleme, Gedanken werden höchstens in den Veranstaltungen der auf Initiativen dieser Schulen gegründeten Arbeitsgemeinschaften oder Vereine ausgetauscht und besprochen (ERNST 1992: 236 f., VÁMOS 1996).

### 3.4. Der Schüler

Über das wohl wichtigste Glied im Unterrichtsprozeß wissen wir allgemein noch wenig. Über Schüler bilingualer Klassen sind uns Berichte aus zwei Bereichen bekannt. In einigen Artikeln können wir über **spezielle Eigenschaften, Charakterzüge** von Schülern dieser Klassen (aus Ungarn) lesen. Angeblich bereiten sie noch mehr Probleme als „Normalschüler", denn sie sind kritischer, aktiver, selbständiger. Ihre Selbsteinschätzung ist entwickelter, sie wollen, daß der Lehrer sich mehr mit ihnen beschäftigt, sie beanspruchen öfters Hilfe (HANSÁGI 1993: 148 ff., TÓTHNÉ 1991: 76). Andererseits wird aber auch die hohe Motivation dieser Schüler hervorgehoben (KOSCHAT/WAGNER 1994: 155 f. und 171 ff., KÁLLAI 1988).

Über den **Vergleich der Lernresultate** sind unterschiedliche Erfahrungen, Ergebnisse veröffentlicht worden. In der deutschen Literatur beruft



man sich — trotz vorhandener Forderungen (BUTZKAMM 1993) — einfach, ungeachtet der gravierenden Unterschiede, auf die positiven Ergebnisse der langjährigen kanadischen Untersuchungen (DE CILLIA 1994: 20, PILZECKER 1996: 11 f.; Ergebnisse nach SWAIN 1984). Aus den Niederlanden werden hingegen kleinere, aus Frankreich (Elsaß) größere Defizite im fremdsprachlichen Sachfachunterricht gemeldet (BAUER 1994: 89 ff., OTT 1996: 164 f.).

In Ungarn böten die Aufnahmeprüfungen gute Möglichkeiten zum Vergleich. In den meisten Berichten lesen wir, daß diese Schüler genauso gute oder sogar bessere Ergebnisse erzielen als „Normalschüler" (HANSÁGI 1993: 149, VÁMOS 1994b: 19, BOGNÁR 1993: 69). Dies gilt aber sicherlich nicht für alle Fächer, denn einige beklagen sich eben, daß viele wichtige positive Auswirkungen des fremdsprachlichen Sachfachunterrichts (entwickelte analysierende, synthetisierende Fähigkeiten, fachsprachliche und fachliterarische Kenntnisse) in der Aufnahmeprüfung nicht beachtet werden (TÓTHNÉ 1991: 77; LÉNÁRT 1993: 84). Über das Vorhandensein von Defiziten im Fachwissen klagen auch Schüler (KOSCHAT/WAGNER 1994: 184 f. und 205).

In Ungarn wurden auch konkrete vergleichende Untersuchungen durchgeführt, doch wiederum in nur sehr kurzen Berichten veröffentlicht. Hier wurden entweder sogar bessere Ergebnisse festgestellt (in ungarischer Sprache und Literatur, sowie in Mathematik und Informatik (beide auf Englisch unterrichtet) — vgl. VARGA 1995: 228, CSAPÓ 1993: 87), oder die Defizite konnten darauf zurückgeführt werden, daß die Klasse einen guten oder einen weniger guten Lehrer hat (FRANYÓ 1992 über Biologieunterricht in sämtlichen bilingualen Gymnasien). Zu diesen Untersuchungen sind einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen:

- Bilinguale Schulen werden von gut selektierten Schülern besucht, sie mit einer „Durchschnittsklasse" zu vergleichen, gibt wenig Aufschluß darüber, was sie im Muttersprachunterricht hätten erreichen können (also was für negative Folgen der fremdsprachige Unterricht auf sie hat).
- Aus dem selben Grund ist es problematisch, die festgestellten Unterschiede (=positive) auf den bilingualen Unterricht zurückzuführen — dazu müßten mehrere Untersuchungen nacheinander durchgeführt werden (z.B. im Laufe des ersten Jahres);
- in den hier untersuchten Fächern, die in der Fremdsprache unterrichtet wurden (Mathematik, Elektrotechnik und Biologie), spielt das Visuelle, das Nonverbale eine viel wichtigere Rolle als z.B. im Fach Geschichte, wo fast alles auf dem Sprachlichen basiert.
- auch das Alter müßte in diesen Untersuchungen berücksichtigt werden.

## 3. Ausblick

Dieser Artikel konnte nur ein lückenhaftes Mosaik aufzeigen, was einerseits mit dem Umfang der Arbeit zu tun hat, andererseits aber mit dem mangelnden wissenschaftlichen Interesse an diesen Schulen zusammenhängt.

Zusammenfassend können wir festhalten, daß die bilingualen Schulen, die Lehrer der bilingualen Sachfächer noch schwerwiegende Probleme zu lösen haben. Dabei sind sie auf die Unterstützung der Fach- und Fremdsprachendidaktiker angewiesen, besonders in Ungarn, wo sich das ganze Schulwesen in einer Umgestaltung befindet. Wir können nur hoffen, daß die Wissenschaft in der Zukunft mehr Aufmerksamkeit diesen vielversprechenden Schulen schenken wird.

## Literaturverzeichnis


Bauer, Rober 1994: *Biologie auf Deutsch.* — In: *Grenzüberschreitender Sprachunterricht.* H. 2. S. 89-96.

Bognár, Anikó 1993: *Az ötéves kéttannyelvű gimnáziumi kísérlet első eredményei a budapesti Karinthy Frigyes Gimnáziumban.* [*Die ersten Ergebnisse des fünfjährigen bilingualen Versuchs im Budapester Gymnasium „Karinthy Frigyes".*] — In: *Budapesti Nevelő* 4. S. 67-71.

Butzkamm, Wolfgang 1992: *Zur Methodik des Unterrichts an bilingualen Zweigen.* — In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung* H. 1. S. 8-30.

Butzkamm, Wolfgang 1993: *Bilingualer Unterricht — Fragen an die Forschung.* — In: *Die Neueren Sprachen* H. 1-2. S. 151-161.

Csapó, Judit 1993: *Speciális hatéves képzés a Trefort Ágoston Kéttannyelvű Műszaki Szakközépiskolában.* [*Spezielle sechsjährige Ausbildung in der Bilingualen Technischen Fachmittelschule „Trefort Ágoston".*] — In: *Új Pedagógiai Szemle* H. 11. S. 79-87.

Cummins, James 1984: *Zweisprachigkeit und Schulerfolg.* Zum Zusammenwirken von linguistischen, soziokulturellen und schulischen Faktoren auf das zweisprachige Kind. — In: *Die Deutsche Schule* H. 3. S. 187-198.

de Cillia, Rudolf 1994: *Was heißt hier eigentlich bilingual?* Formen und Modelle bilingualen Sprachunterrichts. — In: Koschat/Wagner 1994, S. 11-22.

Drexel-Andrieu, Ircne 1991: *Bilinguale Geographie.* — In: Wode/Burmeister 1991, S. 34-39.

Ernst, Manfred 1992: *Bilingualer Unterricht in Sachfächern.* Wie sich Unterrichtende darauf vorbereiten können. — In: *Praxis des Neusprachlichen Unterrichts* H. 3. S. 236-243.

Ernst, Manfred 1995: *Fehlerkorrektur und Leistungsbewertung im bilingualen Sachfachunterricht.* — In: *Praxis des Neusprachlichen Unterrichts* H. 3. S. 258-264.

Franyó, István 1992: *Biológiatanítás a kéttannyelvű gimnáziumokban.* [*Biologieunterricht in den bilingualen Gymnasien.* ] — In: *Iskolakultúra* H. 2. S. 30-42.

Gulyás, Róbert 1994: *Pillanatfelvételek a kéttannyelvűségről.* [*Momentaufnahmen über die bilingualen Schulen.*] — In: *Iskolakultúra* H. 15-16. S. 160-163.

Hansági, Károly 1993: *Tapasztalatok a kétnyelvű oktatásról.* [*Erfahrungen mit dem bilingualen Unterricht.*] — In: *Iskolakultúra* H. 15. S. 148-151.

Horn, Dieter 1990: *Aspekte bilingualer Erziehung in den USA und Kanada unter Berücksichtigung des Unterrichts für Minderheitenkinder in der Bundesrepublik.* Baltmannsweiler: Schneider.





Kállai, János 1988: *Az idegennyelv-oktatás „nagy kaland"-ja.* A kéttannyelvű oktatás bevezetésének tapasztalatai. [*Das große Abenteuer des Fremdsprachenunterrichts. Die Erfahrungen der Einführung des bilingualen Unterrichts.*] — In: *Pedagógiai Műhely* H. 3. S. 33-41.

Kästner, Harald 1993: *Zweisprachige Bildungsgänge an Schulen in der Bundesrepublik Deutschland.* — In: *Die Neueren Sprachen* H. 1-2. S. 23-53.

Koschat, Franz; Wagner, Gottfried (Hg.) 1994: *Bilinguale Schulen.* Lernen in zwei Sprachen. Wien: Bundesministerium für Unterricht und Kunst.

Kronenberg, Werner 1993: *Lieber bilingual nach Europa als sprachlos in die Zukunft.* — In: *Die Neueren Sprachen* H. 1-2. S. 113-150.

Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen 1988: *Empfehlungen für den bilingualen deutsch-französischen Unterricht: Geschichte.* Frechen: Ritterbach.

Leisen, Josef 1994: *Handbuch des deutschsprachigen Fachunterrichts.* Didaktik, Methodik und Unterrichtshilfen für alle Sachfächer im DFU und fachsprachliche Kommunikation in Fächern wie Physik, Mathematik, Chemie, Biologie, Geographie, Wirtschafts-/Sozialkunde. Bonn: Varus.

Lesznyák, Márta 1996: *Kétnyelvűség és kéttannyelvű oktatás.* [*Bilingualität und bilingualer Unterricht.*] — In: *Magyar Pedagógia* H. 3. S. 217-230.

Lénárt, István 1993: *Az első magyar-spanyol kéttannyelvű érettségi előtt.* [*Vor dem ersten bilingualen ungarisch-spanischen Abitur.*] — In: *Iskolakultúra* H. 8. S. 82-85.

Mäsch, Nando 1991: *Ziele des zweisprachigen (deutsch-französischen) Bildungsweges.* — In: Raasch, Albert; Herold, Dieter; Kiupel, Claire (Hg.): *Fremdsprachen lehren und lernen: Perspektiven für ein Europa nach 1992.* Beiträge zum FMF-Kongreß Lübeck 1990. Saarbrücken. S. 47-56.

Mühlmann, Horst; Otten, Edgar 1991: *Bilinguale deutsch-englische Bildungsgänge an Gymnasien — Diskussion didaktisch-methodischer Probleme.* — In: *Die Neueren Sprachen* H. 1. S. 2-23.

Ott, Jürgen 1996: *Paritätischer bilingualer Unterricht im Schulamtsbereich Strasbourg.* — In: Funk, Hermann; Neuner, Gerhard (Hg.): *Verstehen und Verständigung in Europa.* Konzepte von Sprachenpolitik und Spachdidaktik unter besonderer Berücksichtugung des Deutschen als Fremdsprache. Berlin: Cornelsen. S. 162-178.

Otten, Edgar; Thürmann, Eike 1993: *Bilinguales Lernen in Nordrhein-Westfalen: ein Werkstattbericht — Konzepte, Probleme und Lösungsversuche.* — In: *Die Neueren Sprachen* H. 1-2. S. 69-94.

Otto, Albert 1991: *Das Fremde und das Eigene.* — In: Wode/Burmeister 1991, S. 28-33.

Pilzecker, Burghard 1996: *Fremdsprachiger Fachunterricht im Rahmen des bilingualen Unterrichts.* — In: *Praxis des Neusprachlichen Unterrichts* H. 1. S. 9-16.

Schütz, Helmut 1993: *Politik bilingual.* Anmerkungen zum Unterricht im Sachfach Politik in deutsch-englischen Zweisprachenzweigen an Gymnasien in Nordrhein-Westfalen. — In: *Die Neueren Sprachen* H. 1-2. S. 94-113.

Swain, Merrill 1984: *Die Zweitsprache als Unterrichtssprache.* Zur Methodik und Übertragbarkeit kanadischer „Immersionsprogramme". — In: *Die Deutsche Schule* H. 3. S. 199-205.

Thürmann, Eike; Otten, Edgar 1992: *Überlegungen zur Entwicklung von Lehr- und Lernmaterialien für den bilingualen Fachunterricht.* — In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung* H. 2. S. 39-55.

Tóth, Tiborné 1991: *Új utak a kétnyelvű oktatásban. (Neue Wege im bilingualen Unterricht.)* — In: *Új Pedagógiai Szemle* H. 11. S. 75-81.

Vámos, Ágnes 1989: *A két nyelven tanító gimnáziumok magyarországi típusai.* [*Die ungarischen Typen der Gymnasien mit zwei Unterrichtssprachen.*] — In: *Pedagógiai Szemle* H. 10. S. 944-953.

Vámos, Ágnes 1993: *Amikor a tanítás két nyelven folyik ...* [*Wenn der Unterricht in zwei Sprachen verläuft ...*] — In: *Új Pedagógiai Szemle* H. 11. S. 11-18.

Vámos Ágnes 1994a: *Magyar-angol katalógus.* A magyar-angol középiskolák taneszközei. [*Ungarisch-englischer Katalog. Die Lehrmittel der ungarisch-englischen Mittelschulen.*] Budapest: Keraban.

VÁMOS, ÁGNES 1994b: *A kéttannyelvű iskolákról.* [*Über die bilingualen Schulen.*] — In: *Nyelv Infó* H. 1. S. 18-19.

VÁMOS, ÁGNES 1996: *A kétnyelvű oktatás.* [*Der bilinguale Unterricht.*] — In: *Köznevelés* H. 24-25. S. 10.

VARGA, LAJOS 1995: *Magyar-angol nyelvű tagozat a Trefort Ágoston Kéttannyelvű Szakközépiskolában.* [*Ungarisch-englischer Klassenzug in der Bilingualen Fachmittelschule „Trefort Ágoston".*] — In: *Iskolakultúra* H. 15-16-17. S. 222-229.

WELLER, FRANZ-RUDOLF 1996: *Fremdsprachiger Sachfachunterricht in bilingualen Bildungsgängen.* — In: *Praxis des Neusprachlichen Unterrichts* H. 1. S. 73-80.

WESTHOFF, GERARD 1994: *Zur Didaktik des bilingualen Unterrichts.*— In: *Grenzüberschreitender Sprachunterricht* H. 2. S. 39-48.

WODE, HENNING; BURMEISTER, PETRA (Hg.) 1991: *Erfahrungen aus der Praxis bilingualen Unterrichts: ausgewählte Beiträge vom Symposium „Mehrsprachiger Unterricht in Europa", Kiel, November 1990.* Kiel.

WULF, HERWIG 1996: *Englisch im Sprach- und Sachfachunterricht.* Ein Vergleich zweier Unterrichtstypen. — In: *Praxis des Neusprachlichen Unterrichts* H. 3. S. 277-283.

# REZENSIONEN

**Bersier, Gabrielle: *Goethes Rätselparodie der Romantik.* Eine neue Lesart der „Wahlverwandtschaften". Tübingen: Niemeyer Verlag 1997 (=Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 90). 217 (+ VIII) S.**

Es gibt Autoren und Werke, die — aus verschiedenen Gründen — zu immer neuen Lektüren und Interpretationen anregen, ihre Beschaffenheit, ihre Besonderheiten und strukturellen Eigenschaften fordern sogar die Interpreten auf, immer neue Deutungen zu wagen und dadurch das Bild über das betreffende Werk zu bereichern, zu verändern oder zu de- und/oder re-konstruieren.

Das Buch von Gabrielle Bersier gehört in die Reihe der Re-Lektüren Goethes, denn es wird hier beabsichtigt, einen der meistdiskutierten Texte des mehr oder weniger kanonisierten Autors neu zu lesen und zu interpretieren, um dadurch auch das kanonisierte Goethe-Bild ein wenig zu nivellieren und neue oder nicht genug akzentuierte Aspekte daran zu entdecken. Die Ausgangshypothese von Bersier besteht nämlich darin, *Die Wahlverwandtschaften* sei ein parodistisches Werk von Goethe, ein Produkt seiner „nachklassischen Periode", das sich in erster Linie auf subtile Weise gegen die deutsche Romantik und ihren prominentesten und proteushaften Vertreter Friedrich Schlegel richtet. Obwohl die bisherige *Wahlverwandtschaften*-Forschung verschiedene Merkmale des Werkes entdeckte, analysierte und diskutierte, wurde, wie die Autorin im Vorwort feststellt, die Frage einer möglichen Parodie eigentlich nicht gestellt: „Die Assoziation der frechen Schreibart mit Goethes 'undurchdringlichstem' Buch wirkt entwürdigend." (S. VII). Trotzdem könnte das „Rätsel" und das „Rätselhafte" des Werks erst erklärt werden, wenn behauptet wird, der Roman sei (zugleich auch) eine Parodie, und zwar eine, die eine „Virtuosennummer" sei, „weshalb Goethes reminiszenzenreicher Roman nicht als Parodie, sondern ausschließlich als Originaldichtung in die Literaturgeschichte eingegangen ist" (S. VIII). Bersier beabsichtigt eben, den Roman als subtile Parodie zu analysieren und dadurch die durchaus intertextuelle Schreibart Goethes in diesem Text nachzuweisen, um dadurch zugleich „Ort und Funktion des Romans im Kontext seiner ästhetischen Tradition und romantischen Umwelt weitaus präziser als bisher" (S. VIII) zu bestimmen.

In ihrer Beweisführung geht die Autorin von Goethes eigenen Äußerungen über Parodie und parodistische Schreibweise aus, die zwar „spärlich und disparat" (S. 1) sind, die aber eher der travestierenden Art der Parodie gelten und seine negative Einstellung als „Abwehrhaltung des alten Klassikers" (S. 5) erkennen lassen. Trotzdem lassen sich andere Meinungen von Goethe z.B. im *West-Östlichen Divan* oder in *Dichtung und Wahrheit* auffinden, die „in der Parodie weniger eine Gattungsbezeichnung im Sinne der antiklassizistischen Neuprägung Travestie/Parodie als vielmehr ein ironisches intertextuelles Schreib- und Wirkverfahren" (S. 6) anklingen lassen, außerdem könne in manchen Werken von Goethe selbst eine aus pragmatischer Sicht, d.h. für die eigene literarische Praxis positivere Einschätzung von Parodie bzw. parodistischem Schreiben entdeckt werden. Bersier behauptet nun und versucht durch die Darlegung der grundlegenden Ansichten der Frühromantik (und in erster Linie der von August Wilhelm und Friedrich Schlegel) zu beweisen, daß Goethes Position gegenüber der Parodie zur Entstehungszeit der *Wahlverwandtschaften* von der romantischen nicht so weit entfernt war, wie es im alllgemeinen angenommen wird. Diese Feststellung legt eine viel größere Nähe von Klassik und Romantik bzw. vielfältigere und manchmal bis heute nicht in allen Details geklärte Wechselbeziehung zwischen ihnen nahe, die heutzutage immer

mehr zur gemeinsamen Grundlage der Goethezeit-Forschung wird, wofür eben der diskutierte Roman von Goethe ein köstliches Beispiel bietet.

Die romantische Auffassung von Parodie und verwandten Begriffen und ihre Wiederaufnahme in der (post)modernen Ästhetik und Literaturwissenschaft, in der „Friedrich Schlegels Prinzip der romantischen Ironie als »stete Selbstparodie« [...] zum Kompositionsgesetz erhoben" wird (S. 22), macht eine Klarstellung der theoretischen Parodiediskussionen notwendig. Bersier geht darauf auf den vom Thema verlangten Aspekt ein, indem sie keine umfassende Übersicht über das Forschungsfeld zu schreiben intendiert, sondern sich vor allem auf die sich in die romantische Tradition stellenden Auffassungen konzentriert. In ihrer Annäherung bekommt der Leser eine Auswahl einiger wichtiger und richtunggebender Auffassungen von der Antike bis heute, wobei der Akzent eindeutig auf den durch die Intertextualitätskonzeption angeregten oder eben sie anregenden Begriffsklärungen und vor allem auf der „metatextuelle[n] Dimension der Parodie" (S. 42), Reflexivität und Selbstreflexivität, auf der „sichtbar gemachte[n] intertextuelle[n] Relation" (S. 23) liegt. Das Fazit des theoretischen Überblicks führt den Leser zum Ausgangspunkt von Bersiers Untersuchung zurück: sie stellt fest, „daß das innovative Potential der Parodie bereits in der avantgardistischen literarischen Theorie und Praxis der Frühromantik kurzfristig vorweggenommen wurde" (S. 44), daß sich aber Goethes Roman in seinen parodistischen Eigenschaften dieses Innovative ebenso zu eigen macht und „der altgewordene Klassiker Goethe" (S. 45) die Grenzen einer klassizistischen Ästhetik überschreitet. An der Problematik einer kohärenten Deutung des Romanschlusses, mit dem die bisherige Forschung, mit deren Unzulänglichkeiten sich die Autorin auseinandersetzt, auch ihre Schwierigkeiten hatte, demonstriert Bersier die Notwendigkeit der Annahme der Parodie-Behauptung, worauf sich in der italienischen *Wahlverwandtschaften*-Forschung erste, von der Autorin genügend dokumentierte Ansätze finden lassen.

Bersier beruft sich zur Unterstützung ihrer These auf Goethe selbst, der sich in einem Brief über seinen Roman ein wenig rätselhaft äußert: „Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt" (zit. nach Bersier, S. 55). Im Hauptteil des Buches geht es dann tatsächlich darum, dieses Hineingelegte und Versteckte bis ins kleinste Detail aufzudecken. Die Autorin untersucht dabei verschiedene Elemente und Ebenen des Textes, vom Titel, Anfangssatz, von der Namensgebung bis zur Beschaffenheit der Figuren, zu ihrem allegorisch-mysteriösen Bezugsnetz und zur eingebetteten Rousseau-Parodie. Es wird behauptet, das parodistische Spiel fange mit den Namen und Buchstaben an, so „daß man den Eindruck gewinnt, die Antinomie der Zeichen, der Figuren und der Handlungsführung sei aus einem einzigen Machtspruch des Erzählers, aus dem Ironieprinzip seiner Onomastik hervorgegangen" (S. 58). Scharfsinnig wird für die Herkunft der Namen aus einer polemischen Einstellung Goethes zur Romantik im allgemeinen und zu Friedrich Schlegels Äußerungen und Benehmen um die Zeit seines aufsehenerregenden und Goethe irritierenden Übertritts zur katholischen Kirche im besonderen argumentiert, wobei sowohl Goethes als auch Schlegels verschiedene Textstellen einer vergleichenden Analyse unterzogen werden, indem Friedrich Schlegel, „der entschiedenste Verfechter der modern-romantischen Liebes- und Eheauffassung der *Wahlverwandtschaften* und geistiger Urheber ihrer ironisch-reflexiven Schreibart [...] gleichzeitig als geheimer Zieladressat des Romans" (S. 62) hervortritt. Somit werde Schlegel mit seinen eigenen Waffen (inter)textuell angegriffen, denn in seinen Schriften, die der intertextuell getarnten Goetheschen Geheimattacke laut Bersier zur Grundlage gedient haben sollen (es handelt sich vor allem um bestimmte Rezensionen und die Sanskrit-Studie), „gab Friedrich Schlegel nicht nur seine Kehrtwendung gegen die eigene Vergangenheit kund, sondern er machte auch auf



getarnte Art und Weise Front gegen den führenden noch lebendigen Weimarer Vertreter der klassisch-frühromantischen Schule." (S. 64). In diesen Feststellungen lassen sich, abgesehen von der Klarheit der Argumentation und der Überzeugungskraft der textuellen Beweisführung, manche terminologischen Unsicherheiten bemerken, indem Bersier verschiedene Etikettierungen für Goethe verwendet, einmal wird er als „altgewordene[r] Klassiker" (S. 45), dann aber als „Vertreter der klassisch-frühromantischen Schule" (S. 64) bezeichnet, der „die Frontstellung des Klassikers gegen Schlegels spätromantische Gefühlspoetik" (S. 201) kundtut; wieder einmal erscheint er als derjenige Klassiker, der „gegen die Auflösung der Regelpoetik des *ancien régime* die Geltungskraft der antiken Gattungsgrenzen weiterverteidigte" (S. 44), der aber andererseits eben durch die *Wahlverwandtschaften*, also schon in seiner „nachklassischen Periode" diese Grenzen auflockert: hier wäre also eine entschiedenere Betonung der Diachronik des Goetheschen Lebenswerkes notwendig, wodurch sich diese Einordnungsschwierigkeiten leichter beseitigen ließen — letzten Endes reagiert hier der „nachklassische" Goethe auf die bombastische Kehrtwendung des ehemaligen Apostels der Frühromantik, indem er selber manchen frühromantischen ästhetischen Postulaten näherkommt.

Weitere ins Detail gehende Analysen legen von der geheimen doppelgängerischen Identität der zwei männlichen Figuren Eduard und Mittler und ihren dunklen Beziehungen zu Friedrich Schlegels Gestalt Rechenschaft ab, indem den kleinsten intertextuellen Parodie-Signalen nachgegangen wird. Weiterhin erfolgt ein Nachweis des parodistischen Spiels in Eduards Buchstabendeutung, die wiederum auf textuelle Entsprechungen bei Friedrich Schlegel zurückgeführt wird, und ähnlich deutet Bersier weitere „rätselhafte" Momente des Romans, so z.B. die unerhörte Ähnlichkeit des Knaben Otto mit dem Hauptmann und Ottilie, die allegorisierende Charakterzeichnung von Ottilie, die als „Allegorie der Poesie Goethes gleichzeitig im Medium parodistischer Evokation die Schlegelsche Dichtungstheorie verlebendigt" (S. 140), d.h. mittels der Gedankenfigur der Prosopopöie in Anlehnung an bestimmte Schlegelsche Textstellen seine ästhetischen Ansichten ins Parodistische umkehrt und zugleich auch eine Entfernung Goethes von seinem früheren Bildungsideal signalisiert. Zuletzt und abschließend wird noch die Doppelparodie einiger Textstellen (die Kahnfahrt von Charlotte und dem Hauptmann, das Schlußkapitel) aufgezeigt, indem durch deutlich erkennbare Rousseau-Reminiszenzen (so durch die ironische Umkehrung einiger Szenen der *Neuen Heloise*) zugleich eine weniger erkennbare Schlegel- bzw. Romantik-Parodie durch die „verschlüsselten doppelparodistischen Signale" (S. 196) ins Spiel gebracht wird.

Auf diese Weise rückt Bersiers Buch Goethes rätselhaften Roman in ein neues Licht, ohne dabei alle anderen bisherigen Lesarten des Werks aufzuheben und ungültig zu machen oder den interpretatorischen Blickwinkel allzu einzuengen, was angesichts der Vielschichtigkeit von Goethes Werk nicht angebracht wäre, denn der Roman läßt sich bestimmt nich auf nur eine Lesart reduzieren — und das ist gut so, denn der vielstimmige Roman fordert auch ein vielschichtiges Herangehen, eine Vielfalt der Interpretationen, die oft einander widersprechend einander ergänzen. Die Untersuchung von Bersier eröffnet auch neue Perspektiven, und dem heute gängigen spielerisch-dekonstruktiven Umgang mit literarischen Texten seine guten Seiten abgewinnend bereichert es unser Wissen über den Text und sein facettenreiches und komplexes kulturelles Umfeld, und es regt den Leser auch dazu an, über mehr oder weniger kanonisierte Texte immer wieder nachzudenken.

*Magdolna Orosz*
(Budapest)

## Nehring, Wolfgang: *Spätromantiker*. Eichendorff und E. T. A. Hoffmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997 (= Sammlung Vandenhoeck). 246 S.

Wolfgang Nehring, der 1965 bei Richard Alewyn promovierte, seit 1967 Professor an der University of California, Los Angeles, ist, hat seine Aufsätze über Eichendorff und E. T. A. Hoffmann jetzt in einem Band gesammelt. Die meisten der jetzt veröffentlichten Studien wurden schon einmal als Beiträge in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden oder als Nachworte zu Textausgaben publiziert, wie es der Autor im Vorwort selbst erwähnt, aber die bibliographischen Daten der früheren Publikationen sind leider nicht angegeben, so kann der Leser des 1997 bei Vandenhoeck & Ruprecht veröffentlichten Bandes den forschungsgeschichtlichen Wert der einzelnen Beiträge nicht leicht einschätzen. Anders wirkt z.B. das Kapitel *Eichendorff und der Leser*, in dem sich Nehring auf Iser beruft, wenn der Leser sich dessen bewußt ist, daß der Aufsatz in seiner Originalform zuerst 1977, also nicht lange nach dem Erscheinen der Iserschen Studien im von Rainer Warning herausgegebenen Sammelbande *Rezeptionsästhetik* (München: Fink 1975) publiziert wurde. Auch einen anderen Eindruck macht der Aufsatz *Die Gebärdensprache E. T. A. Hoffmanns*, in dem Nehring Hoffmanns späte Erzählung *Des Vetters Eckfenster* unter einem eigenartigen Aspekt analysiert und dabei unter „Gebärdensprache" manche Darstellungsprinzipien versteht, in denen er die Verwirklichung des „seraphiontischen Prinzips" sieht, wenn wir wissen, daß das Original schon 1970 erschien.

Im einleitenden Aufsatz *Eichendorff und E. T. A. Hoffmann: Antagonistische Bruderschaft* geht es Nehring darum, seine Themenwahl durch die Aufzählung einer Reihe von „Gemeinsamkeiten" (S. 11) beider Autoren zu begründen, die von der bei den beiden Dichtern aus eigener Lebenserfahrung bekannten Problematik der bürgerlichen Existenz bis zu den „Anschauungsformen" reichen, „aus denen sich die Welt der Autoren aufbaut" (S. 11) — es geht hier um gemeinsame Motive —, aber gleich nennt Nehring auch die Unterschiede, und als den wesentlichsten eben den, daß die „psychologische Zerstörung und dämonische Besessenheit" bei E. T. A. Hoffmann „keineswegs wie bei Eichendorff konsequent der Kontrolle durch ein moralisches Über-Ich unterstellt" (S. 12) werde. Ebenso wichtig ist die Feststellung von so charakteristischen aber unterschiedlichen Zügen, wie der „humoristisch-ironischen Ambivalenz" bei E. T. A. Hoffmann (S. 26) und des Strebens von Eichendorff, „menschliche Verwirrung an die göttliche Instanz zu verweisen und damit zu lösen". (S. 27)

Dem einleitenden Kapitel folgen Aufsätze, in denen Nehring Erzähltexte von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann aus verschiedenen Blickwinkeln beschreibt und die wichtigsten Züge von den beiden Erzählern hervorhebt. Nehring verwendet in seinen Textanalysen zwar grundlegende erzähltheoretische Begriffe, doch geht es ihm in erster Linie nicht darum, theoretische Fragen mit Hilfe der Analyse der untersuchten Texte zu beantworten. So bleiben seine Erörterungen eher einem deskriptiven Vorgehen verhaftet. Aus seinen eher verallgemeinernden Feststellungen entsteht ein nicht allzu detailliertes Bild über Eichendorff und E. T. A. Hoffmann, trotzdem kann ein solches Herangehen manche allgemeinen Züge nachdrücklich hervorheben.

Im Aufsatz *Eichendorff und der Leser* geht Nehring —in Gegensatz dazu, was Iser in seinem Vortrag *Die Appellstruktur der Texte* postuliert — davon aus, daß „ein Werk in sich selbst Bedeutung hat und nicht erst durch den jeweiligen Leser seinen Sinn erhält" (S. 30), und er unterstützt seinen Standpunkt mit dem Beispiel



der Eichendorffschen Landschaften, die aus der Kombination einer geringen Anzahl von Motiven aufgebaut werden und deshalb dem Leser eine begrenzte Deutungsfreiheit zulassen.

Nehring sieht in Eichendorffs *Dichter und ihre Gesellen* einen romantischen Roman im Sinne der Schlegelschen Romantheorie und zugleich einen Vorläufer des modernen Romans des 20. Jahrhunderts. Die Modernität des Romans ergibt sich aus seiner Vieldimensionalität. Nehring führt diese Modernität auf das barocke Motiv des Welttheaters zurück: das Leben selbst sei ein großes Theater und die Menschen spielen ihre Lebensrollen auf der Weltbühne vor Gott (*Zwischen Barock und Moderne: Die Erzählstrukturen in Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen"*).

In der Spannung von Poesie und Ideologie in Eichendorffs Werken sieht Nehring aufgrund seiner „Erfahrung mit Kollegen und Studenten" die Ursache der „gelegentliche(n) Verstimmung oder Ungehaltenheit des Lesers", das Problem der „heutigen" Rezipierbarkeit von Eichendorff. Die Einheitlichkeit des dichterischen Werks von Eichendorff sei in der einheitlichen Ideologie, in der Bewahrung im Gesamtwerk zu finden. Der Konflikt der romantischen Freiheit und der Idee der romantischen Freiheit der „falschen subjektivistischen Freiheit", des „selbstbefangenen Subjektivismus" wird sowohl in den früheren als auch in den späteren Werken thematisiert (*Romantische Freiheit — ein Dilemma bei und mit Eichendorff*).

Nehring setzt sich mit einigen Aspekten der Wahrnehmungsproblematik in seinem Beitrag *Das Erlebnis der Fremde bei Eichendorff* — unter besonderer Berücksichtigung der Erzählung *Eine Meerfahrt* auseinander. Fremde und Heimat sind bei Eichendorff „Bilder, poetische Vorstellungen", deren Bedeutung von den Gefühlen und der Erkenntnis der Figuren bestimmt ist. Die Ferne wird nicht darum zur Fremde, weil der Held sich von seiner Heimat entfernt hat, sondern darum, weil er sich fremd fühlt. Fremde bedeutet Verlust der Heimat.

Im Aufsatz *E. T. A. Hoffmanns Erzählwerk: Ein Modell und seine Variationen* sucht Nehring „vergleichbare Beziehungen" zwischen den verschiedenen Erzähltypen von E. T. A. Hoffmann und beschreibt sein Gesamtwerk als ein „Netz aus wiederkehrenden Motiven, Sprachformeln, atmosphärischen Eindrücken" (S. 126). Die Einheit des Hoffmanschen Werks ergibt sich aus den wiederkehrenden Strukturen. Das grundsätzliche Strukturmodell ist das Erzählschema des *Goldenen Topfes*. Die Struktur der Hoffmannschen Märchen wird von dem Gegensatz von zwei Welten: der „gewöhnlichen faktischen" Welt und der transzendenten Welt bestimmt, wobei die letztere nur besonderen Figuren zugänglich ist. Der Ausgang der Handlung wird in das Phantastische versetzt, die Konflikte werden aus der phantastischen Welt in die „faktische" Welt übertragen und müssen dort gelöst werden. Im Mittelpunkt der Konflikte steht „das Schicksal eines jungen Mannes", der aktiv über sein künftiges Leben entscheiden muß. In den Erzählungen tritt an die Stelle der wunderbaren „höheren" Welt das Wunderbare, das Unerklärliche, das Ungewöhnliche: ein Märchen, ein Traum, ein Geheimnis — Phänomene, die „über die vordergründige Wirklichkeit hinausweisen und das Offensichtliche in Frage stellen". Auch in den Romanen von E. T. A. Hoffmann wiederholen sich ähnliche Strukturen, so ist auch die Struktur der *Elixiere des Teufels* auf die Grundstruktur des *Goldenen Topfes* zurückzuführen (*Der Schauerroman als Kunstwerk: E. T. A. Hoffmanns „Die Elixire des Teufels"*). In *Prinzessin Brambilla* finden wir ähnliche Strukturen wie in den Märchen, aber das Wunderbare ist nicht wirklich wunderbar, die Wunder sind keine echten Wunder, sondern sie sind bewußt arrangiert. Die drei Handlungsstränge laufen auf den Triumph des sich selbst erkennenden Humors hinaus (*Die Versöhnung von Phantasie und Realität durch den Humor: Hoffmanns Capriccio „Prinzessin Brambilla"*).

Eine Gesamtdarstellung des *Kater Murr* schließt den Band ab. Nehring charakterisiert dieses Werk — merkwürdigerweise mit der Anmerkung: „trotz seines fragmentarischen Charakters" — als „sowohl in biographischer, entstehungsgeschichtlicher und zeithistorischer als auch in künstlerischer Hinsicht, eine Zusammenfassung und Summe, ja den Höhepunkt von Hoffmanns dichterischem Werk" (S. 189).

Die Romantikforscher können jetzt die Beiträge ihres Kollegen in einem Band geordnet wiederfinden, der auch für ein breiteres Lesepublikum einen Einblick in die Erzähltechniken von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann bietet.

*Judit Domány*
(Budapest)

## Pflüger, Maja Sibylle: *Vom Dialog zur Dialogizität: Die Theaterästhetik von Elfriede Jelinek.* Tübingen; Basel: Francke 1996 (= Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 15). 326 S.

Die Arbeit, die auf der 1995 in Tübingen eingereichten Dissertation der Autorin basiert, leistet einen innovativen Beitrag zur bisher vorliegenden Forschungsliteratur, zu den viel umstrittenen Theatertexten von Elfriede Jelinek. Schon der Titel impliziert das Neue ihres Ansatzes: Pflüger geht von der These aus, daß Jelinek „ein Spiel mit Sprachphänomenen betreibt und die Sprache Mittel und Gegenstand ihres Sprechens ist" (S. 10). Die Figuren seien auf Diskurse reduziert; infolgedessen stelle der Text eine Oberfläche ohne Tiefe dar. Pflüger hebt hervor, daß Rede und Widerrede nicht von den Figuren geäußert werden und nicht auf Elfriede Jelinek als einzige Produktionsinstanz hinweisen, sondern sie geben sich in den Textmaterialien zu erkennen. Die Verfasserin der vorliegenden Studie versucht zu erörtern, was diese Texte doch zu Theatertexten macht, wenn der dramatische Dialog aufgelöst und zur Dialogizität der Rede verschoben wird.

Pflüger beschreibt die Jelineksche Theaterästhetik wie folgt. Im ersten Teil werden die Stücke auf die Grundkonstituenten des Dramas — Rede, Handlung, Figur — hin geprüft. Pflüger beschäftigt sich zuerst in ihrer Einleitung und später im ersten Teil sehr ausführlich mit den theoretischen Grundlagen ihrer Fragestellung. Der Begriff der Dialogizität wird in der theoretischen Darstellung aus Jacques Derridas Philosophie der Differenz hergeleitet, indem er in Abgrenzung von Michael Bachtins Kategorie des dialogischen Wortes und der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Intertextualität von Renate Lachmann konturiert wird.

Bei der Untersuchung der Fragmentierung und Dezentrierung der Jelinekschen Texte nimmt die Verfasserin das Konzept der Intertextualität zu Hilfe, wobei sie diese als bewußtes Produktionsverfahren behandelt. Pflüger akzentuiert nicht nur die Korrespondenz zwischen dem intertextuellen Text und den Referenztexten, sondern auch die Doppel- und Mehrfachkodierungen der Sprachzeichen. Sie unterscheidet hier zwei „Bewegungen": die Destruktion der mitgelieferten Sinnstrukturen und den Aufbau der neuen Interferenzen zwischen den Textsplittern. Pflügers Auffassung nach wird das benutzte Sprachmaterial gegen sich selbst ausgespielt und im neuen Kontext zur Distanznahme zu sich selbst genötigt. In der Analyse der dekonstruktiven Bewegung stützt sie sich — wie oben erwähnt — auf die Schriften von Derrida. Derridas Theorie der Differenz kennt keine zentralen Begriffe, sondern ein Begriff kann den anderen substituieren. Pflüger betont wegen



ihrer Nähe zum Theater (sie arbeitete 1991 im Theater 'In der Tonne', Reutlingen) die Wichtigkeit des Begriffs der **Soufflierten Rede,** denn die Soufflage garantiere den Zusammenhalt von Text und Szene und ist zugleich Zeichen von deren Differenz und der Brüchigkeit ihres Verhältnisses. Die Differenz der Rede zu sich selbst führe Jelineks intertextuelles Textverfahren in die dramatische Rede ein. Mit Hilfe der **Soufflierten Rede** lasse sich das szenische Moment von Jelineks Textverfahren bestimmen. Hinsichtlich der Idee der polyphonen Struktur der Sprache beruft sich Pflüger auf Bachtin. Mit Pflüger läßt sich also feststellen, daß die Dialogizität der Rede eine potenzierte Intertextualität meint.

In dem aus drei Teilen bestehenden Hauptteil der Arbeit wird die Theaterästhetik von Jelinek anhand dreier ausgewählter Theatertexte diskutiert (Teil II.: *Krankheit oder Moderne Frauen* /1987/, Teil III.: *Totenauberg* /1991/, Teil IV. *Wolken. Heim*/1990/). Bei der Textauswahl wird die Perspektive der Dezentrierung des Dramas eingenommen, so Pflüger in der Einleitung: „Die Auseinandersetzung mit der dramatischen Gattung und dem Theater ist den Texten nun eingeschrieben. Ich behandle die Stücke nicht in chronologischer Reihenfolge, [...], sondern habe sie nach formalen Kriterien angeordnet" (S. 18).

Aus den vorzüglich präsentierten Einzelanalysen geht hervor, daß in *Krankheit oder Moderne Frauen* noch die Spuren des sich auflösenden Dialogs vorzufinden sind, während in *Totenauberg* die Figuren „Sprachflächen einander vorbeitragen", wobei Rede und Widerrede noch ihren Platz haben. *Wolken. Heim* sei Szene einer Wiederholung. Die Stelle, wo Pflüger über die fehlenden Sprechinstanzen schreibt, setzt sich folgendermaßen fort: „Dadurch daß das Stück nur fremde entindividualisierende Worte und Texte ausstellt, jagen sich in ihm Echos, unter denen keine originale Stimme Ordnung schafft" (S. 252). Da der Text, wie die Autorin implizit einräumt, ein komplexes Geflecht unterschiedlicher Diskurse darstellt, ist die äußere Form des Dramas aufgegeben.

Es scheint, daß sich die Autorin wegen der isolierenden Darstellungsweise auf die Verflechtung der gewählten Texte nicht konzentriert, obwohl auch die Erfassung der speziellen Struktur eines möglichen Gesamttextes von Relevanz wäre.

Im folgenden werden die Forschungergebnisse der Einzelanalysen kurz skizziert. Kapitel II widmet sich der Fragestellung, "in welches Verhältnis Krankheit und Moderne Frauen gestellt sind" (S. 63). Nach Pflüger gewinnen die Geschlechterrollen eine klare Kontur und die Bühne präsentiert den Schauplatz des Geschlechterkampfes. Die Männer erscheinen als Machthaber der Ordnung, die Frauen dagegen werden als Kranke aus dieser Ordnung ausgegrenzt. Mit ihrem Vampirismus können sie die von den Männern gesetzten Ordnungen zerstören. Die Zerstörung oder Dekonstruktion erscheint auch auf einer anderen Ebene: die adaptierten Weiblichkeitsdiskurse werden deformiert, indem sie gegen sich selbst ausgespielt werden. Die weibliche Konturlosigkeit führt über das Paradigma von Krankheit zur Krankheit der Sprache (Verstöße gegen Sprachregeln) und zur Dezentrierung der Dramenstruktur.

Im Teil III haben wir die Analyse von *Totenauberg* vor uns. Hier präsentiert Pflüger ihre imponierenden Recherchen zum Thema „die Enteignung 'eigentlicher' Werte". Vom Begriff des Eigentlichen ausgehend nimmt sie nach dem Spannungsfeld zwischen Politik und Philosophie in den vier betitelten Akten des Stückes eine Spurensuche auf. Bei der Untersuchung zieht sie die für das Stück als automatisierte Folien dienenden Texte Heideggers (Engagement für den Nationalsozialismus), Hannah Arendts (Auseinandersetzung mit Heidegger) und Peter Singers (Bioethik) heran. Sie stellt fest, daß die vier Akte von *Totenauberg* die Diskurslinien bestimmen, die ein Netz bilden, in dem man sich verlieren kann, aber finale Strukturen aufweisen.

Auch im Teil IV beschäftigt sich die Autorin mit Jelineks „Recycling-Schreibverfahren", dessen Produkt auch der Text *Wolken. Heim* ist, der die Suche nach einer deutschen Identität bzw. der fraglichen Identität der Deutschen thematisiert. Sie betont, daß es hier um eine Textmontage geht, die aus Zitaten und transformierten, also ihrer Individualität beraubten Zitaten besteht. Wegen der Abwesenheit der formalen Einheiten präsentiert sie die Stimmen der Prätexte und untersucht die Metaphernfelder, die durch die Überschneidung der Textfragmente zustandekommen.

Nach den überzeugenden Textanalysen, deren Proportionen ausgewogen sind, behandelt die Verfasserin im Teil V Jelineks programmatische Schrift zum Theater *Ich möchte seicht sein* sehr konstruktiv. Auch anhand dieses Essays von Jelinek wird die Schlußfolgerung gezogen, Jelinek richte sich gegen Bedeutsamkeit und Tiefe im Theater und fordere auf der Bühne eine Aesthetik der Abwesenheit, die nichts hinter den Zeichen suche, sondern gerade den Mangel in Szene setze.

Die Arbeit schließt mit einem Ausblick auf das Theater der 80er und frühen 90er Jahre. Bleibt zu hoffen, daß die Verfasserin den im II. Kapitel des V. Teils angeschnittenen Fragen in einer anderen Studie nachgeht. Denn auf 10 Seiten läßt sich dieser Fragenkomplex nur oberflächlich behandeln. Die Darstellung bleibt nur ein „schemenhafter Kohlenentwurf". Positiv einzuschätzen ist aber, daß die Verfasserin Jelinek in diesem Kontext verortet und die allgemeinen Tendenzen der Gegenwartsdramatik durchschaubar darstellt.

In der großangelegten Untersuchung unternimmt die Autorin den Versuch, eine Studie auf poststrukturalistischer Basis zu verfassen. Dabei zeigen sich aber insbesondere im Gebrauch der von Pflüger gewählten Metasprache einige Unebenheiten. Dies mindert aber keineswegs den bereits oben betonten innovativen Charakter der Arbeit.

*Gabriella Nádudvary*
(Szeged)

## Steinecke, Hartmut: *Unterhaltsamkeit und Artistik.* Neue Schreibarten in der deutschen Literatur von Hoffmann bis Heine. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1998 (= Philologische Studien und Quellen 149). 226 S.

Die Jahrzehnte von 1820 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bringen wichtige Veränderungen in der deutschen Literatur: das „Ende der Kunstperiode" — um gleich Heines Ausdruck zu verwenden — kennzeichnet (zumindest scheinbar) eine Zäsur, neue Tendenzen, Auffassungen, Bestrebungen sind zu verzeichnen, wodurch diese Zeit zugleich auch als eine Übergangsperiode betrachtet werden kann. Es ist aber auch möglich, solche Züge dieser Literatur zu finden, die als gemeinsame Charakteristika verschiedener Autoren und Gattungen nicht nur die Disparatheit, sondern auch eine bestimmte Gemeinsamkeit und Kontinuität erkennen lassen. Hartmut Steineckes Buch, das — einer neuen und sich immer verstärkenden Tendenz folgend — eigentlich einige in den vergangenen etwa zehn Jahren erschienene, thematisch miteinander in Zusammenhang bringbare Aufsätze des Autors vereinigt, versucht eben solche Erscheinungen aufzuzeigen, die die von E.T.A. Hoffmann bis Heinrich Heine reichende Periode der deutschen Literatur gleichermaßen kennzeichnen. (Hier soll bemerkt werden, daß Hoffmann selbst stark zur Romantik und dadurch zur „Kunstperiode" gehört, seine Herausnahme aus diesem Komplex verschiebt gewissermaßen die Sichtweise.)



Die Leitbegriffe des Buches sind „Unterhaltsamkeit" und „Artistik" bzw. „Schreibart", die Steinecke vor allem in Anlehnung an Heine gebraucht und bestimmt. Der Autor ist bemüht, den Ausdruck „Unterhaltsamkeit" von den negativen Konnotationen zu befreien, die er durch die Nähe zur „Unterhaltung", „Unterhaltungsliteratur", „Popularität" in der größten Mehrheit der deutschen Literaturkritik und Literaturwissenschaft erhalten hat (in anderen Ländern war diese Verurteilung nicht so stark), denn laut Steinecke schließt Unterhaltsamkeit einen (sogar hohen) ästhetischen Wert bei weitem nicht aus, wofür eben Heine sich als Beispiel anbietet. „Artistik" und „artistisch" werden auch in Anlehnung an Heines von der französischen Kultur geprägten Wortgebrauch verstanden, diese Ausdrücke „betonen die geschickte, meisterhafte Beherrschung der Kunst, oft auch ein besonderes Formbewußtsein" (S. 10). Der Begriff der „Schreibart" ist mit dem von „Stil" verwandt, nur „seltener verwendet und [...] daher offener für neue Bestimmungsversuche" (S. 7). Dieser Begriff wird wiederum von Heine und Laube entlehnt, die beide von Heines „neuer Schreibart" sprechen, und Steineckes Meinung nach „kann das also ein neuer Stil sein, aber auch, allgemeiner, eine neue Art, Geschichte oder Wirklichkeit zu sehen oder darzustellen, mit (alten und neuen) Themen und Stoffen umzugehen" (S. 7f.). Obwohl später konkrete Varianten der „neuen Schreibart" in der jungdeutschen Kritik bzw. in Heines Werken festgestellt werden, wird der Ausdruck „Schreibart" (ohne den Adjektivzusatz „neu") textanalytisch nicht weiter definiert, es werden die verschiedenen Textelemente und -ebenen nicht herausdifferenziert, die als bestimmende Momente einer strengen Definition funktionieren könnten, Schreibverfahren, Konstruktionsprinzipien, Stilelemente, sprachliche Formulierung, d.h. heterogene Aspekte werden darin vereinigt. Das wird dadurch begründet, daß Steinecke die Autoren, Werke und Erscheinungen vor allem nicht aus theoretischem Interesse untersucht, sondern eher bestimmte, durch die von ihm benutzten weit verstehbaren Leitbegriffe erfaßbare Phänomene deskriptiv-diagnostisch überblickt.

Die einzelnen Kapitel des Buches folgen einer chronologischen Ordnung und sie behandeln verschiedene Autoren und Gattungen aus dem Gesichtspunkt ihrer Unterhaltsamkeit und Artistik. Zuerst bekommt der Leser Überlegungen über wichtige Charakteristiken von E.T.A. Hoffmanns Werk (*E.T.A. Hoffmann: Unterhaltsamkeit und Artistik*), indem Steinecke als einer der besten Kenner von Hoffmann einerseits Hoffmanns Einordnung in einen breiteren europäischen Kontext betont, andererseits aber bekannte und vieldiskutierte Werke unter dem Aspekt seiner zwei Leitbegriffe untersucht. Eine Neubewertung von Hoffmanns Romanen wird vorgeschlagen, denn Steinecke suggeriert, daß nicht nur die traditionell als Romane betrachteten (und von Hoffmann selbst so etikettierten) Werke, d.h. *Die Elixiere des Teufels* und *Kater Murr*, als solche lesbar seien, sondern auch andere wie *Der goldene Topf*, *Seltsame Leiden eines Theater-Direktors*, *Klein Zaches genannt Zinnober*, *Prinzessin Brambilla* und *Meister Floh*, und zwar eben auf Grund solcher Merkmale, die die europäischen Romantraditionen kennzeichnen (intertextuelles Schreiben, Selbstreflexion, Ironie, Humor und Parodie usw.), wodurch Hoffmann in den Kontext der modernen europäischen Literatur eingebettet werden kann. Diesen allgemeinen Feststellungen folgen Einzelanalysen berühmter Werke, auf Grund deren z.B. *Der goldene Topf*, der Ironie und Ambivalenz, ein Nebeneinander und Ineinander von Phantasiewelt und bürgerlicher Welt und selbstreflexive Passagen aufweist, sich als „ein Entwicklungsroman in Märchenform, ein reflektierter Märchenroman" (S. 43) qualifizieren läßt, denn „die komplexe Form, die virtuose, reflektierte Erzählkunst machen das Werk zum artistischen Märchen" (S. 3) — wodurch Hoffmanns Werk gleich auf den von Steinecke zum Leitmotiv gemachten gemeinsamen „Nenner" gebracht wird. Diese Feststellung wird durch

die Analyse der beiden Romane *Die Elixiere des Teufels* und *Kater Murr* unterstützt, die sich beide durch „neue ästhetische Werte wie Polyvalenz und Offenheit" (S. 8) sowie Selbstreflexion auszeichnen; trotzdem aber warnt Steinecke davor, Hoffmann oder einige Werke von ihm als „postmodern" zu etikettieren (was in der letzten Zeit — bestimmt nicht zufällig — mehrmals versucht wurde), da es angesichts der Unsicherheit der Bestimmung von Postmoderne selbst „wenig aussagekräftig" (S. 73) sei.

Die folgenden drei Kapitel (*Neue Schreibarten des Historischen; Reisebilder — Reiseliteratur*; *Literaturkritik und Weltliteratur bei den Jungdeutschen*) befassen sich mit solchen Gattungen, die in der untersuchten Zeitspanne neue Schreibarten erproben, nämlich mit dem historischen Roman, der Reiseliteratur und der Literaturkritik. In die Untersuchung des historischen Romans wird die europäische Perspektive wiederum einbezogen, indem das diesbezügliche Kapitel mit einer Analyse von Walter Scott bzw. von seinem Einfluß und seiner Rezeption in Deutschland einsetzt, der „der populärste Autor der Zeit, [...] der Meister der unterhaltsamen Literatur" (S. 79) war, dem es also gelang, „Unterhaltsamkeit und künstlerische Qualitäten zu verbinden" (S. 79), so daß er den deutschen historischen Roman bzw. (und in viel stärkerem Maße) den deutschen Roman im allgemeinen wesentlich beeinflußte und prägte (vgl. S. 80). Als Beispiel dafür wird eine Analyse von Willibald Alexis' Roman *Schloß Avalon* präsentiert, der sich als Scott-Roman tarnt und mystifiziert, der aber „einer der frühesten historischen Romane in Deutschland ist, bei dem neben das Interesse an der Vergangenheit zumindest in Ansätzen ein aktualisierendes Wirkungsinteresse tritt" (S. 94), und der die „Unterhaltsamkeit" „zur Vermittlung von (geschichtlichem und kulturgeschichtlichem) Wissen und zur (hier noch sehr zurückhaltenden) Propagierung politischer Ansichten" (S. 97) benutzt.

Ähnliche Tendenzen lassen sich auch in bezug auf die Funktionen und Formen der Reiseliteratur feststellen: Steinecke behauptet, „die Reiseliteratur Heines, Börnes und der Jungdeutschen" sei nicht einfach „als Übergang zur Belletristik des Vormärz", sondern „als ihr [...] Teil" zu betrachten, denn „Reiseliteratur steht am Beginn der 'modernen' Literatur 'nach der Kunstperiode' " (S. 113), und das gilt nicht nur für Heine, sondern auch „für andere Reiseschriftsteller, die gleichzeitig mit Heine [...] schrieben" (S. 114). Aus solchem Blickwinkel lassen sich auch Werke von Charles Sealsfield bewerten: Wirkung sei hier auch „ein erklärtes Ziel des Autors" (S. 121), wozu er dann Mittel der Unterhaltungsliteratur verwendet, trotzdem „gewinnt die Unterhaltsamkeit bei Sealsfield einen größeren Eigenwert, sie löst sich von den engen Zwecken aufklärerischer Didaktik, ohne allerdings je Selbstzweck zu werden" (S. 123), wodurch der Autor zugleich eine wichtige Rolle „für die erhoffte Entwicklung des deutschen Romans" (S. 127) einnimmt.

Die Wichtigeit der Literaturkritik wurde seit der Frühromantik besonders betont, die „produktive Kritik" erlangt dann bei den Jungdeutschen eine wichtige und zugleich neue Position, und Steinecke will eben zeigen, „daß der gleiche Begriff der »produktiven Kritik« bei den Jungdeutschen etwas anderes, und gegenüber der Romantik durchaus Neues meint: daß sie in der Tat einigen wesentlichen Prinzipien neuerer Literaturkritik als erste eine wichtige Ausprägung gegeben haben" (S. 134). Um die neue Zielsetzung realisieren zu können, ist eine neue „Schreibart" notwendig, Kritik selbst soll „unterhaltsam, interessant und damit öffentlich" (S. 136) werden. Das konnten — aber wegen der inneren Widersprüchen der Konzeption selbst nur für eine kürzere Zeit — die Jungdeutschen verwirklichen, wofür sich die Diskussion des von Goethe geprägten Konzepts der „Weltliteratur" als Beispiel darstellen läßt, das von den Jungdeutschen erweitert und mit politischen Inhalten gefüllt wurde.



Das Abschlußkapitel (*Heinrich Heine: der 'erste Artist' der deutschen Sprache*) wendet sich nun Heinrich Heine zu, bei dem die — wie bereits hervorgehoben wurde, eben auch durch ihn geprägten — Leitbegriffe eine vollständige Ausprägung erhalten. Steinecke geht von der Behauptung der unlösbaren „Einheit von Stil und Sprache mit den ausgesprochenen Gedanken und Ideen" (S. 166) aus, legt aber den Akzent auf eine eingehendere Analyse von Heines Stil und Sprache, indem er die Charakteristika der von Heine selbst für ihn treffend gefundenen „neuen Schreibart" festzustellen versucht. Das Ergebnis mündet in die Konstatierung einer neuen, sich aus der Ausnutzung der Vielschichtigkeit und der Möglichkeiten der deutschen Sprache sich ergebenden „Bildlichkeit", einer bis dahin unbekannten stilistischen „Beweglichkeit und Leichtigkeit" sowie der Ausrichtung „auf zentrale Themen des 19. Jahrhunderts und der menschlichen Existenz" (S. 168), wofür reiche und vielfältige Textbeispiele gebracht werden. Im Lichte der Erörterungen des ganzen Buches scheinen die zwei abschließenden Teilkapitel, in denen es um Heines Kosmopolitismus bzw. um das Bild fremder Völker und Kulturen in seinen späten Geschichtsgedichten sowie um jüdische Dichter-Bilder in *Romanzero* geht, mit dem von Steinecke gewählten Leitfaden eher nur locker zusammenzuhängen, was wahrscheinlich auch aus dem Sammelbandcharakter des Bandes resultiert. Eben deshalb wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, noch ein abschließendes Kapitel hinzuzufügen, das die Ergebnisse der unterschiedlichen Untersuchungen systematisierend hätte zusammenfassen und auch die jeweiligen Differenzen im Begriffsverständnis sowie in der Gültigkeit der Begriffsverwendung kritisch wertend überblicken können. Davon abgesehen erhält aber der Leser eine Studie, die auf nicht immer genug betonte Tendenzen und Phänomene der deutschen Literatur aus einem bis jetzt kaum erfaßten Blickwinkel aufmerksam macht.

*Magdolna Orosz*
(Budapest)

## Bassola, Péter (Hg.): *Beiträge zur Nominalphrasensyntax*. Szeged: JATE Press 1998 (= Acta Germanica 6). 197 S.

Während des letzten Jahrzehnts hat innerhalb der germanistischen Linguistik bekanntermaßen eine intensive Auseinandersetzung mit Morphologie und Syntax der deutschen Nominalphrase stattgefunden. Wir erinnern hier an die grundlegenden Arbeiten von H. *Haider* („Die Struktur der deutschen Nominalphrase", ZS 7/1988), Ch. *Bhatt* (*Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*, Tübingen: Niemeyer, 1990), I. *Zimmermann* (*Syntax und Semantik der Substantivgruppe*, Studia grammatica XXXIII, 1991), und V. *Ágel* („Finites Substantiv", ZGL 24/1996), die vor allem darauf abzielten, Symmetrien — und Asymmetrien — zwischen der Struktur des Satzes und jener der Nominalphrase aufzuspüren und theoretisch zu fundieren. Der vorliegende Band ist als wesentlicher Baustein zur Weiterführung der in den genannten Arbeiten eröffneten Diskussion zu begrüßen; er geht auf eine Tagung mit dem Titel „Nominalphrasensyntax" zurück, die im Mai 1992 an der József Attila Universität in Szeged veranstaltet wurde. *Gewiß*: die Drucklegung des dort Vorgetragenen erfolgte *spät*, wie auch P. *Bassola*, der Herausgeber des Bandes, in seinem Vorwort bedauernd anführt, doch — so fügen wir gleich hinzu und können den Kurator weitestgehend beruhigen — in keiner Weise *zu spät*, da die darin enthaltenen qualitativ hochrangigen Beiträge in keinster Weise von ihrer Aktualität eingebüßt haben.

In seinem Beitrag „Determinantien und Pronomina in der DP" (S. 11-43) nimmt H. *Vater*, der bereits in den Sechzigerjahren mit seiner Monographie *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch* (Tübingen: Niemeyer 1963 (1979) einen richtungsweisenden Beitrag zu einer Theorie des Artikels geleistet hat, eine Bestandsaufnahme der wesentlichsten strukturellen Eigenschaften der *Artikelwörter* oder *Determinantien* vor, von denen er allerdings hier im Unterschied zu früheren Publikationen die Quantoren (*ein-*, *all-*, *manch-*, etc.) ausnimmt. Der von ihm angewendete DP-Ansatz ist eine konsequente Weiterentwicklung der von N. Chomsky in *Barriers* (Cambridge, Mass.: MIT Press, 1986) modifizierten Version der X-bar-Theorie. Sein theoretisches Fundament bildet die funktionale Kategorie D(ET) als Kopf einer DP (in etwa: „Determinierte Phrase"), der der gleiche theoretische Status wie COMP und INFL auf der Satzebene zukommt und die es möglich macht, strukturelle Parallelen zwischen Satz und Nominalphrase adäquat zu erfassen. Im Zuge seiner Untersuchungen gelangt der Verf. zu folgenden Befunden: 1. Determination ist als Einengung der semantischen Referenz einer DP zu verstehen, wobei sich bei sprachübergreifender Betrachtung drei formale Verfahren zu ihrer Kennzeichnung festmachen lassen: a) *direkte* Kennzeichnung durch die lexikalische Klasse der Determinantien (-wurzeln), traditionell: der (die) bestimmte(n) Artikel und verschiedene Demonstrativpronomina; b) indirekte Kennzeichnung durch Wortstellung (*sobaki lajut* 'die Hunde bellen' vs. *lajut sobaki* 'Hunde bellen') und Kasusmarkierung (*kušaet xleb* 'er ißt das Brot' vs. *kušaet xleba* 'er ißt (vom) Brot') im Russischen (und anderen slawischen Sprachen). c) Null-Kennzeichnung: Determination wird nicht indiziert — so z.B. in den meisten Sprachen bei Eigennamen. 2. Indefinitheit einer DP wird in ihrer reinsten Form durch *Abwesenheit* eines Artikelworts (Determinans) ausgedrückt. 3. Pronomina lassen sich als *intransitive* (oder *absolute*, d.h. durch kein NP-Argument „gesättigte") Determinantien begreifen.

In „Nominale Komposita und Argumentstruktur" (S. 45-61) prüft F. *Kiefer* zwei Behauptungen, die mehrfach in der jüngeren Fachliteratur hinsichtlich der Argumentstruktur deverbaler Nominalisierungen vertreten wurden. Dabei geht es einerseits um die Annahme, daß sich die beiden als *Ergebnis-* bzw. *Ereignis*-Nominalisierung bekannten Nominalisierungs-Typen voneinander durch ihre Argumentstruktur unterscheiden würden, andererseits um die These, daß das *externe* Argument eines Verbs (traditionell gesprochen: das Argument in Subjektsfunktion) grundsätzlich *nicht* als Aktant in eine von diesem Verb abgeleitete Nominalisierung Eingang findet.

Aufgrund einer Reihe syntaktischer Tests gelangt Kiefer jedoch im ersten Punkt zum Schluß, daß der Unterschied zwischen Ereignis- und Ergebnis-Nominalisierung *nicht* im Vorliegen bzw. Nicht-Vorliegen einer bestimmten *Argument-Struktur* zu suchen ist, sondern — wie im Grunde genommen schon die Termini „Ereignis" bzw. „Ergebnis" vermuten lassen — in der *Semantik* dieser Nominalisierungs-Typen. Daß zum zweiten eine deverbale Nominalisierung prinzipiell nicht das Subjekt-Argument des Basisverbs als Argument aktualisieren kann, scheint zwar übereinzelsprachlich für Nominalisierungen *transitiver* Verben zu gelten, bei Nominalisierungen *intransitiver* Verben ergibt sich jedoch ein differenzierteres Bild. Während im Englischen (**Geese-gaggling can be enervating*) das Auftreten des Subjektsaktanten tatsächlich generell ausgeschlossen ist, scheint sie im Deutschen (*Gänseschnattern kann ganz schön nerven*) oder im Ungarischen (*a libagágogás idegesítő*) zumindest immer dann zulässig zu sein, wenn der Subjektaktant zwar Ausführender einer Handlung ist, diese aber *weder* plant *noch* in ihrem Ablauf kontrolliert: man vergleiche grammatisches *Kinderlachen / Kinderweinen nervt*



*mich* einerseits mit ungrammatischem **Kinderspielen* (im Sinne von: *das Spielen von Kindern*) *nervt mich* andererseits.

Als Resümee hält Kiefer fest, daß alle Versuche, die Argumentwahl deverbaler Nominalisierungen ausschließlich auf deren Argument-*Struktur* zurückzuführen, sich als allzu simplizistisch herausstellen. Als ebenso bestimmende Faktoren sind die — der betreffenden Nominalisierung inhärente — *thematische* (= rollensemantische) Aktantenhierarchie sowie — zumindest in einem gewissen Ausmaß — der außersprachliche Kontext zu werten. Als nicht uninteressantes Korollar von Kiefers Untersuchung ergibt sich, daß das Deutsche in der Frage der Argumentwahl deverbaler Nominalisierungen offensichtlich strukturell mit dem typologisch ansonsten recht verschiedenen Ungarischen, nicht aber mit dem naheverwandten Englischen zusammengeht.

In „Frage [Frage / Frage- / -frage]. Über ein französisch-deutsches Kooperationsprojekt: Syntagmatisches Wörterbuch (Lexique — Grammaire) Deutsch — Französisch, Französisch — Deutsch" berichten J. *Kubczak* und S. *Costantino* über ein vom *IDS Mannheim*, dem *Laboratoire d'automatique documentaire et linguistique* in Paris, und der *Universität Aix-en-Provence* durchgeführtes Forschungsprojekt, das der Ausarbeitung eines lexikographischen Modells für zweisprachige syntagmatische Wörterbücher gewidmet war. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei der Frage geschenkt, wie *ähnlich* die semantisch-syntaktische Valenz deverbaler Substantive der Valenz ihrer verbalen Ableitungsbasen ist. Die sich aus einem konfrontativen Zugriff ergebenden Antworten auf diese Frage werden von den Autorinnen ausführlich anhand des Modell-Artikels „Frage" (gegliedert in 1. „*Frage* in festen Syntagmen" wie in *Keine Frage!; das kommt überhaupt nicht in Frage!; es steht außer Frage, daß ...;* etc., 2. „*Frage* in freien Verwendungen" wie in *jemandes Frage nach etwas*, 3. „*Frage* in Komposita" wie in *Fragebogen* oder *Arbeitslosenfrage*) exemplifiziert.

In ihrem Beitrag „Zur Grenze zwischen Grammatik und Lexik im Bereich der Substantivvalenz" (S. 129-142) vertieft S. *László* bereits früher gemachte Beobachtungen zur deutschen und ungarischen Substantivvalenz. Konstatiert wird das Fehlen eines theoretischen Rahmens, der es erlauben würde, *morphosyntaktische Valenz* der Substantive und diverse Mechanismen *substantivischer Wortbildung* systematisch zueinander in Beziehung zu setzen; ein solches theoretisches Fundament stellt insofern ein Desiderat dar, als etwa für das Ungarische sehr typische und häufig zur Anwendung gelangende *lexikalische* Aktualisierungsformen von Valenz — Substantiv-Komposition und sekundäre adjektivische Ableitungen zu Nominalisierungen — in der Fachliteratur zur Valenz des deutschen Substantivs sowie in den einschlägigen deutschen Valenzwörterbüchern eine höchstens marginale Berücksichtigung finden, da den genannten Mechanismen im Deutschen eben nur eine marginale Rolle zukommt (hierzu vergleiche man auch die im folgenden referierten Befunde des Beitrags von *Bassola* und *Bernáth*).

Im Zuge von Lászlós Untersuchung erweist sich das Ungarische als Sprache, in der eine *syntaktische* Substantivvalenz zwar in Ansätzen vorhanden ist, aber viel weniger aktualisiert wird als dies aufgrund der prinzipiellen strukturellen Möglichkeiten möglich erschiene. Darin unterscheidet sich die Valenzrealisierung des ungarischen Substantivs wesentlich von jener des deutschen. Doch gibt es zwischen dem Ungarischen und dem Deutschen natürlich *nicht nur* Unterschiede: so sind etwa das deutsche Genitivattribut und das Präpositionalattribut (*Frage an den Präsidenten*, *Ehrerbietung vor den Eltern*) mit dem ungarischen Possessivattribut und dem in der ungarischen Grammatik traditionellerweise so bezeichneten „attributiven Adverbial" (*kérdés az elnökhöz*) durchaus in Hinblick auf ihre Funktion vergleichbar. Allerdings bestehen auch hier wesentliche Unterschiede im *syntaktischen Ver-*

*halten* dieser Strukturen, beispielsweise die Tatsache, daß das ungarische attributive Adverbial in eine Adjektivgruppe umgewandelt werden kann (*tisztelet a szülők iránt* > *a szülők iránti tisztelet*), was für seine deutsche Entsprechung unmöglich ist ('**die-vor-den-Eltern-Ehrerbietung*').

Im Beitrag „Einige Gedanken zur Valenz der ungarischen Substantive" (S. 143-172) geht M. *Tamássy-Bíró* auf die vom Deutschen sehr verschiedenen morphosyntaktischen Realisierungsformen bestimmter semantischer Valenz-Konstellationen im ungarischen Substantiv ein, wobei als theoretischer Rahmen für die Darstellung der Substantivsemantik Heidolph-Flämig-Motschs *Grundzüge einer deutschen Grammatik* (Berlin 1984) herangezogen wird. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht dabei die Frage nach Obligatheit bzw. Fakultativität der Argumente einzelner Substantive, beispielsweise beim Substantiv *jelenlét* 'Anwesenheit' (*az afrikai portugál jelenlét* '*die-afrikanische-Portugal-Anwesenheit', *Afrikai jelenlétük* '*ihre-afrikanische-Anwesenheit', etc.). Besonderes Augenmerk widmet die Verf.in der Valenzstruktur zweier semantisch definierbarer Substantivklassen: einerseits Substantiven, die so wie *különbség, szakadég, választóvonal, aránytalanság*, aber auch *rivalizálás, játzsma, vita, viszály, verseny*, etc. ein *symmetrisches* Verhältnis zwischen zwei Entitäten bezeichnen (wobei diese Symmetrie entweder *statischer* oder *dynamischer* Natur sein kann), zum anderen Substantiven wie *szél, teteje, alja, belseje, közepe, veleje, java*, etc., denen das Bedeutungselement „Teil von etwas" inhärent ist.

In „Realisierung der Valenzstruktur von deutschen und ungarischen deverbalen Substantiven" präsentieren P. *Bassola* und C. S. *Bernáth* die Ergebnisse einer Untersuchung, deren empirische Grundlage deverbale Nominalisierungen aus Artikeln in ungarischen und deutschen Zeitungen bilden. Systematisch verfolgt werden dabei drei Fragestellungen: 1. wann entscheidet sich der Schreibende eher für eine *satzförmige* (Nebensatz, Infinitivkonstruktion, Partizipialkonstruktion), wann eher für eine *substantivische* Realisierung (Nominalisierung) eines wiederzugebenden Sachverhalts? 2. Welche Elemente der semantischen Valenz eines deverbalen Substantivs erfahren eine formale Realisierung, welche werden dagegen *nicht* realisiert (aber aufgrund des Kontexts implizit *mitverstanden*), welche werden schließlich *nicht* realisiert und auch *nicht* mitverstanden? 3. In welcher Form wird die zugrundeliegende *semantische* Valenzstruktur realisiert?

Hinsichtlich der formalen Realisierung zeigen sich auffallende Unterschiede zwischen Deutsch und Ungarisch. So wird etwa das Agens eines *einwertigen* deverbalen Substantivs im Deutschen a) seltener und b) wenn überhaupt, dann bevorzugt durch eine Präpositionalphrase, nicht aber durch einen Genetivus subjectivus wie oft im Ungarischen ausgedrückt. Weiters ist die Überführung der Nominalisierung in ein sekundäres Adjektiv ein für das Ungarische hochfrequentes Aktualisierungsverfahren, das sich für das Deutsche dagegen nur sporadisch belegen läßt: ung. *külügyminisztériumi nyilatkozatban* steht im Deutschen nicht eine **außenministeriale Erklärung*, sondern vielmehr eine *Erklärung des/seitens des Außenministeriums* gegenüber. Bei *zweiwertigen* deverbalen Nominalisierungen (*semantisch* zumeist: Agens — Patiens — Konstellationen) sind die Unterschiede zwischen Deutsch und Ungarisch dagegen vergleichsweise geringer.

Besonderes Interesse im Spektrum der verschiedenen Aktualisierungsformen substantivischer Valenz verdient das sehr häufig zum Einsatz kommende *Kompositum* (*Straßensperre — úttorlasz*), ein von der Mehrzahl der traditionellen Arbeiten zur Valenz vernachlässigtes, ja oft gar nicht als solches erkanntes Ausdrucksmittel. Hier ist es wiederum das Deutsche, das von dieser Form der Valenzaktualisierung größeren Gebrauch als das Ungarische macht.

Als über die eigentlichen Grenzen der Untersuchung hinausreichendes Ergebnis wollen die Autoren festgehalten haben, daß eine Untersuchung der Valenz deverbaler Substantive notwendigerweise den Bereich der Nominalphrase transzendieren und Satz und Text miteinbeziehen muß, da vor allem die Frage, *warum* ein potentiell realisierbarer Aktant im konkreten Einzelfall *nicht* aktualisiert wird, nur im Rückgriff auf den weiteren Kontext beantwortet werden kann (man vergleiche damit die weiter oben referierten Schlußfolgerungen des Beitrags von *Kiefer*).



Die formale Gestaltung des Bandes ist ansprechend, die Zahl der Druckfehler bemerkenswert niedrig, das Schriftbild durch großzügige Spatien und die Wahl einer adäquaten Schriftgröße äußerst lesefreundlich: der lohnenden Lektüre durch, wie der Rez. ausdrücklich hofft, *zahlreiche* „Nominalisten" steht somit auch von der Form her nichts im Wege.

*Thomas Herok*
(Budapest)

## Bungarten, Theo (Hg.): *Unternehmungskultur und Unternehmensidentität in der historischen Wirtschaftslinguistik.* Tostedt: Attikon Verlag 1997 (= Beiträge zur Wirtschaftskommunikation Bd 1). 125 S.

Seit der pragmatischen Wende in der Sprachwissenschaft hat sich das Forschungsinteresse wesentlich erweitert. Neue Disziplinen sind entstanden, die ihre Fragestellungen oft nur interdisziplinär behandeln können. Der vorliegende Band liegt in diesem Trend.

Ein wissenschaftsgeschichtliches Verdienst dieses Bandes ist, daß darin eine vergessene, kurzlebige Disziplin, die Wirtschaftslinguistik (WL) und -germanistik, wieder in Erinnerung gerufen wird. Die Primärfachliteratur (**Ewald E. J. Messing (Hg.)**: *Zur Wirtschaftslinguistik. Eine Auswahl von kleineren und größeren Beiträgen über Wert und Bedeutung, Erforschung und Unterweisung der Sprache des wirtschaftlichen Verkehrs*. Rotterdam 1932; **Hugo Siebenschein**: *Abhandlungen zur Wirtschaftsgermanistik*. Prag 1936) ist heute kaum zugänglich, da diese Bücher — wie so viele andere während des Nationalsozialismus — auf dem Scheiterhaufen gelandet waren. (Die Rezensentin konnte die beiden Bücher nur über die internationale Fernleihe nach langer Suchzeit in die Hand bekommen.)

Das Vorhaben des Herausgebers ist, „eine wissenschafts- und ideengeschichtliche Verbindung zwischen den modernen Konzepten der Unternehmungskultur (UK) und Unternehmensidentität (Corporate Identity= CI), zwischen dem heutigen wissenschaftlichen Interesse von Linguistik, Kommunikationswissenschaft und Betriebswirtschaftslehre an der Wirtschaftskommunikation und einer historischen Forschungsrichtung mit Praxisanspruch, der sogenannten Wirtschaftslinguistik in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunders" (S. 7) herzustellen. Der Band enthält sechs Beiträge von ungefähr gleichem Umfang.

In seinem Beitrag (**Christian Ax**: *Der soziokulturelle Ansatz von „Unternehmungskultur" und Aspekte einer „Interkulturkunde"*) geht Ax auf theoretische Überlegungen bei der Analyse der UK ein, wobei er auf eine „soziokulturelle Auffassung von Unternehmungskultur" (S. 10) fokussiert. Dabei skizziert er auch Desiderate, die zukünftige Schwerpunkte der Forschungstätigkeit in den Kultur- und Sozialwissenschaften darstellen sollten (vgl. S. 29). Fragestellungen, Theorien und Methoden einer UK-Kunde werden u.a. der Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung zugewiesen, wobei wichtige Methoden und Erkenntnisse weiterer Bezugsdisziplinen wie z.B. der Ethnomethodologie, kognitiven Psychologie, Konversationsanalyse und Textlinguistik (S. 29) herangezogen werden sollten.

Im weiteren setzt sich Ax mit Schnyders Auffassung von Kultur (sozialtechnokratischem, soziokulturellem Ansatz) ( S. 13) auseinander sowie mit dem Kulturbegriff in der Ethnologie, in der sich zwei theoretische Grundkonzeptionen abzeichnen, nämlich Kultur als materielles bzw. als immaterielles d.h. ideationales (S. 16) Phänomen. In Anlehnung — jedoch nicht ohne Kritik — an Schnyder wird UK definiert als

> ...ein soziokulturelles, immaterielles, unternehmungsspezifisches Phänomen, welches die Werthaltungen, Normen und Orientierungsmuster, das Wissen und die Fähigkeiten sowie die Sinnvermittlungspotentiale umfasst, die von einer Mehrzahl der Organisationsmitglieder geteilt und akzeptiert werden (S. 21).

Aus dieser Definition wird Schnyders UK-Modell mit drei Ebenen (Instrumental-, Prozess- und Umwelt-Ebene) abgeleitet, die sich bezüglich des Kriteriums Materialität-Immaterialität unterscheiden. Die Instrumental-Ebene wird weiter untergliedert in drei Systeme (Ziel, Management, Symbol), wobei sich das Symbol-System aus drei Subsystemen zusammensetzt: aus sprachlichen Symbolen, interaktionalen Symbolen (Riten und Rituale, Feiern, Tabus usw.) und objektivierten Symbolen (Corporate Design der Unternehmung, Kleiderordnungen etc.)

Für die Linguistik ist das Subsystem von Symbolen von besonderem Interesse. Die „Trias von Sprache, Kultur und Kommunikation und deren Vermittlung" (S. 28) sei nun Aufgabe einer (alt-)neuen Disziplin, der Interkulturkunde (Prägung von Bungarten).

Was also die historische WL mit der UK-Forschung verbindet, ist eben diese Trias.

**Andreas Koch** analysiert in seinem Beitrag *Die historische Wirtschaftslinguistik vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise* (S. 32-49) „die Zusammenhänge zwischen den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen der späten Weimarer Republik und den interkulturellen Vorstellungen der Wirtschaftslinguistik" (S. 32). Der Beitrag ist auf zwei Fragenkomplexe fokussiert:

a) auf geschichtlich bedingte Faktoren, die zur Weltwirtschaftskrise und zu einer verstärkten Forderung nach einer autarken Wirtschaft in Deutschland führten,
b) auf Forschungsschwerpunkte und Forderungen der WL, die den zeitgenössischen deutschen Vorstellungen geradezu entgegen liefen.

Das größte Verdienst der WL, das auch die Verbindung zur UK-Forschung herstellt, besteht in ihrem praxisbezogenen Anliegen (vgl. S. 40).

**Takako Kamiya** liefert in seinem Beitrag *Die „Wirtschaftsgermanistik"* (S. 49-73) eine ausführliche Beschreibung der Wirtschaftsgermanistik. Der prominenteste Vertreter dieser Disziplin, Hugo Siebenschein, stellt den Gegenstand und das methodologische Verfahren am Beispiel der spätmittelalterlichen Literatur dar. Dabei geht es um solche modernen Ansätze in der Sprachgeschichtsschreibung wie die „synthetische Gesamterkenntnis" (S. 51) durch die Geisteswissenschaft, worunter Siebenschein die Erforschung von sprachlichen Entwicklungen als Widerspiegelung sozialer, wirtschaftlicher und kulturhistorischer Veränderungen versteht (vgl. neuere Arbeiten von z.B. P. v. Polenz).

Siebenschein stellt die enge Wechselbeziehung zwischen der Entwicklung von Handel, Gewerbe und Geldwirtschaft von der Mitte des 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und der Entwicklung der deutschen Sprache dar. Als Korpus verwendet er literarische und kaufmännische Texte (also verschiedene Gattungen und Textsorten).

Sein Anliegen ist, „aus literarischen Denkmälern historische Daten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters zu gewinnen" (S. 61). Diese Erkenntnisse vergleicht er mit der Entwicklung der deutschen Sprache am Anfang der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts.



Als Gründe für die wechselseitigen Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Entwicklungen und der deutschen Sprache sieht er u.a. den „Zeitgeist" sowie „kulturhistorische Zusammenhänge". Mit einer modernen Terminologie ausgedrückt: Sprachgeschichte wird hier (auch) als Mentalitätsgeschichte betrachtet.

Das zentrale Forschungsinteresse von Siebenschein — der Zusammenhang zwischen dem Sprachgebrauch und der Kommunikation in der Wirtschaft — sind praktische und theoretische Fragestellungen, die ihre Aktualität bis heute nicht verloren haben.

In seinem Beitrag *Die Wirtschaftslinguistik und der europäische Binnenmarkt. Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Hinblick auf sprachliche und kommunikative Aspekte* (S. 73-90) unternimmt **Kai Schuldt** den Versuch, zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Dies tut er, indem er Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen der WL und der politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeit des europäischen Binnenmarkts nachgeht. Seine vergleichende Analyse beschränkt er auf sprachliche und kommunikative Aspekte.

Für die Entstehung der WL sind politische und wirtschaftliche Faktoren relevant. Die Erkenntnisse, daß die Sprache ein wichtiges Instrument des wirtschaftlichen Handelns sei sowie die Forderung nach der Notwendigkeit von Fremdsprachenvermittlung gelten auch heute als aktuell. Diese werden auch theoretisch begründet (vgl. S. 77), wobei implizit postuliert wird, daß die WL eine interdisziplinäre Forschungsrichtung darstellt.

Während die WL der 20er Jahre eher als historisierend bezeichnet werden kann, entstand in den 30er Jahren eine andere Ausrichtung, die synchronisch-funktionale (vetreten durch Prager Linguisten wie J. Cada, Z. Vancura, L. V. Kopeckij). Die Zielsetzung dieser Richtung steht bestimmten Aufgabenbereichen der angewandten Linguistik nahe (vgl. S. 79).

Ihre Auffassung von der Wirtschaftssprache wurde in der modernen Fachsprachentheorie und -forschung erst wesentlich später (wieder) aufgegriffen (vgl. L. Hoffmann (1985), L. Drozd/W. Seibicke (1973) etc.): ähnlich wie Vertreter der modernen Fachsprachenforschung von heute sahen sie in der Wirtschaftssprache ein „strukturiertes und funktionales Ganzes" (S. 80). Die Wirtschaftssprache wird als Instrument einer zweckgebundenen Kommunikationssphäre betrachtet.

Die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird im zweiten Teil des Beitrags geschlagen. Nach einer kurzen Entstehungsgeschichte der EU folgt eine Bestandsaufnahme in den EU-Ländern, in denen „zwei Drittel der betroffenen Europäer [...] für eine Konversation in einer Fremdsprache keine ausreichenden Kenntnisse" (S. 82) [besitzen]. Sprachbarrieren ergäben sich jedoch nicht nur auf Grund dieser Situation, sondern aus den besonderen Merkmalen von Fachsprachen.

Auf die Frage, wie Sprachbarrieren im europäischen Binnenmarkt zu beseitigen seien, kann der Autor keine Lösung vorschlagen, er beschränkt sich lediglich auf einen Katalog von Möglichkeiten.

Im 5. Kapitel vergleicht Schuldt Gemeinsamkeiten in den Fragestellungen in der WL und in seinem Untersuchungsgegenstand: den Einfluss ökonomischer Veränderungen auf Sprachbedürfnisse, Verbesserung der Fremdsprachenkenntnisse zur Erreichung ökonomischer Ziele. Sein Fazit ist: „Die Aussagen der Wirtschaftslinguistik zur Bedeutung der Sprache in der Wirtschaft [sind] heute genauso aktuell und bedeutsam wie zu ihrer Zeit" (S. 87).

In dem vorletzten Aufsatz *Unternehmenskultur und Corporate Identity. Ihre Ansätze in der Wirtschaftslinguistik* (S. 91-107) konzentriert sich **Detlev Seidler** — in Anlehnung an Schnyder — auf die Faktoren, die den Erfolg eines Unternehmens und dessen Selbstverständnis beeinflussen. Der Erfolg ist von den kommunikativen Qualitäten des Unternehmens sowohl nach außen als auch nach innen abhängig.

Nach einer kurzen Auseinandersetzung mit den Begriffen UK und CI geht er auf verschiedene Forschungsansätze in der UK-Forschung ein:
a) auf den betriebswirtschaftlich orientierten „sozial-technokratischen Ansatz" und
b) auf den sozio-kulturellen Ansatz von Schnyder.

Nach Ansatz b) ist UK etwas Kognitives, „ein immaterielles Phänomen, das als erlerntes, immaterielles Ordnungsprinzip in den Köpfen von oder zwischen einzelnen Menschen besteht" (S. 94). Dieses immaterielle Ordnungsprinzip setzt sich aus intersubjektiv festgelegten Komponenten (aus einer evaluativen, kognitiven und interpretativen Komponente) zusammen. Dieser immateriellen Dimension der UK kann eine materielle mit verschiedenen Ebenen gegenübergestellt werden (vgl. den Beitrag von Ax).

Zwar werden UK und CI oft synonym verwendet, eine Abgrenzung zwischen den beiden ist von (sozial-)psychologischer Seite (so K. Birkigt/M.M. Stadler) möglich. Unter diesem Aspekt wird CI als „eine Verhaltensmaxime, ein strategisches Führungsinstrument oder ein Bindeglied zwischen den organisatorischen Teilbereichen eines Unternehmens" (S. 97) betrachtet.

Sprache, verschiedene Symbole und Informationsträger (Briefbogen, Logo etc.) dienen einer bestimmten Kommunikationsabsicht und werden gezielt eingesetzt. Was die UK und CI mit der WL verbindet ist

> ein weit gefaßter Kulturbegriff („Der Kulturbegriff beinhaltet die jeweilige Ausprägung des Rechtes, der Gewohnheiten, der Sitten und der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Organisation einer Nation" (S. 103)), sowie der Stellenwert von Sprache und der Zweck ihrer Vermittlung (vgl. S. 103).

Was die Beziehung zwischen WL und UK bzw. CI anbelangt: Es gibt keine unmittelbaren Bezugspunkte zwischen ihnen. Die oben angeführten Gemeinsamkeiten können nur induktiv erschlossen werden.

Der grundsätzliche Unterschied besteht in dem theoretischen Ansatz: Während UK und CI einen ethnologischen bzw. psychologischen Ansatz darstellen, ist der WL ein sprachwissenschaftlich-kultureller Ansatz eigen.

Der den Band schließende Aufsatz von **Svenja Hansen** *Ideengeschichtliche Bezüge zwischen der Wirtschaftslinguistik und dem modernen Konzept der Unternehmungskultur* (S. 109-125) weist Überlappungen mit dem vorangehenden Beitrag auf. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei hier nur auf den Teil eingegangen, in dem die Sprache in Schnyders Unternehmungskultur-Modell bzw. Defizite im Schnyderschen Konzept behandelt werden. Danach sei die Beschreibung in Schnyder sowohl aus semiotischer als auch aus linguistischer Sicht „einerseits fragmentarisch, andererseits inkonsistent" (S. 116). Symbol und Zeichen würden bei Schnyder synonym gebraucht, unter Symbolfunktion würde lediglich eine der drei Bühlerschen Funktionen, nämlich die Darstellungsfunktion, verstanden. Darüber hinaus würde der determinierenden Rolle von Sprache auf das Denken von Menschen — in Anlehnung an die Sapir-Whorf-Hypothese — eine zu große Bedeutung beigemessen.

Ein Verdienst von Schnyder sei jedoch, daß er die Aufmerksamkeit auf die Funktion der Sprache in der UK gelenkt und dadurch Defizite der traditionellen Betriebswirtschaftslehre aus dem Weg geräumt hatte.

Was die WL und Schnyders Konzept miteinander verbindet sei eben ein sozio-kulturelles Verständnis von UK. Gültigkeit bis heute könnten Ansätze und Anschauungen der WL haben wie z.B.

- Loslösung vom rein technokratischen Ansatz in der Wirtschaft,
- Einbeziehung soziologischer Gesichtspunkte (sowohl in Sprach- als auch in Wirtschaftswissenschaften),



- Sprache als Handlungsinstrument,
- Sprache als Bestandteil der Kultur, als Widerspiegelung kognitiv-psychologischer Faktoren.

Die sechs Abhandlungen vermitteln einen guten Einblick in die WL und in zentrale theoretische Fragen der UK und CI. Das Vorhaben des Herausgebers ist u.E. nur zum Teil gelungen: Die ideengeschichtliche Verbindung zwischen den untersuchten Bereichen wird plausibel hergestellt. Von einer wissenschaftsgeschichtlichen Verbindung kann der Leser jedoch weniger überzeugt werden, vor allem dann nicht, wenn man hier auch eine gewisse Kontinuität erwartet. Höchstens könnte man von Suche nach Spuren, Aspekten in der historischen WL sprechen, von Aspekten, die für die moderne UK und CI relevant sind. Was für den Leser als Gemeinsamkeit erscheinen mag, das sind eben bestimmte Aspekte, wie dies auf den ersten Innenseiten in dem Titel auch formuliert wird: *Aspekte der Unternehmungskultur und Unternehmensidentität in der historischen Wirtschaftslinguistik*. Seltsamerweise fehlt das Wort Aspekte aus dem Titel auf der Cover-Seite.

*Magdolna Bartha*
(Székesfehérvár)

## Cherubim, Dieter; Grosse, Siegfried; Mattheier, Klaus J. (Hg.): *Sprache und bürgerliche Nation*. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin; New York: de Gruyter 1998. 456 S.

Auch wenn gleich der erste Satz im einleitenden Beitrag des hier zu rezensierenden Sammelbandes behauptet, das „19. Jahrhundert [sei] hinsichtlich der sprachhistorischen Forschung — immer noch — eine Diaspora" (S. 1), ist eine immer stärkere Hinwendung zum Thema in den letzten etwa 15 Jahren doch unverkennbar. Der erfreulichen Tatsache, daß die Zahl der Arbeiten, die die Geschichte der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert thematisieren, in letzter Zeit ständig zunimmt, liegen wichtige Erkenntnisse zugrunde. Erstens mußte erkannt werden, daß das 19. Jahrhundert als eine eigenständige sprachgeschichtliche Epoche zu behandeln ist, was jedoch erst Anfang der 80er Jahre geschehen ist. Eine nächste, zentrale Erkenntnis, die die sprachhistorische Forschung im allgemeinen auf neue Wege leitete und zur Erforschung des Neuhochdeutschen im besonderen neue Impulse gab, war, daß eine deutsche Sprachgeschichte nicht mit der Geschichte des deutschen Sprachsystems gleichgesetzt werden darf, sondern neben dem Systemwandel genauso die Geschichte der „historischen Gesamtsprache Deutsch" mit all ihren Varietäten und Sprachstilen zum Gegenstand hat. Und diese zweite Komponente der Sprachgeschichte muß umso mehr im Zentrum der Erforschung des 19. Jahrhunderts stehen, als die Abgrenzung und Behandlung des 19. Jahrhunderts als einer selbständigen sprachgeschichtlichen Epoche vor allem eben durch tiefgreifende sprachsoziologische Veränderungen gerechtfertigt wird, die nur im Rahmen einer sozio-pragmatisch orientierten Sprachgeschichte, durch die Einbettung der Sprachgeschichte in den sozialen und pragmatischen Kontext, faßbar werden.

Diese sprachsoziologischen Veränderungen im 19. Jahrhundert werden selbstverständlich durch umfangreiche gesellschaftliche Umstrukturierungen geprägt, u.a. durch die Herausbildung einer neuen sozialen Klasse, der Klasse des **Bürgertums**. Dieser neuen Klasse, dem Bürgertum und ihrer Sprache bzw. der Geschichte

des Deutschen in den neuen bürgerlichen Nationen, ist der vorliegende Sammelband gewidmet. Er enthält insgesamt zwanzig Beiträge, die größtenteils die überarbeiteten Vorträge dokumentieren, die auf dem 2. Bad Homburger Kolloquium zur Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts gehalten worden sind.

Nach einem kurzen Vorwort der Herausgeber berichtet *K. J. Mattheier* im ersten Beitrag über Stand und Perspektiven der Erforschung der Geschichte des Deutschen im 19. Jahrhundert. Auf die Erörterung des theoretischen Rahmens, wo die vier Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichte in Sprachsystemgeschichte, Sprachgebrauchsgeschichte, Sprachkontaktgeschichte und Sprachbewußtseinsgeschichte angegeben werden, folgen die Überlegungen des Verfassers zu den bisherigen Ergebnissen und Desideraten der einzelnen Forschungsfelder. Anschließend wird das sicherlich nicht zu unterschätzende Problem des Korpus zur Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts diskutiert. Abgerundet wird der Aufsatz mit einem kumulativen Literaturverzeichnis, das die bisherigen einschlägigen Arbeiten enthält. Der Aufsatz ist logisch aufgebaut und gedankenreich und eignet sich hervorragend als Einstieg in die Problematik, auch wenn er nicht explizit als Einleitung konzipiert ist, zumindest nicht in dem Sinne, wie wir es von einer Einleitung in einem Sammelband erwarten würden. Zu bemängeln wäre am Buch im allgemeinen, daß es dem Leser überhaupt wenig Hilfe bei der Orientierung gibt: weder gibt es eine Einleitung, die die Konzeption des Buches im allgemeinen und die zu behandelnden Themen im besonderen erläutern würde, noch hat es eine explizite thematische Gliederung, etwa in Form von Kapiteln.

In den nächsten zwei Beiträgen (*S. Barbour, P. von Polenz*) wird die Problematik um einen Schlüsselbegriff der Epoche, den der 'Nation' aufgegriffen. Im ersteren wird dieser Begriff aus der Sicht der englischsprachigen Wissenschaft thematisiert, wobei der Autor u.a. auf den Unterschied zwischen dem territorial und staatsbürgerlich definierten westeuropäischen und dem kulturellen und ethnischen deutschen und osteuropäischen Nationbegriff hinweist. *Peter von Polenz* setzt sich demgegenüber mit den deutschen Begriffsbesetzungen um 1800 auseinander und beleuchtet die Opposition 'Staatsnation' — 'Kulturnation' in ihrer einstigen und heutigen Aktualität.

Die weiteren siebzehn Beiträge lassen sich *konzeptionell* grundsätzlich in zwei Gruppen einteilen. Einige von ihnen behandeln theoretische Fragen, entwerfen selbst Theorien und Modelle, haben also überwiegend eine Art „wegweisenden" Charakter (*D. Cherubim, A. Mihm, E. Berner, J. Link*), während die anderen bereits konkrete Forschungsergebnisse dokumentieren, überwiegend also empirisch ausgerichtet sind.

*Thematisch* gesehen behandeln sie — je nach den vier eingangs erwähnten Gegenstandsbereichen der Sprachgeschichte — vier größere Schwerpunkte. Die Beiträge von *R. Willemyns, V. Winge* und *M. Dyhr* lassen den Leser einen Einblick ins *Deutsche im Kontakt* mit anderen Sprachen in Europa im 19. Jahrhundert gewinnen. Für alle drei ist charakteristisch, daß sie die soziolinguistischen Aspekte des Sprachkontaktes thematisieren, und nicht die innersprachlichen Einflüsse etwa in Form von lexikalischen Transferenzen. Bei *R. Willemyns* geht es um den Sprachkonflikt im Belgien des 19. Jahrhunderts, während im Aufsatz von V. Winge die Kontaktsprache das Dänische ist, neben Dänemark aber auch ein kurzer Ausblick auf weitere nordische Staaten geworfen wird. *M. Dyhr* berichtet über die sprachliche Situation in Schleswig, auf einem Gebiet, wo der Sprachkonflikt besonders heftig war. Dieser Konflikt wird anhand der Schriften eines Schleswiger Intellektuellen veranschaulicht, die ein eindrucksvolles Bild über die sprachlichen Verhältnisse der Zeit vermitteln, da sie „erlebte Wirklichkeit im Sprachkontaktgebiet und intellektuelle Reflexion der Situation [verbinden]" (S. 102).



Den nächsten thematischen Schwerpunkt bildet die *Sprachbewußtseinsgeschichte*, der Gegenstandsbereich der Sprachgeschichte, der sich — grob formuliert — mit den Reflexionen über Sprache beschäftigt. Die Relevanz der sich in diesen Reflexionen widerspiegelnden sprachlichen Attitüden bei der Steuerung des Sprachgebrauchs — und auch des Sprachwechsels in Mehrsprachigkeitskonstellationen — ist in der Soziolinguistik schon seit längerer Zeit eine allgemein anerkannte Tatsache. Derartige Untersuchungen gab es aber bisher lediglich in der Synchronie. In der Sprachgeschichte gilt die Sprachbewußtseinsgeschichte als der am meisten vernachlässigte Gegenstandsbereich, der bis heute nur vereinzelte Arbeiten hervorgebracht hat. Einen kleinen Schritt zur Beseitigung dieses Defizits wollen die Beiträge von *A. Linke* und *I. Schikorsky* tun. *A. Linke* untersucht die sprachliche Kodierung bürgerlichen Lebensgefühls am Beispiel des Ausdrucks vom 'Sich-amüsiert-Haben' in Tagebuchtexten aus dem 19. Jahrhundert. Tagebuchtexte eignen sich als Korpus bei der Rekonstruktion von Attitüden und Gefühlen schon deshalb hervorragend, weil sie eine Textsorte verkörpern, die vor allem dazu konzipiert ist, „persönliche Erfahrungen und Erlebnisse schreibend wiederzuerleben" (S. 236). Anhand ihrer Analysen zeigt die Autorin u.a., daß wir es im Falle dieses 'sich-amüsierens' mit einem „Gesellschaftswort" zu tun haben, welches das bürgerliche Lebensgefühl widerspiegelt, da es sich auf Situationen (Ball, Theaterbesuch, Landpartie) bezieht, die einen relativ hohen sozialen Integrationswert haben und charakteristische Momente des bürgerlichen Lebens sind. *I. Schikorsky* greift im Anschluß daran ein äußerst interessantes sprachsoziologisches Phänomen auf, das Problem der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins, das er am Beispiel eines durch Heirat aufsteigenden Dienstmädchens zur Professorengattin beschreibt. Thematisiert wird also der Normkonflikt, der bei Aufsteigern sicherlich ein nicht zu unterschätzendes Problem gewesen sein dürfte. Der lange, harte Weg bis zur Aneignung der neuen sprachlichen Normen und des bürgerlichen Sprachbewußtseins — was in dieser Liebesgeschichte die Voraussetzung der Hochzeit war —, läßt sich anhand des Briefwechsels zwischen dem Dienstmädchen und den Familienmitgliedern hervorragend rekonstruieren, zugleich sind aber aus diesen Briefen auch die Konventionen und Ausdrucksformen bürgerlicher Sprachkultur herauslesbar.

Die dritte Gruppe der Beiträge befaßt sich mit der *Geschichte des Sprachgebrauchs,* der Geschichte der einzelnen gruppen- und funktionsspezifischen Sprachvarietäten und Sprachstile. Tatsache ist aber, daß diese ohne ihre linguistische Beschreibung nicht vollständig erfaßt werden können. Dieser Gegenstandsbereich der sozіopragmatischen Sprachgeschichte läßt sich daher nur schwer von der Systemgeschichte trennen. Von besonderer Relevanz ist dabei die Beschreibung von Textsorten und Texttypen, die also sowohl auf die Textkonstituierung hin, als auch in bezug auf die Kommunikationsbedürfnisse bzw. Kommunikationsbedingungen untersucht werden müssen. Mit diesem Problembereich beschäftigen sich die meisten der Beiträge im Band. Mit einem epochenspezifischen Phänomen der Sprachnormierung, den Sprachvereinen, konkret mit dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein befaßt sich die Arbeit von *H. Blume*, während sich *D. Cherubim* mit einer anderen typisch bürgerlichen Erscheinung, dem allgemeinen Vereinswesen und dessen Beitrag zur Sprachentwicklung auseinandersetzt. Die spezifischen Kommunikationsformen in den Vereinen werden am Beispiel des Schrifttums des Großen Clubs, eines Braunschweiger Vereins dargestellt, aufgrund der Analyse verschiedener Textsorten des Vereinslebens. *O. Ludwig* untersucht den Beitrag der Schreib- und Stilübungen im Volksschulunterricht zur Alphabetisierung, einen langwierigen Prozeß, der erst im Laufe des 19. Jahrhunderts die Massen erreichte. Zwei Aufsätze befassen sich mit der Sprache der Arbeiter (*A. Mihm, M. Klenk*), in denen jedoch beide Autoren auch auf das Problem der Abgrenzung einer diastra-

tischen Varietät 'Arbeitersprache' hinweisen. Während aber *A. Mihm* seinen Beitrag größtenteils diesem Grundlagenproblem selbst widmet, untersucht *M. Klenk* konkrete Texte der Arbeiterschriftsprache, die Briefe preußischer Bergarbeiter. Die sprachlichen Mittel monarchischer Appelle sind der Gegenstand der Erwägungen von *H. Schmidt*. Der Autor macht neben seinen ausführlichen Analysen zur Textkonstitution kaiserlicher und königlicher Erlasse u.a auch darauf aufmerksam, daß der persönliche Appell des Herrschers an sein Volk wichtige gesellschaftlich-politische Veränderungen impliziert, nämlich die Annäherung absolutistischer und liberaler Positionen, denn in früheren, absolutistischen Staatsorganisationen war das Volk kein Gesprächspartner. *E. Berner* analysiert in ihrem originellen, scharfsinnigen Beitrag den Einfluß der Frauenbewegung auf den politischen Wortschatz und verfolgt dabei das Ziel, „einen theoretischen und methodischen Ansatz für soziolinguistische Analysen im Bereich der politischen Lexik vorzustellen" (S. 342). *U. Püschel* setzt sich mit der Sprache der Öffentlichkeit auseinander, konkret mit dem Zeitungsstil im 19. Jahrhundert. Ausgangspunkt seiner Analyse sind die — überwiegend recht kritischen — zeitgenössischen Aussagen über den Zeitungsstil von damals. Er versucht dabei der Frage nachzugehen, was von diesen Urteilen aus heutiger Sicht plausibel ist und was man „nicht glauben sollte". *J. Links* Fallstudie untersucht den Anteil der Kollektivsymbolik an der Sprachentwicklung am Beispiel zweier Verkehrsmittel: der „guten, alten Kutsche" und einem Symbol des Wachstums im 19. Jahrhundert, der Eisenbahn. Auch in *G. Fleskes'* Beitrag steht die Eisenbahn im Zentrum, hier nähert sich die Autorin jedoch aus einer ganz anderen Perspektive dem Untersuchungsgegenstand. Sie unternimmt den Versuch, die Konzessionsgesuche der ersten deutschen Eisenbahn unter textsortengeschichtlichem Aspekt zu beschreiben, während zum Schluß *W. Hollys* Beitrag eine weitere Textsorte, die parlamentarischen Geschäftsordnungen des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand hat. Als fragwürdig erscheint jedoch dem Rezensenten die sprachgeschichtliche Relevanz dieses Aufsatzes, da hier kaum etwas an sprachlicher Analyse zur Beschreibung einer Textsorte dargeboten wird. Vielmehr handelt es sich um inhaltliche Analysen bzw. Bemerkungen zur Themenentwicklung.

Der vierte Gegenstandsbereich der Sprachgeschichte, die *Geschichte des Sprachsystems,* wird von einem einzigen kurzen Aufsatz am Ende des Bandes repräsentiert (*S. Grosse*), in dem es um die Ermittlung einiger morphologischer und syntaktisch-stilistischer Eigentümlichkeiten von Texten in der damaligen Zeitschrift „Die Gartenlaube" geht. Dementsprechend gehen auch die Schlußfolgerungen nicht zu weit, sie bleiben auf die Aussage beschränkt, daß „eine Beobachtung des Sprachgebrauchs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts morphologische und syntaktisch-stilistische Unterschiede zum gegenwärtigen Sprachgebrauch offenlegt" (S. 455).

Zum Schluß eine kurze Bilanz: Der Leser, sei es ein Sprachhistoriker, Sprachsoziologe, Historiker oder Soziologe, bekommt — trotz der wenigen erwähnten kritischen Punkte — zweifelsfrei ein hochinteressantes, anspruchsvolles und vor dem Hintergrund der sprachhistorischen Tradition erfrischend neuartig erscheinendes Buch in die Hand. Und dieser Eindruck entsteht nicht zuletzt auch deswegen, weil im Band ein im Gegensatz zur „traditionellen" Sprachgeschichte viel weitergefaßter Sprachgeschichte-Begriff umrissen wird. Die einzelnen Beiträge dokumentieren die ersten Ergebnisse eines neuen, breiten, vielversprechenden Forschungsfeldes und weisen alle auch auf die Notwendigkeit weiterer systematischer Untersuchungen zur Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts hin. Mögen sie auch Anstöße für die Sprachhistoriographie anderer Sprachen, so auch des Ungarischen, geben.

*Péter Maitz*
(Debrecen)



## Dobrovol'kij, Dmitrij: *Idiome im mentalen Lexikon.* Ziele und Methoden der kognitivbasierten Phraseologieforschung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 1997. 288 S.

Kognitive Ansätze in der Phraseologieforschung blicken schon auf eine längere Tradition zurück. Vor allem in den USA und in Italien entwickelte sich parallel zur traditionellen linguistischen Phraseologie (die auf Arbeiten von Vinogradov und Bally zurückzuführen ist) eine kognitiv-psychologische Forschungsrichtung. In der vorliegenden Arbeit setzt sich der Autor zum Ziel, Heuristiken und Methoden des letztgenannten Ansatzes anhand zahlreicher konkreter Fallstudien daraufhin zu überprüfen, inwieweit sie zur Lösung traditioneller Probleme der Phraseologie geeignet sind.

Im ersten Kapitel des Werkes werden die bekanntesten Konzeptionen und Hypothesen über mentale Prozeduren vorgestellt und diskutiert, die den Verstehensprozeß von Idiomen regeln. Idiome definiert der Autor als „feste, reproduzierbare Wortverbindungen (...), die als Lexikoneinheiten verarbeitet werden und sich (im Unterschied zu Phraseologismen anderer Klassen: Kollokationen, Routineformeln, grammatischen Phraseologismen) durch einen hohen Grad an Irregularität auszeichnen" (S. 10).

Dabei werden einerseits Hypothesen bezüglich der zeitlichen Reihenfolge der Verarbeitungsprozeduren bei motivierten Idiomen (literal-first, „figurativ vor literal", simultane Verarbeitung), zweitens Theorien im Zusammenhang mit der Speicherung von Idiomen im mentalen Lexikon (die Auffassung von Idiomen als unteilbaren Ganzheiten, die auch so aus dem mentalen Lexikon abgerufen werden vs. die Speicherung von Idiomen als zusammengefaltete Strukturen von Elementen), drittens Hypothesen im Hinblick auf die semantische Motiviertheit bei der Idiomverarbeitung (konzeptuell-metaphorische Hypothese vs. Interferenzhypothese) untersucht.

Im zweiten Kapitel werden zwei aktuelle und komplementäre Aufgaben der kognitivbasierten Phraseologieforschung thematisiert, die Belegung kognitiv-psychologischer Konzeptionen durch linguistische Daten einerseits und die Lösung linguistischer Probleme mit Hilfe kognitiver Herangehensweisen andererseits. Der Autor hält eindeutig die letztere für wichtiger. So hofft er, z.B. bei der Bestimmung der Intension der Idiom-Kategorie durch den Einsatz kognitiver Instrumentarien adäquatere Kriterien der Idiomatizität ermitteln zu können. Die Klasse der Idiome sieht Dobrovols'kij als ein Kontinuum mit offenen Grenzen (im Sinne der Prototypentheorie), deshalb sollte zur Bestimmung der Zugehörigkeit zur Kategorie ein Erklärungsmodell entwickelt werden, das auf graduellen Oppositionen basiert. Bei der Untersuchung der Extension der Idiom-Kategorie hält er die Ermittlung eines Kernbereiches der Idiomatik für äußerst wichtig. Dies begründet er mit den Ergebnissen psycholinguistischer Experimente (unbekannte Idiome werden anders verarbeitet als dem Hörer geläufige Einheiten), andererseits könnte ein derartiges Korpus eine brauchbare Grundlage für lexikographische, didaktische und Übersetzungszwecke liefern.

Im folgenden befaßt sich der Autor mit Typologisierungsmöglichkeiten von Idiomen. Um die Mängel der traditionellen, wortartenorientierten Typologie und die einer rein funktionalen Einteilung aufzuheben, entwirft er eine kommunikativ-funktionale Typologie, die u.a. folgende Kategorien enthält: Idiome mit qualifizierender Funktion (wertende Charakterisierung von Handlungen, Prozessen, Zuständen z. B. in *jdem dreht sich der Magen um*), Einheiten mit identifizierender Funktion (*die Ewige Stadt*), Idiome mit quantifizierender Funktion (*Mann und Maus*), Idiome als modale Operatoren (*um Gottes willen*).

Im darauffolgenden Abschnitt wird die Variabilität von Idiomen (z.B. *jdem etw. in die Hand/in die Hände spielen*) thematisiert. Dabei interessieren den Autor insbesondere die kognitiven Mechanismen, durch die einzelne Variationsarten zugelassen bzw. verhindert werden und die sprachlichen Faktoren, die diese Mechanismen unterstützen. Detailliert geht er dabei — in Form einer Fallstudie — auf die Passivtransformationen ein.

Der Zusammenhang zwischen der formal-semantischen Teilbarkeit der Idiome und der semantischen Autonomie ihrer Konstituenten wird im darauffolgenden Teil des Kapitels untersucht. Die diesbezüglichen Analysen bestätigen, daß teilbare Idiome einem anderen Verarbeitungsmechanismus unterliegen als die nicht-teilbaren und daß sie eine flexiblere Struktur aufweisen.

Der folgende Teil des Kapitels ist der Semantik und der Pragmatik von Idiomen gewidmet. Dabei werden zwei Aspekte hervorgehoben und detaillierter diskutiert: das illokutive Potential der Idiome (Gebundenheit an bestimmte Sprechakttypen) sowie ihre innere Form (Motivationsgrundlage). Für die kognitive Linguistik weisen diejenigen Phraseologismen eine Motiviertheit auf, die „von einem erwachsenen Sprecher intuitiv als prinzipiell interpretierbare Ketten aufgefaßt werden" (S. 113). Semantische Motiviertheit kann metaphorisch oder symbolisch sein. Die erste ergibt sich aus einem „Mapping des relevanten Wissens vom Bildspendebereich (source domain) zum Zielbereich (target domain)" (S. 118). Durch die Wortkette wird entweder Frame- oder Skriptwissen (deklaratives bzw. prozedurales Wissen) evoziert (z.B. *jdem auf der Nase herumtanzen*). Bei symbolisch motivierten Idiomen tragen Konstituenten, die eine relative semantische Autonomie besitzen, in einer „sekundären Zeichenfunktion" zur Gesamtbedeutung bei. Als Beispiele führt hier der Autor kulturell verwurzelte Symbole (wie Kreuz oder Gold, z.B. in *Gold in der Kehle haben*) und Farbbezeichnung mit Symbolfunktion an. Ebenfalls „motivationsfördernd" sind die sog. Quasisymbole (z.B. Körperteile in Idiomen), bei denen die primäre und sekundäre Funktion jedoch in einer engeren begrifflichen Relation steht (z.B. *den Arsch zukneifen*).

Im dritten Kapitel befaßt sich der Autor mit der Möglichkeit der Ermittlung eines Kernbereiches im Idiombestand des Deutschen. Die Methoden, die sich dazu anbieten (z.B. aktive (A) und passive (P) Befragungen, teilnehmende Beobachtungen, assoziative Experimente, sowie Analysen von Texten) werden vom Autor kritisch unter die Lupe genommen und anhand von eigenen Untersuchungen illustriert. Anschließend beschreibt er seine zur Gewinnung von Kernidiomen entwickelte kombinierte Methode. Im ersten Schritt wurde aufgrund einschlägiger Wörterbücher und Texte ein Sample mit „approximativen Kandidaten" aus dem Idiom-Kernbereich erstellt. Allerdings beschreibt der Autor hier nicht die genauen Auswahlkriterien der Idiome und die Quellen. Die so gewonnene Liste wurde den Versuchspersonen zur passiven Bewertung vorgelegt, parallel dazu wurden auch aktive Befragungen durchgeführt und die Ergebnisse beider Verfahren miteinander verglichen. Die entstandene neue Liste von Idiomen wurde nochmals einer anderen Gruppe von Versuchspersonen zur P-Bewertung vorgelegt, diesmal wurde unter den Idiomen ein Kernbereich bzw. ein Randbereich ermittelt. Bei Zweifelsfällen wurde auf zusätzliche, sporadische Befragungen zurückgegriffen, deren Methoden und genauer Verlauf aber wiederum nicht beschrieben werden. Das Arbeitskorpus (im Appendix beigefügt) sollte einen Teil einer Idiom-Datenbank bilden, deren Nutzen Dobrovols'kij in der Möglichkeit der Erstellung verschieden strukturierter phraseologischer Wörterbücher mit Deutsch als Ausgangssprache sieht. Die Frage über den Umfang und die strukturierenden Prinzipien der Datenbank läßt der Autor vorerst offen. Allerdings schlägt er eine für jedes Idiom gültige Eingabemaske vor, die Felder, wie Grundkonstituente des Idioms, weitere Konstituenten in der Nennform, Idiom-Nennform — wie in konventionellen phraseologischen Wörterbüchern —, prototypische Gebrauchsweise des Idioms, Frequenz (Kern oder Randzone), und sog. Deskriptoren als Angaben zum assertiven Teil der Idiombedeutung mit knappen metasprachlichen semantischen Informationen (z.B. illokative Kraft, pragmatische Angaben), ferner ein erweiterbares Belegfeld umfaßt. Durch die Deskriptoren wird in der Datenbank inhaltliches Recherchieren ermöglicht. Wegen der Belege aus vorwiegend gesprochener Sprache ist sie auch für didaktische und lernerlexikographische Zwecke gut verwertbar.



Im vierten Kapitel werden Fallstudien zur Motiviertheit von Idiomen vorgestellt. In der ersten Fallstudie wird anhand von ANGST-Idiomen die bildlich-metaphorische Motiviertheit behandelt. Dobrovols'kij unternimmt den Versuch, metaphorisch motivierte Idiome, die zu einem semantischen Bereich gehören, als ein Netzwerk darzustellen, dem bestimmte imaginär-konzeptuelle Strukturen zugrunde liegen. Bei seiner Analyse werden Idiome mit Hilfe von Metaphernmodellen, ausgehend von target-domains (semantisches Feld), in die Richtung der source — domains (konzeptuelle Bereiche) untersucht. Im Falle der ANGST-Idiome lassen sich vier rekurrente source-domains unterscheiden: 1) Angst als Kälte (*jdem klappern die Zähne*), 2) „unangenehme Empfindungen im analen Bereich, insbesondere Defäkation" (*Aftersausen haben*), 3) körperliche Schwäche (*jdem werden die Knien weich*), 4) feindliches Wesen (*jdem sitzt die Angst im Nacken*). Während die domains 1-3 symptomatisch seien, gehe es nach Dobrovols'kij bei 4) um eine reine Konzeptualisierung der Angst durch den Sprecher. Der Autor meint, daß die Untersuchung der source domains der Angst auch zum besseren Verständnis des Konzeptes ANGST im naiven Weltmodell des Sprechers/Hörers beiträgt.

Im folgenden geht der Autor der Frage nach, ob und auf welche Weise die Spezifik der source-domains die semantische Beschaffenheit der zu ihnen gehörenden Idiome beeinflußt. Durch die Analyse eines russischen Korpus von ANGST-Idiomen gelingt es ihm, Korrelationen zwischen der Beschaffenheit der source-domains und den semantischen Unterschieden zwischen Idiomen zu ermitteln (so sind z.B. Kälte-Idiome im Gegensatz zu Defäkations-Idiomen mit einem akzeptablen Angstzustand in Verbindung zu setzen, der durch externe Faktoren hervorgerufen wurde). Auf diese Weise konnte auch aufgezeigt werden, daß die einzelnen semantischen Merkmale miteinander vernetzt sind. Andererseits liefert diese Analyse gleichzeitig empirische Evidenzen dafür, daß kognitive Metaphorntheorien mit Methoden der strukturellen Semantik (Feldforschung und semantische Dekomposition) vereinbar sind.

Den Gegenstand der nächsten Fallstudie bildet die symbolbasierte Motiviertheit von Idiomen. Anhand der Analyse eines Korpus von Zahl-Phraseologismen versucht der Autor, Zusammenhänge zwischen der „kulturellen" Zahlensymbolik (vor allem die des christlichen Kulturkreises und der volkstümlichen Erzähltradition) und den symbolischen Funktionen der Zahlen in deutschen Idiomen aufzudecken.

Eine dritte Fallstudie behandelt die quasisymbolischen Funktionen (QSF) des Konzeptes ARSCH. Die Analyse soll einerseits zur Aufdeckung des assoziativen Umfeldes und zur Darstellung der Bedeutung der jeweiligen Idiome beitragen, andererseits erhofft sich der Autor davon, der Struktur des Konzeptes selbst näherzukommen. Ausgegangen wird von der Annahme, daß ARSCH in der deutschen Idiomatik nicht nur zur Benennung des Körperteiles dient, sondern in vielen Fällen auch einen „quasisymbolischen Verweis auf etwas Schlechtes, Schmutziges, Häßliches u.ä." (S. 218.) darstellt. Stützend auf die Ergebnisse der Analyse wird der Versuch einer Modellierung des Konzeptes ARSCH unternommen.

Im nächsten Teil des Kapitels werden anhand eines psycholinguistischen Experimentes — bei dem die Teilnehmer das Sprichwort „Morgenstunde hat Gold im

Munde" definieren sollten — naive semantische Interpretationen von Sprechern untersucht, die Informationen über die semantische Repräsentation von Phraseologismen im mentalen Lexikon des Sprechers liefern können. Die Ergebnisse bestätigen die Annahme, daß Idiome im mentalen Lexikon als zusammengefaltete konzeptuelle Strukturen gespeichert sind, die unterschiedliche Entfaltungsmöglichkeiten erlauben. Dies geschieht in den meisten Fällen auf situativ-prozeduralem Wege, d.h. das Idiom evoziert ein bestimmtes Szenario, dessen einzelne Elemente in den Vordergrund rücken oder zurückgedrängt werden können. Die Bedeutung von Idiomen wird demnach nicht als etwas Vorgefertigtes aus dem mentalen Lexikon abgerufen, sondern jedesmal neu produziert.

Als Fazit läßt sich festhalten, daß die — von den Vertretern der „traditionellen" Phraseologieforschung leider oft noch ignorierten — kognitiven Herangehensweisen in mehreren Problemkreisen der Phraseologie (z.B. Idiom-Variation, Motiviertheit) neue Ergebnisse liefern und zur adäquateren Lösung der Fragen beitragen können. Allerdings sind sie nicht als ein „Allheilmittel" zu betrachten. In manchen Fällen — wie z.B. bei der lexikographischen Darstellung von Idiomen — sollte auf Kategorien der strukturellen Semantik zurückgegriffen werden. Die Bedeutung des Werkes liegt m.E. darin, daß der Autor — trotz gegensätzlicher Behauptungen — aufzeigen konnte, daß traditionelle und kognitive Methoden durchaus miteinander kompatibel sind.

*Mónika Kiss*
(Budapest)

## Földes, Csaba: *Linguistisches Wörterbuch. Deutsch-Ungarisch.* Szeged: Generalia 1997 (= Fasciculi Linguistici, Series Lexicographica 1). 244 S.

Das *Linguistische Wörterbuch Deutsch-Ungarisch* von Csaba Földes stellt eine überarbeitete und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsliteratur ergänzte Neuausgabe des dem Leser bestimmt schon wohlbekannten und zum unentbehrlichen Nachschlagewerk gewordenen *Deutsch-ungarischen Wörterbuchs sprachwissenschaftlicher Fachausdrücke* (Szeged 1991) dar.

Der Verfasser kennt aus seiner eigenen Praxis die Schwierigkeiten der Fachterminologie für ungarische Germanistikstudenten. Deshalb stellte er schon 1991 sein zweisprachiges terminologisches Wörterbuch zusammen, das von Studenten und Dozenten sofort begeistert aufgenommen wurde. Neuausgaben des Wörterbuchs erfolgten 1992 und 1993. Jetzt erschien die überarbeitete Fassung als erster Band der neuen lexikographischen Serie der Szegeder *Fasciculi Linguistici*, der laufenden linguistischen Publikationsreihe der Pädagogischen Hochschule.

Das Wörterbuch wurde als rezeptives Nachschlagewerk gedacht. Es enthält grammatische und linguistische Termini in alphabetischer Reihenfolge. Angegeben werden die ungarischen Äquivalente sowie, falls notwendig, eine kurze, leicht verständliche Erklärung in ungarischer Sprache. Der Verfasser wollte dabei die Vielfalt der germanistischen Linguistik darstellen, sein Werk ist nicht einer linguistischen Schule oder Forschungsrichtung verpflichtet. Es zielt darauf, „den Benutzern aus dem Gesamtspektrum der sprachwissenschaftlichen Forschungen insbesondere die Bereiche vorzulegen, mit denen sie beim Germanistikstudium und bei der Konsultation der Fachliteratur erwartungsgemäß am ehesten konfrontiert werden" (S. 5).



Deshalb wird auch die Terminologie der traditionellen Grammatik berücksichtigt. Neben *Substantiv*, *Verb*, *Nominativ* finden wir auch die Lemmata *Dingwort*, *Zeitwort*, *Nennfall*, *Werfall*. Ebenso stark sind Fachausdrücke der traditionellen Stilistik und Rhetorik vertreten (z.B. *Vulgarismus*, *Euphemismus*, *Argotismus*, *Chiasmus*, *Pleonasmus*, *Zeugma*). Aus der strukturalistischen Linguistik werden die grundsätzlichen Termini der wichtigsten linguistischen Schulen übernommen. Grundlegende Termini der Phonetik/Phonologie (z.B. *velar*, *interdental*, *Opposition*), der Sozio- und Psycholinguistik (z.B. *Ammensprache*, *Pidginsprache*, *kategoriale Perzeption*) sowie der Historiolinguistik (z.B. *zweite Lautverschiebung*, *Synkope*, *Satemsprache*, *Rückumlaut*) ergänzen das Wörterbuch.

Besonderen Wert legt der Verfasser darauf, daß sein Wörterbuch auf keine linguistische Schule oder Theorie ausgerichtet ist, obwohl er selbst die Probleme dieses Verfahrens sieht: „Die Korpusgewinnung und die Erläuterung der Termini erschien nicht zuletzt deswegen als schwierig, weil sich die meisten Fachausdrücke nur eingebettet in ein Gefüge theoretischer Anschauungen, linguistischer Beschreibungsmodelle entfalten, und atomisiert, losgelöst von der den Hintergrund bildenden linguistischen Schule oder Theoriekonzeption nur schwer zu bearbeiten und zu interpretieren sind" (S. 5). Dieses Problem versucht der Verfasser zu lösen, indem er aus den unter auslandsgermanistischem Aspekt besonders relevanten linguistischen Schulen ihre grundlegenden und in der Linguistik zu Allgemeingut gewordenen Termini aufnimmt und auf die weitere Darstellung dieser Schulen verzichtet. Aus der Dependenzgrammatik sind z.B. die Termini *Dependenz*, *Konnexion*, *Knoten*, *Aktant*, *Ergänzung*, *Angabe* aufgenommen, *Regens*, *Dependens*, *Nexus*, *Junktion*, *Translation* werden nicht berücksichtigt. Dieses Prinzip führt der Verfasser aber m.E. nicht ganz konsequent durch. Die Terminologie der Generativen Grammatik (sowohl die der älteren als auch die der neueren Versionen) ist wesentlich stärker vertreten als die der anderen linguistischen Schulen. So findet man im Wörterbuch auch die Lemmata *Phrase-Marker*, *Kategorialkomponente*, *Kategorialsymbol*, *Argument*. In ihren Erklärungen wird oft auch auf den jeweiligen theoretischen Hintergrund verwiesen: Bei *Tiefenstruktur* war z.B. ein Hinweis auf die Standardtheorie der GG, bei *Argument* auf die Fillmore'sche Kasusgrammatik unumgänglich. Im Gegensatz dazu finden wir aber bei dem Lemma *Angabe* auf ungarischer Seite lediglich *„fakultatív bővítmény"*, was diesen grundlegenden Terminus der Valenz-/Dependenzgrammatik m.E. nicht ausreichend erklärt. Auch beim Lemma *Aktant* bleibt der Verweis auf die Dependenzgrammatik aus. Weiterhin wäre m.E. bei Termini, die sich auf ähnliche sprachliche Phänomene beziehen, aber aus anderen linguistischen Schulen stammen und in andere Theorien eingebettet sind (wie z.B. bei *Aktant* und *Argument*), ein Verweis zugunsten der Benutzerfreundlichkeit nötig, er bleibt aber oft weg.

Überhaupt wäre zu bedenken, ob man auf die deklarierte Theorieneutralität in einigen Fällen nicht verzichten könnte. Einige linguistische Theorien und Beschreibungsmodelle (Valenz-/Dependenzgrammatik, die Theorie der funktionalen Satzperspektive der Prager Schule etc.) sind nämlich für das auslandsgermanistische Studium und für zukünftige Deutschlehrer von wesentlich größerem Belang als andere. In einem Nachschlagewerk, das in erster Linie für ungarische Germanistikstudenten zusammengestellt wird, könnten diese Theorien stärker repräsentiert werden, ohne daß damit eine Wertung verbunden wäre.

Besonders zu begrüßen ist der handhabbare didaktische Aufbau des Wörterbuchs. Für ausländische Studenten ist von großem Vorteil, daß auch grammatische Informationen zum Lemma (Artikel, Pluralform, Betonung sowie nötigenfalls Aussprache) angegeben werden. Ein gutes Verweissystem macht den Benutzer auf

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai Tanszéki Könyvtár

synonyme Termini aufmerksam. Es sind an einigen Stellen auch anschauliche Abbildungen zu finden.

Das Linguistische Wörterbuch stellt insofern eine Pionierarbeit dar, als der Verfasser die Terminologie der germanistischen Linguistik mit ungarischen Fachtermini zu vergleichen versucht. Bei den meisten Termini wurde eine passende ungarische Übersetzung gefunden. Wo dies nicht möglich war, wurde die Übersetzung durch eine kurzen Erklärung ersetzt. In einigen Fällen wäre aber die Übersetzung bzw. die Erklärung noch zu präzisieren. Manchmal werden Spiegelübersetzungen angegeben, die für den linguistisch nicht geschulten Leser wenig informativ sind (z.B. *die aktuelle Gliederung des Satzes = a mondat aktuális tagolása*). Einige Erklärungen grenzen das mit dem Terminus bezeichnete Phänomen nicht eindeutig ab. Die Abtönungspartikeln werden z.B. als Subklasse der Adverbien betrachtet, was in der Forschung häufig diskutiert wird. Auf die Synonymie der Termini *Abtönungspartikel* und *Modalpartikel* wird nicht verwiesen, der Unterschied zwischen *Modalpartikel* und *Modalwort* stellt sich nicht eindeutig heraus. Beide werden nämlich mit dem ungarischen Terminus *módosító határozószó* (='modifizierendes Adverb') gleichgesetzt. In den Fällen, in denen es wegen der recht unterschiedlichen grammatischen Traditionen besonders schwierig ist, passende ungarische Äquivalente für deutsche grammatische/linguistische Termini zu finden, könnte man eventuell mit mehr Beispielen arbeiten, die dem linguistisch zwar nicht geschulten, aber über gute Deutschkenntnisse verfügenden Leser (also z.B. einem ungarischen Germanistikstudenten) den deutschen Terminus verständlich machen.

Das Linguistische Wörterbuch kann im Studium der Germanistik große Hilfe leisten. Auch für Dozenten ist es zu empfehlen, die zu ihren Lehrveranstaltungen eine einfache, solide Terminologie zusammenstellen möchten. Erfolgreich können auch linguistisch interessierte Studenten anderer Fachrichtungen mit dem Wörterbuch arbeiten, wenn sie mit Termini der deutschen Grammatik konfrontiert werden. Leider ist die sehr interessante und theoretisch fundierte Einführung in die Probleme der Fachlexikographie, die in den älteren Ausgaben dem alphabetischen Wörterverzeichnis vorangestellt wurde, bei dieser Neuausgabe ausgeblieben.

Insgesamt haben wir ein grundlegendes, nützliches, leicht benutzbares Nachschlagewerk in einer überarbeiteten und verbesserten Neuauflage in der Hand. Germanistikstudenten und Dozenten, aber auch Studenten und Dozenten der Nachbarwissenschaften, empfiehlt es sich, das Linguistische Wörterbuch auf dem Bücherregal, neben anderen linguistischen Nachschlagewerken, zu haben.

*Attila Péteri*
(Budapest)

## Hessky, Regina; Knipf, Erzsébet (Hg.): *Ein Textbuch zur Lexikologie I-II.* Budapest: Holnap Kiadó 1998. 341+290 S.

Der Holnap-Verlag präsentiert in seiner akademischen Lehrbuchreihe ein zweibändiges Textbuch zur lexikologisch-semantischen Literatur, eine Sammlung von bedeutenden klassischen und aktuellen Artikeln bzw. Textausschnitten. Damit ist der an den ungarischen Universitäten herrschende Mangel an Literatur zur Lexikologie — zumindest ansatzweise — behoben: Auf der einen Seite wird stets betont, daß die Lexikologie *die* Disziplin des Jahrzehnts sei, auf der anderen Seite mußte bisher in den Bibliotheken und Buchhandlungen selbst grundlegende Literatur zu den Raritäten gezählt werden.



Doch warum gewinnt die Lexikologie in der Germanistik immer mehr an Bedeutung? Warum kann man damit rechnen, daß der neue Reader zu einem „Bestseller" unter den Studenten wird? Einerseits ist der Erfolg der Lexikologie damit zu erklären, daß die Betrachtung und die Erforschung des Wortschatzes über die streng formale Untersuchung der Sprache hinausgeht und bei vielen Studenten Interesse findet, weil im Mittelpunkt der Lehrveranstaltungen der alltäglich gebrauchte Wortschatz und die Beziehungen im Wortschatz stehen, mit denen die Studierenden selbst persönliche Erfahrungen haben. Die Studenten wählen gerne lexikologische Themenbereiche für ihre Diplomarbeiten, wofür sie ebenfalls ausreichende Literatur benötigen. Andererseits darf man nicht vergessen, daß selbst in der generativen Grammatik, — aus der die Bedeutung für so lange Zeit „verbannt" war —, das Augenmerk immer intensiver auf eine neue Auffassung von Semantik (und semantischer Information) geleitet wird. Diese Entwicklung hat ebenfalls ihre Auswirkung auf die gesamte Linguistik. Ein Problem nicht nur für die ungarischen Germanisten ist, daß die Beschaffung der neuesten Literatur zu kostspielig und dadurch die Rezeption auch der wichtigen Werke beinahe unmöglich ist. In dieser Situation können gerade Sammelbände wie die zwei vorliegenden eine gewisse Hilfe darstellen.

Das neue Textbuch zur Lexikologie ist in zwei Bänden erschienen, von denen sich Band I der Behandlung allgemeiner lexikologischer Bereiche widmet. Dem kurzen Vorwort der Herausgeber folgen im ersten Band vier Kapitel. Kapitel I bietet Originaltexte zur Abgrenzung des Gegenstandes der Lexikologie und zu den Teil- und Nachbardisziplinen. Kapitel II umfaßt die Beschreibungsgegenstände der Lexikologie mit Unterkapiteln zum Begriff „Wort", zum Begriff „Lexem", zu den Mehr-Wort-Einheiten und zum Lexikon und seiner Struktur(iertheit). Kapitel III beschäftigt sich mit Gruppierungen und Beziehungen im Wortschatz. Hier werden in den Unterkapiteln allgemein die Gliederung des Wortschatzes, die Wortfamilien und Wortfelder, die horizontalen und vertikalen Beziehungen und die lexisch-semantischen Beziehungen behandelt. Kapitel IV gibt einen Überblick zur Varietätenproblematik im Deutschen. Die Unterkapitel gehen erst allgemein auf das Phänomen Varietät, dann auf die soziale und schließlich auf die arealen Varietäten ein.

Nach der traditionellen Gliederung der Disziplin Lexikologie ergibt sich logisch, daß, wenn ein Halbband den allgemein lexikologischen Teil der Wortschatzbetrachtung repräsentiert, der zweite Band sich auf die lexikalische Semantik konzentrieren muß. Dies ist tatsächlich der Fall, denn Band II versucht in den Kapiteln V-VIII, wichtige Fragen der Bedeutung durch allgemein linguistische und germanistisch orientierte Texte und Textstellen zu behandeln. Kapitel V trägt die Überschrift „Die Frage der Bedeutung", Kapitel VI gibt eine Synthese der Wortbedeutung unter diversen Aspekten. Kapitel VII zeigt einige Anwendungsbereiche des Wortschatzes, und abschließend gewährt Kapitel VIII einen Einblick in den Wandel des Wortschatzes.

Ziel der Herausgeber war, dem Leser eine gut einsetzbare Sammlung in die Hand zu geben, die ihn gegebenenfalls zur weiteren und tieferen Lektüre anleitet. Vollständigkeit ist im Fall dieses Readers weder realistisch noch nötig, nicht nötig u.a. auch deswegen, weil die weiterführende Literatur zu den einzelnen Texten angegeben wurde, so daß das Textbuch ebenfalls als Hilfe bei der Suche nach Literatur zu einem bestimmten speziellen Thema dienen mag.

Wer sind die Autoren des Readers? Unter den Namen finden sich auf der einen Seite große Namen aus der Germanistik, wie Walter Porzig, Wolfgang Fleischer, Ulrich Engel, Peter von Polenz, Manfred Bierwisch, Dieter Wunderlich oder Ulrich Ammon, auf der anderen Seite stoßen wir auf solche Persönlichkeiten der internationalen Linguistik wie John Lyons oder Hilary Putnam. Die Aktualität der ange-

botenen Artikel bzw. Textausschnitte entspricht den Erwartungen der 90er Jahre, wobei natürlich zu beachten ist, daß manche Klassiker als grundlegende Werke nicht beiseite gelassen wurden, wie z.B. ein Ausschnitt aus Wilhelm Schmidts *Deutsche Sprachkunde* (1968), aus Walter Porzigs *Das Wunder der Sprache* (1971), aus Herbert Brekles *Semantik* (1972) oder Hilary Putnams Artikel *Die Bedeutung der „Bedeutung"* (1979). Andererseits ist es bemerkenswert, daß die Herausgeber bei der Zusammenstellung Wert darauf legten, auch neuere Literaturen den Lesern bekannt zu machen. Davon zeugt die Heranziehung solcher Novitäten wie Peter Rolf Lutzeiers *Lexikologie* (1995) in mehreren Kapiteln, Armin Burkhardts Artikel *Zwischen Poesie und Ökonomie. Die Metonymie als semantisches Prinzip* (1996) oder Ruth Reihers *Deutsch-deutscher Sprachwandel* (1995), um nur einige Beispiele zu erwähnen.

In den zwei Bänden befinden sich insgesamt 57 (!) Beiträge und gekürzte Texte. Doch das ist nicht alles, da mehrere Kapitel Definitionen aus gängigen sprachwissenschaftlichen Wörterbüchern liefern, z.B. zu Einträgen wie ‚Lexikologie', ‚Wort', ‚Lexem', ‚Phraseologie/Idiom(atik)', ‚Wortschatz/Lexik', ‚Bedeutung' und ‚Wörterbuch'.

Es stellt sich die Frage, warum die Disziplin gerade in diese Kapitel, warum eben nach den vorliegenden thematischen Bereichen aufgeteilt wurde. Die Gliederung in allgemeine Lexikologie (Band I) und Semantik (Band II) ergibt sich aus der Disziplin Lexikologie selbst, und die Gliederung in Kapitel entspricht in den meisten Fällen ebenfalls der aktuellen Untergliederung der Lexikologie in Teildisziplinen und Gebiete, wie beispielsweise in Kapitel III. 2 — „Wortfamilien und Wortfelder" oder im ganzen Kapitel IV — „Zur Varietätenproblematik".

Besonders erfreulich ist, daß ein Kapitel der angewandten, — in diesem Fall der lexikographischen — Forschung gewidmet wurde (Kapitel VII). Schwer zu interpretieren ist jedoch die Überschrift dieses Kapitels „Anwendungsbereiche des Wortschatzes", womit in der Tat die Anwendungsbereiche der *Lexikologie* als Metadisziplinen gemeint sein dürften. Interessant ist Kapitel VI, „Wortbedeutung unter diversen Aspekten", das gleich mit seinem Titel verrät, daß in diesem Bereich verschiedene theoretische Positionen kennenzulernen sind, und es werden tatsächlich aktuelle Forschungsbereiche, wie die Vagheit der Bedeutung oder wie die in der kognitiven Tradition oft untersuchte Metapher und Metaphorik (vgl. Harald Weinrich: *Allgemeine Semantik der Metapher* (1976) oder Franz Hundsnurscher: *Das Metaphernproblem aus sprachwissenschaftlicher Sicht* (1993) zur Debatte gestellt. Fraglich ist jedoch, warum die gekürzte Version des Beitrags von Dieter Wunderlich *Bedeutung und Gebrauch* (1991) in diesem Kapitel, also unter „Wortbedeutung" zu finden ist, obwohl sich dieser Artikel eindeutig mit Satzbedeutung und Propositionsbedeutung in verschiedenen semantischen Modellen beschäftigt.

Wenn man so viele Informationen zu einem Wissenschaftszweig in einer so umfangreichen Lektüre vor sich hat, stellt sich automatisch die Frage: was konnte in diesen Reader nicht aufgenommen werden? Anders: gibt es etwas, was fehlt? Da Vollständigkeit nicht ins Auge gefaßt werden konnte, mußte *eine* Auswahl getroffen werden. Diese *eine* Auswahl ist wirklich nur eine mögliche Auswahl von Texten. Den einzelnen Themenbereichen hätten sehr wohl auch andere Werke zugeordnet werden können.

Die Selektion hat den Schwerpunkt im Fall dieses Readers in erster Linie auf die germanistische Literatur, auf deutschsprachige Autoren gelegt. Daher der Eindruck, daß fundamentale Texte (vielleicht auch nur ganz kurze Ausschnitte) von bekannten Linguisten und Philosophen fehlen, die vor allem die Entwicklung der Bedeutungskonzeptionen ausschlaggebend geprägt hatten, zumal auch diese Werke an vielen Universitäten und Hochschulen nicht leicht zugänglich sind. Dies sind u.a.



Ferdinand de Saussure, Leonard Bloomfield, Karl Bühler oder Ludwig Wittgenstein. Wenn das Textbuch tatsächlich auf einen einführenden Überblick abzielt, dürften die wichtigsten internationalen Ergebnisse der Semantik nicht fehlen. Nach einer anderen Konzeption hätte man eine rein germanistisch orientierte Sammlung zusammenstellen können. In diesem Fall hätte man jedoch auch auf Jean Fourquet, Hilary Putnam und John Lyons verzichten müssen.

Es ist eine echte Freude, die beiden Bände des Textbuches zur Lexikologie in die Hand zu nehmen, so schön ist die äußere Gestaltung des Readers. Das geschmackvolle Design des Umschlags macht das qualitativ hervorragend gedruckte und gebundene Buch zu einem Prachtstück auf dem ungarischen akademischen Lehrbuchmarkt. Von einigen kleinen Druckfehlern abgesehen ist die Edition und die Bearbeitung der Texte ebenfalls vortrefflich. Außerdem ist noch hervorzuheben, daß die weiterführende Literatur zu jedem (selbständigen) Beitrag einzeln angegeben ist, und die detaillierten Angaben der Artikel selbst am Ende jedes Bandes nach Kapiteln gegliedert exakt aufgelistet sind.

Das neue Lexikologie-Textbuch ist ein Meilenstein für den Unterricht und für das Studium des Wortschatzes. Es ist einerseits eine wertvolle Hilfe für die Vorbereitung von Seminarstunden (für Lehrer und Student) und schriftlichen Arbeiten, andererseits ein Beweis dafür, daß sich die universitäre Lehre in Lexikologie und Semantik einen hohen Standard gesetzt hat. Das Textbuch sollte in jeder Universitätsbibliothek seinen Platz haben und wird ganz sicher in kurzer Zeit in den Taschen, Regalen und Händen von zahlreichen Lehrern und Studenten zu finden sein. Es kann jedem sprachwissenschaftlich interessierten Leser empfohlen werden.

*Márton Méhes*
(Budapest)

## Iványi, Zsuzsanna: *Wortsuchprozesse. Eine gesprächsanalytische Untersuchung und ihre wissenschaftsmethodologischen Konsequenzen.* Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 1998 (= Metalinguistica. Debrecener Arbeiten zur Linguistik 6). 300 S.

Iványis Buch ist innerhalb der ungarischen Germanistik ein Novum: Es ist die erste Ganzschrift einer ungarischen Germanistin, die konsequent mit den Mitteln der Gesprächsanalyse arbeitet, d.h. eine dezidiert empirische Beschreibung gesprochensprachlicher Phänomene unternimmt. Die Materialbasis der Untersuchung bilden aufgenommene und gesprächsanalytisch transkribierte Ausschnitte von Alltagsgesprächen, die von deutschen, ungarischen und russischen Muttersprachlern auf deutsch und/oder ungarisch geführt wurden.

Die Arbeit beginnt nach der Einleitung (S. 13-18) mit einem theoretischen Kapitel (Kap. 2, S. 19-38) zu den historischen und methodologischen Grundlagen der Gesprächsanalyse bzw. der eher traditionellen „conversation analysis" US-amerikanischer Prägung. Dieser aus der Soziologie, genauer: der Ethnomethodologie stammende Ansatz wurde maßgeblich für die Analyse gesprochener Sprache entwickelt; sein paradigmatischer Gegenstand sind spontane, nicht vorgeplante Alltagsgespräche, Konversationen, die grundsätzlich empirisch, anhand von Transkriptionen untersucht werden. Die Grundannahme der Gesprächsanalyse ist, daß — anders, als es etwa die Grenzziehungen der nach-saussureschen Systemlinguistik suggerieren — Gespräche in makro- wie mikrostrukturellen Hinsichten grundsätzlich geordnet sind. Ohne diese Geordnetheit — die das zentrale Beschreibungsziel der

Gesprächsanalyse ausmacht — wäre Verständigung nicht möglich: Nur Ordnung, nur Phänomene, die einer Systematik entsprechen, können von den Interaktanten gleichermaßen interpretiert werden. Der Gesprächsanalyse gelten aufgrund dieser Ordnungsprämisse sämtliche Aspekte von Gesprächen als systematisch erzeugt — und somit als analysierbar.

Das gilt gerade auch für Phänomene, die mit traditionellen systemlinguistischen Methoden nicht zu fassen sind. Die Gesprächsanalyse erweitert den Objektbereich sprachwissenschaftlicher Untersuchungen gegenüber der Systemlinguistik um Gegenstände, die diese systematisch ausschließt. Iványis Untersuchungsgegenstände, Wortsuchprozesse, sind dafür ein Beispiel. Wortsuchprozesse sind Formulierungsschwierigkeiten, die speziell lexikalische Einheiten betreffen. Sie sind für gesprochene Sprache generell charakteristisch, sind „organische Teile von Kommunikation" (S. 77), kommen in so gut wie jedem Alltagsgespräch vor. Der Systemlinguistik gelten diese Phänomene und ihre Manifestationen schlicht als abweichend, als Fehler, die nicht dem Regelsystem der Sprache zuzuordnen sind. Demgegenüber zeigt die Verfasserin in Kap. 3.1 (S. 47-71), daß Wortsuchprozesse sich schon bei einer bloß formalen, oberflächenorientierten Betrachtungsweise als hochgradig strukturiert erweisen: Ihre Realisationen sind durch wiederkehrende Oberflächenformen — in Iványis Formulierung: eine „Syntax" — gekennzeichnet, die sich in den untersuchten Einzelsprachen und bei Mutter- und FremdsprachensprecherInnen ähneln. Die beteiligten Sprachmittel sind Iványis Beschreibungen zufolge Abbrüche, spezifische Tempowechsel, Reparaturen, Pausen, weitere Verzögerungsphänomene (wie *äh*), charakteristische Intonationsverläufe sowie tentative und fremdsprachige Realisierungen des gesuchten Wortes. Wortsuchprozesse sind also in formaler Hinsicht systematisch und entsprechend kommunikativ funktional: SprecherInnen teilen sich mit, daß sie sich in Wortsuchprozessen befinden und u.a., ob sie etwa Fremdhilfe beim Suchprozeß wünschen.

Während in Kap. 3.1 gesprächsanalytische Verfahren methodentreu, also unkritisch appliziert werden, unternimmt die Verfasserin in Kap. 3.2 (S. 71-97) eine kritische Bestimmung von deren Grenzen, die schließlich in einen Vorschlag zur Erweiterung des gesprächsanalytischen Ansatzes mündet. Die Gesprächsanalyse beschränkt sich auf eine bloß formbezogene, oberflächenorientierte Beschreibung; sie fokussiert sprachliche Phänomene lediglich als Realisate, als Zeichen. Damit werden sowohl die Zwecke, um derentwillen kommuniziert wird, wie auch die kognitiven Prozesse, die allem sprachlichen Handeln zugrunde liegen, ignoriert. Gerade Wortsuchprozesse — wie Formulierungsschwierigkeiten allgemein — sind aber eindeutig Spuren kognitiver Operationen, genauer: kognitiver Barrieren bezüglich der Auswahl lexikalischer Mittel. Wie die Verfasserin gegen die methodischen Begrenzungen der Gesprächsanalyse bzw. durch deren Überschreitung anhand ihres Materials zeigt, werden diese kognitiven Barrieren auf je spezifische Weise versprachlicht: Die Produkte des sprachlichen Handelns, die Realisate, sind von den kognitiven Prozessen, die ihnen zugrunde liegen, geformt. So ist es z.B. möglich, zu unterscheiden, ob der Grund für eine bestimmte Wortsuche eine Lücke im mentalen Lexikon ist oder ob lediglich der Zugang zu einer an sich bekannten Einheit erschwert ist (S. 94); ebenso, ob Formulierungsprobleme von Störungen durch den Gesprächspartner verursacht wurden oder ob etwa die Planung und Durchführung paralleler nichtsprachlicher Handlungen die Ausführung der aktuellen sprachlichen Handlung stört (S. 95). Das Ignorieren der kognitiven Ursachen von sprachlichen Phänomenen seitens der Gesprächsanalyse, das verdeutlicht die Verfasserin durch diese Ergebnisse, ist also unmotiviert. Die Gesprächsanalyse kann mithin die außerordentliche Detailliertheit kommunikativer Vorgänge nicht vollständig erfassen.



Kap. 3.3 (S. 97-136) baut auf dieser — berechtigten — Kritik auf und versucht, die Gesprächsanalyse entsprechend, d.h. um eine kognitive Dimension zu ergänzen. Iványis Vorschlag ist, dazu Psycho- und kognitive Linguistik heranzuziehen. Der Gegenstand, an dem sie deren Brauchbarkeit als Ergänzung zur Gesprächsanalyse zu belegen sucht, sind „Tip-of-the-tongue"-Phänomene, bei denen das gesuchte Wort „auf der Zunge liegt", d.h. "... Versprachlichungsprobleme, bei denen der Sprecher sich dessen sicher ist oder wenigstens unterstellt, das Wort zu kennen" (S. 99). Dabei werden die Ergebnisse transkriptbasierter Einzeluntersuchungen zu „Tip-of-the-tongue"-Phänomenen, die sowohl von mutter- wie fremdsprachigen SprecherInnen produziert wurden, den Ergebnissen einschlägiger Untersuchungen der Psycho- und kognitiven Linguistik vergleichend gegenübergestellt. Ähnlich wie in Kap. 3.2 rekonstruiert die Verfasserin auch hier die je spezifische kognitive bzw. wissensmäßige Basis der untersuchten Phänomene: So bringen die Formen von „tip-of-the-tongue"-Phänomenen etwa die je aktuelle „Bekanntheitsqualität" (S. 116), die dem gesuchten Konzept für den Sprecher bzw. die Sprecherin eignet, zum Ausdruck — wodurch den InteraktionspartnerInnen wesentliche Hinweise für mögliche Fremdhilfen gegeben werden. Sprachliche Mittel dazu sind tentative Versprachlichungen, Explikationen, Beschreibungen einzelner Merkmale des gesuchten Konzepts, Nennungen von Synonymen, Antonymen, Hyponymen, Kohyponymen, Hyperonymen, Verwendungskontexten oder – bei FremdsprachensprecherInnen — muttersprachlichen Äquivalenten. Diese Untersuchungsergebnisse, so stellt die Verfasserin jeweils fest, werden durch Psycho- und kognitive Linguistik allgemein bestätigt. Auch an der Analyse der „Tip-of-the-tongue"-Phänomene wird also belegt, daß über die gesprächsanalytischen Vorgaben hinaus die kognitiven Prozesse beim sprachlichen Handeln in Transkriptanalysen beschrieben werden können.

Psycho- und kognitive Linguistik bleiben bei diesen Analysen unintegriert; die Verfasserin resümiert bei ihren Vergleichen jeweils nach Abschluß ihrer Analyse kurz einschlägige Forschungsergebnisse, die mithin der Analyse äußerlich, additive Hinzufügungen bleiben. Ich würde diese mangelnde Integration indes nicht für ein Defizit halten: Schließlich belegt die Verfasserin gerade dadurch die eigenständige Leistungsfähigkeit von Transkriptanalysen. Diese Konsequenz und damit die Konsequenzen aus ihren eigenen erfolgreichen, über die Grenzen der traditionellen Gesprächsanalyse hinausreichenden Analysen zieht die Verfasserin allerdings nicht: Die in Kap. 3.2 identifizierten Defizite der Gesprächsanalyse erfordern nicht bloß ein der Analyse nachgeordnetes Danebenstellen von Forschungsergebnissen anderer linguistischer Teildisziplinen. Vielmehr ist die Gesprächsanalyse selbst theoretisch und empirisch weiterzuentwickeln - etwa in Richtung auf die funktionale Pragmatik (vgl. die Arbeiten Ehlichs und Rehbeins sowie auch die Kapitel B1, B2, C in der IdS-Grammatik (1997)), die den Zusammenhang des sprachlichen Handelns mit den ihm zugehörenden kognitiven Prozessen systematisch in den Mittelpunkt ihrer Transkriptanalysen stellt.

LeserInnen und an Hochschulen Lehrenden bietet das Buch dreierlei: Kap. 2 und 3.1 können als gut aufgebaute, verständliche theoretische und praktische Einführung in die traditionelle Gesprächs- bzw. Konversationsanalyse gelesen werden. Vor allem sind die empirischen Anwendungen gesprächsanalytischer Verfahren transparent, nachvollziehbar aufgebaut und angenehm klar kommentiert, so daß sie m.E. auch für nicht einschlägig vorgebildete ungarische GermanistikstudentInnen verständlich sind. Dazu wird sich in diesen Abschnitten konsequent an die Grenzen der traditionellen Gesprächsanalyse gehalten, so daß sie sehr gut als exemplarische gesprächsanalytische Analysen in universitären Seminaren behandelt werden können.

Auch in Kap. 3.2 und 3.3 ist der Umgang mit der Empirie instruktiv. Iványi entwickelt ihre theoretischen Überlegungen zur Erweiterung der Gesprächsanalyse vor allem am Material, und zwar Schritt für Schritt. Sie gibt damit einen — wiederum in universitären Seminaren als exemplarisch lesbaren — praktischen, gut nachvollziehbaren Einblick in das Verhältnis von Theorie und Empirie in der linguistischen Pragmatik: Empirie ist nicht bloß dazu da, in einfacher Anwendung, quasi Vollstreckung von theoretischen Vorschriften nachgeordnete Belege für theoretisch gewonnene Erkenntnisse zu liefern. Vielmehr sind empirische Analysen der (wohl fruchtbarste) Weg, Theorien zu modifizieren.

Drittens dokumentiert Iványi die empirische Basis ihrer Arbeit im entsprechend langen Anhang, der ziemlich genau die Hälfte ihres Buches ausmacht (S. 149-300). Dieses Korpus — es ist vor allem aufgrund der sprachlichen Vielfalt und der Mischung zwischen fremd- und muttersprachlichen SprecherInnen interessant — ist damit für weitere Untersuchungen zugänglich.

*Guido Schnieders*
(Szeged)

## Leirbukt, Oddleif: Untersuchungen zum *bekommen*-Passiv im heutigen Deutsch. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1997 (= Reihe Germanistische Linguistik 177). 242 S.

Mit dieser primär empirisch-deskriptiv orientierten Monographie werden erstmals zusammenfassend Untersuchungen zu dieser umstrittenen Fügung vorgelegt. Die Analyse des Autors basiert auf einem umfangreichen Korpus der geschriebenen Sprache (836 Belege aus einem von Leirbukt erstellten Korpus, das ergänzt wird durch Belege anderer wissenschaftlicher Untersuchungen; leider konnte auch auf konstruierte Beispiele nicht verzichtet werden). Bewußt werden diatopische, diastratische und diaphasische Aspekte in dieser Phase ausgeklammert, da der Autor in erster Linie um „Aussagen über ein generelles Ensemble von Regularitäten des *bekommen*-Passivs" (S. 22; S. 229) bemüht ist.

Das einleitende Kapitel enthält wichtige Vorüberlegungen zum Untersuchungsgegenstand. Das *bekommen*-Passiv (B-Passiv) und der Aktivsatz werden transformationell und oberflächennah aufeinander bezogen dargestellt, allerdings „generell auf einer abstrakteren Ebene" (S. 4). Das B-Passiv wird von drei Strukturtypen abgegrenzt: 1. vom marginalen akkusativbezogenen Typ (*Ich kriegte natürlich geschimpft*); 2. von resultativ-aktivischen Bildungen, bei denen der Subjektreferent Agens ist (*Das kriegt ihr heute abend erledigt*), (dieser Strukturtyp ist der resultativen Lesart von passivischem *bekommen*/*kriegen* nahe; in Kap. 8 erfolgt deren ausführliche Diskussion); 3. von Vollverbkonstruktionen (*bekommen* + Objekt + Partizip 2 als Objektsprädikativ) (..., *daß wir die Fässer gereinigt von der Fabrik bekommen*).

Bei der Diskussion des Korpus (Kapitel 2) spricht Leirbukt Problemkreise an, die allen mit empirischem Material Arbeitenden nützliche Anregungen vermitteln (z.B. Maßstäbe bei der Textauswahl, Quantifizierungseinheiten, Akzeptabilitätsbestimmung und damit verbundene Konsequenzen für die Wahl der zu konsultierenden Sprachteilhaber).

Die folgenden Kapitel sind der Beschreibung des verbalen (Kapitel 3: *Vollverben der Fügung* und Kapitel 4: *Hilfsverben der Fügung*) und des nominalen Bereichs



(Kapitel 5: *Subjekt, Objekt und Agensausdrücke*) gewidmet. Dabei sind eine Unterteilung der Verben entsprechend der Dichotomie Transitivität/Intransitivität sowie die Berücksichtigung aktionaler Aspekte von gewisser Relevanz. Die Verben werden aufgrund generalisierbarer Bedeutungsmuster (z.B.: ‚A macht: B hat C') verschiedenen semantischen Klassen zugeordnet. Die Analyse zeigt, daß intransitive Verben (*helfen*-Klasse) lediglich marginal vertreten sind. Transitiva lassen sich semantisch von der Haben-Relation als logisch-semantisches Primitivum her hinsichtlich der Veränderung der Haben-Relation (z.B. Verben des Gebens, Mitteilens und Nehmens) bzw. der Nicht-Veränderung der Haben-Relation (z.B. Verben des Belassens, Verweigerns und Verbergens) subklassifizieren. Hilfreich bei der Beschreibung der Geben-Beziehung ist die Annahme eines „impliziten Patiens" (vgl. S. 71; S. 181). Die Distribution der Fügungsvarianten (*bekommen, erhalten, kriegen*) läßt sich nicht allein über Textsortenkriterien erklären, sondern hängt auch von syntaktisch-semantischen (z.B: *erhalten* dominiert bei Verben des Gebens, wird nicht bei Phraseologismen verwendet, ist inkompatibel mit Intransitiva, hat keinen resultativen Sinn, wird selten bei privativen Verben gebraucht) und stilistischen Gegebenheiten ab.

Im nominalen Bereich zeigt sich, daß der subjektivierte Dativ fast nie referenzlos und überwiegend [+hum] ist. Nur in wenigen Fällen konstatiert Leirbukt eine Besetzung der Subjektstelle ohne direkte dativische Entsprechung im Aktivsatz (z.B. haben die Subjekte *nichts, was, etwas* im B-Passiv kein dativisches Pendant im Aktivsatz). Bei den formalen und semantischen Eigenschaften des Objektes und Agens zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung teils mit dem Aktiv (Parallelität der Selektionsregularitäten des Vollverbs), teils mit dem *werden*-Passiv (Agensrealisierung: dieselben Typen von Agensausdrücken; bei enger Agensphrasendefinition dieselben Abgrenzungsprobleme; eindeutige Dominanz der Agensphrase mit *von*; Agensphrase mit *durch* besitzt latente instrumentale Bedeutung).

In Kapitel 6 versucht der Autor Angaben zu Restriktionen und Bildbarkeitsbedingungen des B-Passivs zu machen. Die Auswertung seiner Belege ergibt, daß die Restriktionen wie auch die Bildbarkeit des B-Passivs semantisch bedingt zu sein scheinen. Als generelle Bedingung für die Bildbarkeit des B-Passivs nimmt der Verfasser das kausative Verhältnis an, das allen Schemata mit der Komponente (‚A macht:') zugrunde liegt, dabei empfiehlt sich zunächst eine Untersuchung separater Verbgruppen (vgl. S. 139). Weiterhin sind auch Eigenschaften der mit dem Verb verbundenen Größen (Agens, Dativ und Akkusativobjekt) zu berücksichtigen (z.B. scheint die Objektwahl bei bestimmten Verben — *machen, tun* — mit einer variablen Akzeptabilität des B-Passivs verbunden zu sein (vgl. S. 163 f.). Einschränkend muß Leirbukt allerdings feststellen, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt allgemeine Bildbarkeits- und Restriktionsangaben noch äußerst problematisch erscheinen und „empirisch einigermaßen sichere Angaben" z.Z. nur gegeben werden können, wenn „vom Einzelverb bzw. einzelnen Verballexem" (S. 168) ausgegangen wird.

Im 7. Kapitel geht Leirbukt der Frage nach, an welchen allgemeinen morphologischen und satzgrammatischen Regeln das B-Passiv partizipiert. Untersuchungen zur Substantivierung, zum attributiven Gebrauch, zur Infinitivphrasenbildung, zu Tempus- und Modusformen sowie zu Regularitäten bei Reflexiv-, Reziprok- und Possessivpronomina zeigen auch hier einerseits eine Nähe zum Aktiv (vgl. Umformung des Akkusativobjekts in ein postnukleares Genitivattribut oder ein äquivalentes Element mit *von*) und andererseits eine zum *werden*-Passiv (vgl. postnukleare Agenskennzeichnung, Regularitäten bei Reflexiv-, Reziprok- und Possessivpronomina).

Kapitel 8 ist der Diathesenproblematik gewidmet. Der Autor betrachtet die Selektionsaktivitäten vom Auxiliar aus: Gemeinsam mit dem Subjekt beeinflußt es die syntaktische und semantische Struktur der Gesamtkonstruktion, dabei erhebt

sich aufgrund der nicht vollständigen Bedeutungsentleerung bei passivischem *bekommen* die Frage, wieweit eine „allgemeine Rezipientenorientierung des B-Passivs" (S. 184) anzusetzen ist. Trotz Dominanz der Geben-Relation kann die Konstruktion nicht allgemein als rezipientenorientiert charakterisiert werden. Diese Feststellung wird gestützt durch Sätze mit Pertinenzdativ (*Ich bekam die Stiefel ausgezogen*) bzw. mit subjektfähigem Dativus commmodi/incommodi in Bildungen mit privativem Nebensinn (*Er kriegte sein ganzes Vermögen konfiziert*).

In Kapitel 9 thematisiert Leirbukt unter funktionalem Aspekt und von der Prototypenbildung her die komplizierte Problematik der Auxiliarisierung. Dabei ist mit gleitenden Übergängen zwischen Vollverb- und Auxiliarstatus zu rechnen. Die Annahme eines Kontinuummodells hält der Autor jedoch nicht für empirisch fundiert, er schließt sich eher der Auffassung an, daß die „Hilfsverben verschiedene aber nicht unendlich viele Stufen der Auxiliarisierung aufweisen" (S. 212). Die Auxiliarisierungsproblematik ist eng mit der Frage nach dem Passivstatus der Konstruktion verknüpft. Das B-Passiv zeigt eine deutliche Verwandtschaft zum *werden*-Passiv (z.B. Konversionsprozesse, Nichtübereinstimmung von Subjekt und Agens, post- und pränukleare Agenskennzeichnung), so daß Leirbukt ausgehend vom *werden*-Passiv als prototypischem Passiv das B-Passiv als „Konstruktion von geringerer Typikalität" (S. 204) bezeichnet. Ein wesentlicher Unterschied besteht — neben der Alternation der drei Hilfsverben, die sprachschichtbedingt zu sein scheint — darin, daß das B-Passiv kasusgesteuert ist. Hervorzuheben ist auch Leirbukts kritische Diskussion theoriebezogener Darstellungen (dependentiell orientierte Ansätze, GB-ausgerichtete Ansätze). Die Schwächen dieser Modelle veranlassen den Autor einen lexikalistisch-dependentiellen Ansatz vorzuschlagen. Das B-Passiv ist demnach eine Kombination von Auxiliar und Partizip 2, wobei das Partizip 2 sowie bestimmte davon abhängige Elemente und das Subjekt vom Auxiliar selegiert (regiert) werden. Die Annahme, daß das Partizip 2 keine Subjektstelle selegiert, beruht auf Sätzen wie z.B. *Er bekam beide Räume auf sich umgeschrieben.*, in denen das Aktiv-Pendant die *auf*-Phrase als Ausdruck des Empfängers darstellt. Leirbukt ist sich aber auch der empirischen Grenzen seines Ansatzes, die sich aus der Konversionsannahme ergeben (z.B.: Dativabsorption in Fällen, in denen kein dativisches Pendant im Aktivsatz vorhanden ist), durchaus bewußt ist (vgl. S. 227).

Das Buch erhellt Eigenschaften, die bisher kaum gesehen worden sind (z.B. verschiedene mit den Präfixen *an-, auf-, über-, unter-, um-, vor-* abgeleitete Verben erlauben die Bildung des B-Passivs und daneben existiert eine parallele Konstruktion mit einem präpositional verbundenen Pertinenzelement: *Sie bekam eine dicke Pralinenschachtel untergeschoben/unter den Arm geschoben.*; die semantische Analyse von im B-Passiv möglichen Phraseologismen). Die in sich geschlossenen Überlegungen der Studie geben wertvolle Hinweise und Anregungen für weitere systemorientierte Untersuchungen (z.B. Untersuchungen zum Vorkommen des B-Passivs in der gesprochenen Sprache; die Berücksichtigung diatopischer, diastratischer und diaphasischer Aspekte). Die vorliegende Arbeit ist jedoch nicht nur wichtig für Linguisten, sondern auch für zukünftige Lehrbuchautoren, damit diese Konstruktion endlich ihren Platz im Rahmen der Grammatikvermittlung im Unterricht für fortgeschrittene Lerner bekommt. Dazu leistet die gründliche Auseinandersetzung Leirbukts mit der fachwissenschaftlichen Literatur sowie seine sorgfältige Analyse der Belege den erforderlichen Hintergrund; somit stellt die Monographie eine unentbehrliche Grundlage für die weitere Forschung dar.

*Petra Szatmári*
(Szombathely)



## Thiel, Gisela; Thome, Gisela: *Vermuten: nominale Ausdrucksmittel im Wissenschaftsjournalismus (Deutsch — Englisch — Französisch)*. Tübingen: Narr 1996 (= Forum für Fachsprachen-Forschung 29). 168 S.

Die vorliegende Arbeit untersucht nominale Träger der Sprachhandlung 'Vermuten' in einem dreisprachigen (deutsch-englisch-französisch) Korpus wissenschaftsjournalistischer Zeitschriftenaufsätze zwischen 1985-1991. Die thematischen Schwerpunkte der Texte liegen in der medizinischen Spitzenforschung, Gentechnologie, Molekularbiologie usw. Somit haben wir es hier mit einer linguistischen Untersuchung zu einer bestimmten Fachsprache zu tun.

Die Arbeit gliedert sich in 12 Kapitel, aber in fünf große Einheiten, die zwar betitelt aber nicht numeriert sind (Einführung, Sprechaktorientierter Ansatz, Wortfeldorientierter Ansatz, Textsemantischer Ansatz und Synthese).

In der Einführung wird das an und für sich sehr interessante Korpus vorgestellt (Kapitel 1 und 2) bzw. Zielsetzungen und Methoden der Arbeit (Kapitel 3) erörtert.

Das Korpus entstammt wissenschaftsjournalistischen Texten. Der Wissenschaftsjournalismus stellt eine besondere Form journalistischer Berichterstattung dar und gilt als interkulturelles Phänomen. Die Textsorte wissenschaftsjournalistischer Aufsätze gehört zur popularisierenden Fachtextsorte, in der aktuelles Fachwissen an Laien sachgerecht vermittelt wird. Diese Zielsetzung erfordert eine besondere sprachliche Ausgestaltung der Textsorte. Fachwörter werden z.B. nur in geringer Dichte verwendet, Graphiken und Bildmaterial sollen das Verständnis erleichtern. Da es um nur vorläufige Erkentnisse geht, deren Zutreffen noch nachzuweisen ist, müssen diese Texte zu erkennen geben, ob und inwieweit das vermittelte Fachwissen bereits endgültig ist und die vorliegenden Daten zuverlässig sind. Daher enthalten diese Texte eine große Anzahl von Ausdrucksmitteln des Vermutens, die den hypothetischen Charakter der Äußerungen markieren. Gerade an diesem Punkt wird Wissenschaftsjournalismus linguistisch aktuell. Zum Ausdruck von Vermutungen stehen in den untersuchten Sprachen ganze Modalfelder mit Modalverben, Modaladverbien, Adjektiven usw. zur Verfügung. Das Interesse dieser Arbeit gilt den nominalen Modalia, die in der linguistischen Fachliteratur kaum untersucht worden sind.

Die Zielsetzung im Zusamenhang mit den nominalen Trägern des Vermutens ist eine dreifache. Erstens besteht sie in der Erarbeitung einer Definition des Vermutens und in der Ermittlung des Bestandes der Vermutungsnomina im Korpusmaterial (Kapitel 4 und 5). Zweitens geht es um die semantisch-pragmatische Ausdifferenzierung des Bestandes der Vermutungsnomina (Kapitel 6, 7 und 8). Drittens setzten sich die Autorinnen die Untersuchung der textuellen Leistung der Vermutungsnomina zum Ziel (Kapitel 9, 10 und 11). Jede Zielsetzung wird durch eine eigene Methode erlangt. Eine exakte Definition des Vermutens wird mit Hilfe eines an der Sprechakttheorie orientierten Verfahrens entwickelt. Die semantisch-pragmatische Ausdifferenzierung wird mit dem Rückgriff auf die Wortfeldanalyse durchgeführt. Die textuelle Einbettung der Vermutungsnomina wird mit textsemantischen Methoden nachvollzogen. Die einzelnen Ansätze bauen auf jeweils eigene theoretische Grundlagen auf, die stets zu Beginn des entsprechenden Teils der Untersuchung diskutiert werden. Die drei Ansätze, sprechakttheoretisch, wortfeldorientiert und textsemantisch, sind komplementär, die Ergebnisse der einen Analysetechnik werden beim Vollzug der nächsten vorausgesetzt. Dieser logische Aufbau sichert das problemlose Nachvollziehen des Gedankenganges der Arbeit und das Verständnis der Synthese der drei Ansätze in Kapitel 12.

Die Untersuchungen werden zwar an einem dreisprachigen Korpus durchgeführt, es wird aber keine Kontrastivität angestrebt. Die Autorinnen weisen jeweils auf Unterschiede in dem Gebrauch der nominalen Vermutungselemente in den drei Sprachen hin, aber dies mit der Absicht, die Beispiele miteinander vergleichend und einander ergänzend betrachten zu können. Kontrastivität als solche wird überhaupt nicht thematisiert. Das dreisprachige Korpus setzt aber beim Leser mindestens Grundkenntnisse in Deutsch, Englisch und Französisch voraus.

Im sprechaktorientierten Ansatz wird Vermuten als Sprechakt betrachtet und mit der Formel „S VERM, daß p" dargestellt, wobei „S" der Sender ( der Wissenschaftsjournalist oder der Fachexperte in der Rolle des Wissenschaftsjournalisten) ist, „VERM" als Vermutungsindikator, als Träger der Illokution gilt und „daß p" den vermuteten Sachverhalt, also die Proposition meint. Die Struktur der Formel wird als Test für den Vermutungscharakter der Nomina angesetzt. Kann ein Nomen in diese syntaktische Struktur Subjekt(S)-Prädikat(VERM)-Objekt/Komplement(daß p) überführt werden, gilt es als Vermutungsnomen. Diese Sprechaktformel dient nicht nur zur Erarbeitung des Bestands der Vermutungsnomina, sondern ermöglicht auch eine erste Differenzierung nach semantisch-pragmatisch bzw. morphosyntaktisch determinierten Gruppen. Die Überführung und Überführbarkeit der Nomina hängt nämlich mit ihrem morphologischen Charakter, mit dem Wortbildungstyp, den sie darstellen, zusammen. Deverbale Vermutungsnomina (z.B. *Annahme, hope, doute*) lassen sich problemlos überführen, da als Vermutungsindikator das ihnen zugrundeliegende Verb fungiert, z.B. „S nimmt an/hopes/doute, daß p". Bei den deadjektivischen Nomina, wie *Möglichkeit, likelihood, possibilité* und bei den nicht-abgeleiteten Vermutungsnomen,wie *Konzept, model, pronostic* mußten die Autorinnen syntaktische Strategien der Überführung entwickeln, um die Sprechaktformel verwenden zu können, z.B. *Möglichkeit* > „S betrachtet (es) als ADJ (möglich), daß p", *Chance* > „S kennzeichnet als NOM (Chance), daß p". Diese Überführungen wirken für den Leser ein wenig gewollt und künstlich, zumal sich „betrachten" und „kennzeichnen" austauschen lassen, doch bleibt der Vermutungscharakter der Nomina nachvollziehbar. Besonders interessant in diesem Teil der Arbeit ist die Problematisierung solcher Fälle, wo bei der Überführung z.B. Semantik und Morphologie auseinanderlaufen, so beim Vermutungsnomen *Bedenken*, wo das zugrundeliegende Verb (bedenken) eine andere Bedeutung hat als das Nomen.

Eine erste semantisch-pragmatische Untergliederung des erarbeiteten Bestandes der Vermutungsnomina erstellen Thiel und Thome aufgrund des Kriteriums Grad der Begrifflichkeit. Die deutschen Beispiele *Hypothese, Konzept und Modell* stellen Vermutungsnomina mit ausgeprägter, *Angst, Chance, Gefahr* mit geringer Begrifflichkeit dar. Dabei ist nicht ganz klar, was genau unter Begrifflichkeit zu verstehen ist und warum z.B. *Idee* „begrifflicher" als *Gefahr* (S. 24-25) ist.

Die semantisch-pragmatische Ausdifferenzierung der Vermutungsnomina erfolgt im zweiten Schritt mit dem Rückgriff auf die Wortfeldanalyse. In dem gegebenen Untersuchungsrahmen meint der Begriff des Wortfeldes den dreisprachigen nominalen Bestand. Der Bestand der Vermutungsnomina bildet demnach ein Paradigma im Gesamtbestand. Die Binnendifferenzierung erfolgt durch Unterparadigmen. Das Wortfeld der Vermutungsnomina wird ausgehend von der Sprechaktformel beschrieben. Als Archilexem des Wortfeldes ist „Vermutung" anzugeben, das seinerseits Lexeme, wie *concept, idea, Wahrscheinlichkeit*, also die einzelnen Vermutungsnomina umfaßt. Als Archisemem wird „VERM" aus der Sprechaktformel angegeben, das aus mehereren Sememen, d.h. Signifiers der Vermutungsnomina besteht, die wiederum unterschiedliche Seme bündeln. Eine solche theoretische Grundlegung erweist sich deshalb als sehr günstig, weil der Bezug zum sprechakttheoretischen Ansatz sehr explizit ist.



Die Gliederung des Wortfeldes erfolgt mit Hilfe der Kategorie der Dimension. Die Dimensionen entstehen dadurch, daß Oppositionen von Lexemen bzw. Semen gegeben sind. Die Oppositionen werden von distinktiven Semen getragen. Diese charakterisieren Teilmengen von Lexemen, die ein sich mit dem Sem [VERM] kombinierendes weiteres Sem gemeinsam haben. Die Ermittlung der distinktiven Seme erfolgt durch die semantische Komponentenanalyse. Dabei haben die Autorinnen einen unüblichen Weg der Ermittlung gewählt. Sie beobachteten zuerst den Lexembestand in seiner Kontextgebundenheit, bildeten Lexem-Opppositionen und gewannen durch Abstraktion aus ihnen die distinktiven Merkmale. Dazu wurden einsprachige Wörterbücher in den drei Sprachen (Typ Wahrig) konsultiert, deren Bedeutungsbeschreibungen oft Angaben bezüglich der distinktiven Merkmale enthalten. Aufgrund der Korpusanalyse ergaben sich die Dimensionen Zeitbezug, Wertung, Emotionalität und Fachsprachlichkeit.

Die Dimension Zeitbezug ist deshalb relevant, weil die Definition von Vermuten impliziert, daß der angesprochene Sachverhalt zum Zeitpunkt der Vermutungsäußerung weder verifizierbar noch falsifizierbar ist. Diese Dimension wird daher durch die Sem-Opposition [+FUT] und [-FUT] getragen. Ausschließlich zukunftsbezogen sind z.B. die Nomina *Vorhersage, prediction, prognosis*, in denen der Zeitbezug durch Präfixe (vor-, pro-) oder durch den Kontext markiert wird.

Die Dimensionen Wertung und Emotionalität werden als eng verknüpft behandelt, da Wertung auch emotionsfrei vollzogen werden kann, während Emotionalität immer nur in Kombination mit Wertung zu Tage tritt. Eine feinere semantische Ausdifferenzierung beider Dimensionen erfolgt durch die Qualitäten (pos) und (neg), die binär präsentierte Qualitäten des Bewertungssems [+WERT] darstellen und eine positive (z.B. in *Chance*) bzw. negative (z.B. *Risiko)* Einstellung zum Sachverhalt ausdrücken. Die Korpusanalyse hat dabei gezeigt, daß ein und dasselbe Nomen je nach Kontext sowohl eine positive als auch eine negative Wertung ausdrücken kann, z.B. „trübe *Aussichten*" vs. „*Aussichten* auf eine erfolgreiche Zukunft". Zur Feststellung dessen, welche der wertenden Nomina zugleich emotional sind, wurden die Wörterbücher überprüft, da in ihren Bedeutungsbeschreibungen das Sem [EMOT] explizit benannt wird, z.B. *Angst* ist eine Art Gemütszustand.

Der Nachweis der Dimension Fachlichkeit (getragen durch die Sem-Opposition [+FACH] und [-FACH]), wurde durch Kontextanalyse erbracht. Dabei konnte wieder die determinierende Rolle des Kontexts beobachtet werden, die aus gemeinsprachlich verwendeten Nomen fachsprachliche macht und umgekehrt, z.B. *Wahrscheinlichkeit* in der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Mathematik. Es konnte auch beobachtet werden, daß bei vielen fachsprachlich verwendeten Nomen Wertung und Fachbezogenheit zusammenspielen, z.B. die oben erwähnten Beispiele *Risiko, Chance*.

Aufgrund dieser Merkmal- und Qualitäts-Oppositionen ergab sich ein semantisch hochdifferenziertes Bild des Paradigmas der Vermutungsnomina. Der Leser wird sich aber in diesen Dimensionen überhaupt nicht verirren, da sie sowohl einzeln als auch in ihrer hierarchischen Relation zueinander in Baumgraphen veranschaulicht werden.

Die textuelle Einbettung der Vermutungsnomina läßt die Rolle der Kontextdeterminierung besonders stark hervortreten. Die Kontextdeterminerung äußert sich hinsichtlich des Grades der Bestimmtheit und der themabezogenen Information, da der Kontext bestimmen kann, ob die vermutete Sprachhandlung an der Textoberfläche vage oder als semantisch determiniert präsentiert wird. Es wird im Text jeweils auf

die Versprachlichungsmöglichkeiten des Grades der Bestimmtheit hingewiesen, z.B. durch Adjektive, wie **low** *risk*, **große** *Hoffnung*, **greater** *chance*, durch Pronomina, wie **a lot of** *promise* oder durch numerische Gradindikatoren, wie „die *Chance* von X ist **gleich Null/100%**" usw. Die pragmatische Aufgabe solcher Gradindikatoren besteht in der Orientierung von Laien in bezug auf den Ertrag medizinischer Forschung.

Im nächsten Schritt konzentrieren sich die Autorinnen auf Typen von (Teil)Textausschnitten der wissenschaftsjournalistischen Texte. Die Rolle der Vermutungsnomen wird im Rahmen sog. modaler Netze gesehen und erörtert. Modale Netze enstehen durch das mehrfache Auftreten von Vermutungsträgern (modale Redundanz), wie Modalwörter, Modalverben, Formen des Irrealis usw., in der Darstellung thematisch eng zusammenhängender Sachverhalte in Satzfolgen. Vermutungsäußerungen stehen dabei in Verweisrelation anaphorischer oder kataphorischer Art der Gesamtaussage und haben eine wichtige Erklärungsfunktion im Text, z.B.:

> ... Dr. R.L., University of California, wertet fortan Hirnhautentzündungen als **möglicherweise** erste Anzeichen einer HTLV-III-Infektion.
> Insgesamt, so **vermutet** u.a. Frau L.-S., **dürften** alle sich natürlicherweise rasch vermehrenden proliferierenden Systeme im Organismus angegriffen werden ...
> Angesichts solcher *Aussichten* und in Kenntnis der unvermeidbaren epidemologischen Zukunft sind als Beruhigung gedachte Zahlenvergleiche mit „den großen Volkskrankheiten" unsinnig. (S. 122)

Im 12. Kapitel erfolgt nun eine Synthese der Ergebnisse der drei Ansätze. Alles wird einem Aspekt, nämlich dem pragmatischen Aspekt, untergeordnet. Es handelt sich letzten Endes um Mitteilungen, die von Wissenschaftsjournalisten an Leser gemacht werden. Alle ermittelten semantisch-pragmatischen, morphosyntaktischen und textsemantischen Eigenschaften der Vermutungsnomina werden in bezug auf Ziele der Textsorte wissenschaftsjournalistischer Aufsatz hin zusammengefaßt, die darin bestehen, der Laien-Leserschaft Vermutungen zur Information über noch nicht verifizierbare Sachverhalte in Forschungsabläufen oder zur bloßen Orientierung über eventuell zu erwartende praktische Auswirkungen wissenschaftlicher Leistungen zu formulieren.

Zusammenfassend läßt sich über die Relevanz dieser Arbeit für die Sprachwissenschaft Folgendes sagen. Diese Studie von Thiel und Thome ist in der Reihe Forum für Fachsprachen-Forschung erschienen, aber sie bietet bei weitem mehr als nur eine Untersuchung einer der vielen Fachsprachen. Die Arbeit leistet in mehrfacher Weise Innovatives.

Die Bearbeitung von Vermutungsnomina bringt schon an und für sich die fehlende Analyse von nominalen Trägern der Modalität. Die Untersuchung dieser unter sprechakttheoretischem Aspekt ist aber grundsätzlich neu und eigenartig. Neben interessanten Analysen von Textbeispielen, die allein aufgrund ihrer Thematik recht spannend sind, liefert das Buch von Thiel und Thome eine komplexe Betrachtung der Vermutungsnomina auf der lexikalischen und der Textebene.

Es ist nicht zu übersehen, wie präzise die Verfasserinnen an die Untersuchung herangehen, wie methodisch exakt und gleichzeitig leserfreundlich sie ihre Ergebnisse präsentieren und erklären (Baumgraphen, Tabellen). Die Orientierung wird auch durch die Liste des Bestands der Vermutungsnomina der drei Sprachen und durch die Sachregister, in der die zentralen Begriffe der Arbeit aufgeführt werden, enorm erleichtert.

Zwar wird der anvisierte Adressatenkreis in der Studie nicht ausdrücklich erwähnt, aber das Buch kann allen Linguisten mit gutem Gewissen empfohlen werden. Diese Studie von Thiel und Thome stellt eine Bereicherung nicht nur für die Fachsprachenforschung, sondern auch für die Grammatik dar.

*Roberta V. Rada*
(Budapest)



## Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen.* Untersuchungen anhand von Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998 (= Lexikographica. Series Maior 86). 405 S.

Der vorliegende Sammelband umfaßt 19 Aufsätze, die den Versuch unternehmen, das 1993 erschienene „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache" (LGDaF) nach bestimmten Aspekten zu analysieren. Der Herausgeber des Bandes, der das Projekt ins Leben gerufen hat, betont im Vorwort, daß sich die Aufgabe dieser Arbeit nicht nur in der Kritik von LGDaF erschöpft. „Es ist der Sinn des geplanten Buches, der pädagogischen Lexikographie in Deutschland Anregungen zu geben. [...] Kein Beitrag sollte [...] bei der kritischen Analyse stehen bleiben." Es „sollten nach der kritischen Sichtung und nach einer Problemdiskussion Vorschläge erfolgen, die in der Wörterbucharbeit umsetzbar sind." (S.IX.) LGDaF ist der erste Versuch in der deutschen einsprachigen Lernerlexikographie, und als solches — weil es weitgehend positiv beurteilt wird — muß es auf jeden Fall gepflegt und weiterentwickelt werden. Dieser Band soll zu der metalexikographischen Pflege von LGDaF beitragen. Auch der Untertitel impliziert diesen Grundaspekt: es sind Untersuchungen **anhand** und nicht **zu** LGDaF gemeint.

Das Werk ist hierarchisch zweifach gegliedert. Auf der oberen Ebene besteht es aus neun Kapiteln. Die Titel der ersten acht Kapitel zeigen die großen Themenbereiche, auf Grund deren die Analyse durchgeführt worden ist. Innerhalb der einzelnen Kapitel befinden sich die Arbeiten der Autoren, die sich mit den gegebenen Teilproblemen auseinandergesetzt haben.

Im ersten Kapitel wird der historisch-lexikographische Kontext von LGDaF geschildert. Der erste Beitrag von Elmar Schafroth und Ekkehard Zöfgen sucht Parallelen und Unterschiede zwischen der französischen und deutschen Lernerlexikographie und betont dabei die Vorbildfunktion der französischen Lernerwörterbücher für LGDaF. Die französische Lernerlexikographie wird dabei durch den *Dictionnaire Du Français Contemporain* (DFC) von Larousse vertreten. Thomas Herbst vergleicht LGDaF mit den Ergebnissen der Entwicklung der britischen Lernerlexikographie und stellt fest, „daß es sich bei LGDaF um ein modernes Lernerwörterbuch handelt, das viele Elemente mit den Parallelwerken gemein hat" (S. 32.), und daß diese für die Weiterentwicklung von LGDaF noch weitere Impulse geben könnten. Peter Kühn überprüft in seinem Aufsatz, worin sich LGDaF in seiner Makro- und Mikrostruktur von den allgemeinen deutschen einsprachigen Wörterbüchern unterscheidet, und ob LGDaF auf Grund dieser Unterschiede lernerspezifische Ansprüche erfüllen kann.

In seinem Artikel — der erste Artikel des zweiten Kapitels — setzt sich Rufus H. Gouws sehr kritisch mit dem System der sogenannten Strukturformeln in LGDaF auseinander. Er vermißt die Mediostruktur zwischen dem Vorspann und den Wörterbuchartikeln, d.h. eine aktive intertextuelle Wechselbeziehung zwischen dem Vorspanntext und dem Wörterverzeichnis. Er findet, daß die Strukturfor-

meln — etwa die syntaktischen Angaben, aber der Begriff wird im Band nicht definiert — inkonsequent behandelt werden. Damit und mit der starken Textkondensation wird der „Benutzer-in-actu" in bezug auf die Erschließung der Angaben in eine schwierige Lage gebracht. Auch die Willkür bei der Unterscheidung zwischen Strukturformeln und idiomatischen Wendungen ist von ihm negativ beurteilt worden. Der Beitrag von Henning Bergenholz und Jens Erik Mogensen macht auf weitere Probleme im grammatikalischen Bereich aufmerksam. Die Perfektbildung mit haben/sein von Bewegungsverben bereiten den Ausländern große Schwierigkeiten, die sogar dadurch verstärkt werden, daß es auch unter den Muttersprachlern eine Gebrauchsunsicherheit gibt. Die Benutzer sollten nicht noch stärker verunsichert, sondern vielmehr gewarnt werden. Die Autoren vermissen unter den syntaktischen Angaben die Subjektangabe: „Auskünfte zum Subjekt sind nicht zuletzt deshalb für den fremdsprachlichen Benutzer wichtig, weil verwandte Verben in zwei Sprachen nicht selten unterschiedlichen semantischen Selektionsbeschränkungen unterliegen." (S. 82) Die nicht eindeutige Kasusmarkierung und die Einführung der Klassifizierung von Verben in transitive, intransitive, transitiv/intransitive und reflexive beurteilen sie als nicht eindeutig gewinnbringend und meinen: „Der Verzicht auf Transitivitätsbegriff zugunsten einer konsequenten Integration der Kasus in den Strukturformeln wäre sowohl benutzerfreundlich als auch lexikographenfreundlich." (S. 83) Ein pädagogisches Wörterbuch soll im grammatischen Sinne weniger Wahlmöglichkeiten anbieten und lieber „prospektiv" vorgehen. Stefan J. Schierholz untersucht die grammatischen Angaben zu Substantiven auf Grund 236 Stichproben, wobei die wesentlichen Kriterien zur Beurteilung der Grammatik der Substantive in LGDaF sind wie folgt: die typographische Präsentation, die Strukturierung der Angaben, der Zugriffserfolg eines Wörterbuchbenutzers, die benötigte Zugriffszeit, die Zugriffssicherheit und die Zuverlässigkeit bzw. Richtigkeit der Angaben. Es „muß festgestellt werden, ob die Darstellungen in den Wörterbuchartikeln den Ankündigungen in den Benutzungshinweisen entsprechen." Die morphosyntaktische und syntaktische Analyse ergibt fast 39% Beanstandungen, die eine Überarbeitung notwendig machen. Er stellt ebenfalls fest, daß die Strukturformeln — ein neues Element in Wörterbüchern des Deutschen — in LGDaF hochgradig verdichtet sind und dadurch hohe Anforderungen an den Benutzer stellen.

Im dritten Kapitel werden semantische und pragmatische Probleme behandelt. Klaus-Peter Konerding betont nach fremdsprachendidaktischen Überlegungen, daß Mehrfacherklärungen in der Vermittlung von neuem Bedeutungswissen erwünscht sind: typische sprachliche Kontexte, Frames, Skripts, Schemata. Er stellt fest: „Der theoretisch und empirisch begründeten Forderung nach Mehrfacherklärung und kontextspezifizierenden Bedeutungsangaben scheint in LGDaF also tatsächlich genüge getan zu sein" (S. 112), aber die Form und der Umfang der realisierten bedeutungsrelevanten Angaben weise eine Inkonsequenz auf. Er zeigt das Modell eines zweiteiligen framebasierten Bedeutungskommentars, das Anregungen für die weiteren Untersuchungen geben kann. Ulrich Püschel kommt in seiner Arbeit zu dem Ergebnis, daß die Verwendung von pragmatischen Angaben in LGDaF nicht besser, aber auch nicht schlechter ist als in den allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern. Der Unterschied ist quantitativer Natur. Die „Verschlankung" bei den evaluativen Markierungen führt zu einer gewissen Versimplifizierung, die bei den diatopischen dagegen scheint aber angemessen zu sein.

Als nächster Schritt wird die lexikographische Bearbeitung in LGDaF von vier ausgewählten Klassen der lexikalischen Einheiten — die als besonders problematisch gelten können — im vierten Kapitel unter die Lupe genommen. Die Funktionswörter wie Partikeln, Präpositionen, Konjunktionen und die Komposita bereiten für die Sprachlernenden wohl die meisten Schwierigkeiten. Werner Wolski



analysiert die Partikeln in LGDaF aus partikeltheoretischer und metalexikographischer Perspektive und gelangt dabei zu einer positiven Bewertung. Burkhard Schaeder beschäftigt sich mit der Untersuchung der Präpositionen und stellt fest: Es „sei dem LGDaF zunächst einmal bescheinigt, daß die Beschreibung der Präpositionen insgesamt konsistent, bedacht gegliedert und didaktisch überlegt erscheint." (S. 228) Er wirft im ersten Teil seiner Arbeit die Wortartenproblematik auf, die auch im nächsten Beitrag über die Konjunktionen von Günter Kempcke und Renate Pasch eine wichtige Rolle spielt. Diese Wörter gehören auch zu den Synsemantika und als eine spezifische Kategorie des Wortschatzes erfordern sie spezielle Darstellungsformen. Die Autoren halten es auch deshalb für notwendig, weil die Konjunktionen nicht ausschließlich Einwortlexeme sind und sie nicht mit einem auf den ganzen Wortschatz anwendbaren Beschreibungsmodell erfaßt werden können. Konjunktionen in einem Lerner-, also einem aktiven Wörterbuch sollen nicht nur inhaltlich erläutert werden, sondern ihr syntaktisches Verhalten muß detailliert gezeigt werden. Eine klare Unterscheidung der Konjunktionen von den Adverbien bzw. Partikeln darf auf keinen Fall fehlen. In bezug auf die Komposita findet Adri van der Colff die Aufnahme von den sog. transparenten Komposita als nicht paraphrasierte, unbearbeitete Sublemmata sehr problematisch: sie dienen weder der Textperzeption noch der Textproduktion und Kompetenzerweiterung. Der Autor macht den Vorschlag, „eine beschränkte Anzahl durchsichtiger Komposita als Lemmata mit einer beschränkten lexikographischen Bearbeitung zu versehen." (S. 203). Im Zusammenhang mit Komposita müssen in einem Lernerwörterbuch auch die morphologischen Wortbildungsprozesse bewußt gemacht werden.

Die Kontexte — Kompetenzbeispiele und Kollokationen — bilden den Gegenstand des fünften Kapitels. Fritz Neubauer ist der Meinung, „daß in einem deutschsprachigen Lernerwörterbuch die Beispiele aus syntaktischer Perspektive didaktisch motiviert variiert werden müssen" (S. 249), was aber in LGDaF manchmal nicht der Fall ist. Besonders lernerunfreundlich ist es, wenn solche Wörter in Beispielen vorkommen, die selbst nicht lemmatisiert sind. Er schlägt vor, „den Beispielen eine wichtigere Rolle bei der zusätzlichen Information über morphologisch-syntaktische Phänomene durch deren geschickte Variierung zuzumessen, zugleich aber die DaF-Lernenden in dieser Position des Wörterbuchartikels nicht so auf der enzyklopädisch-landeskundlichen Ebene zu überfordern [...]" (S. 254). Sehr kritisch setzt sich Andrea Lehr mit der Problematik der Kollokationen in LGDaF auseinander. Brennpunkte sind dabei: die Unterscheidung zwischen Kollokations- und Beispielangaben, die Untergruppen von Kollokationen, der Aufbau von Wörterbuchartikeln mit Kollokationen, die interne Strukturierung von Kollokationsangaben, die Auffindbarkeit und der innere Aufbau von Kollokationen und die Auswahl der in LGDaF aufgezeichneten Kollokationen. Die Autorin fordert dringend Nachbesserungen, wobei z.B. nach neuen Möglichkeiten der Untergliederung des Kollokationsbestandes einer Einzelsprache gefragt werden sollte.

Zur Makrostruktur in LGDaF werden im sechsten Kapitel folgende Bemerkungen gemacht: Henning Bergenholz und Gregor Meder fordern eine genaue Angabe der Anzahl der Lemmata, die nicht weiter irreführend ist: es gibt nämlich in LGDaF nicht 66000 Lemmata, sondern nur etwa die Hälfte. Diese Zahl ist für ein Rezeptionswörterbuch zu gering und ermöglicht keinen Zugang zu Zeitungen, Zeitschriften und Fachtexten. Was die Lemmaselektion in bezug auf Lern- und Prüfungsmaterialien betrifft, da haben die Lexikographen gute Arbeit geleistet. Die Plurivalenz vieler Lautformen — die Polysemie und Homonymie — wird im Aufsatz von Ekkehard Zöfgen untersucht. Dieses Phänomen ist auch in der deutschen Lexikographie uneinheitlich behandelt. Auch für die Lernerlexikographie konnten noch keine allgemeingültigen Vorschläge für die Unterscheidung von polysemen

vs. homonymen Einheiten gefunden werden. Es soll allerdings keine unüberschaubaren Lemmata mit etwa 30-40 Bedeutungsvarianten geben. Die Homonymisierung der Makrostruktur (die Degruppierung) kann die Mikrostruktur durch Auflösung von Bedeutungsklumpen entlasten.

Im siebten Kapitel befinden sich zwei Beiträge zu den textuellen Strukturen in LGDaF. Matthias Kammerer untersucht die Mediostruktur und stellt dabei fest, „daß die Mediostruktur von LGDaF im ganzen nicht besonders ausgeprägt ist." Dieter Herberg beschäftigt sich mit den Außentexten und auch er führt noch einige Forschungsdesiderate auf.

Das achte Kapitel enthält eine Arbeit von Dieter Götz und Günther Haensch, in der der lexikographische Prozeß eines einsprachigen Lernerwörterbuchs, in diesem Fall der von LGDaF erläutert wird. In diesem letzten Beitrag kommen auch die Lexikographen zu Wort, und aus ihren Überlegungen stellt sich heraus, daß sie sich der Mehrheit der in diesem Band angesprochenen Probleme bewußt sind. Deshalb betonen sie:

> Es ist bislang deutlich geworden, welche Menge an einzelnen Entscheidungen erforderlich ist, um ein Wörterbuch tatsächlich zu produzieren. Gleichzeitig ist deutlich geworden, daß die Grundlagen für die Entscheidung in vielen Fällen (noch) intuitiv sind. Lexikographie ist derzeit, zumindest zum Teil, eine Art Kunst — Kunst in dem Sinne, daß eine relativ komplizierte Sache einigermaßen gut zu absolvieren ist. Wer sich auf eine solche Kunst einläßt, ist darum kein Künstler. Aber er kennt die Probleme und ist ein Kritiker seiner selbst, [...] der auch die Vorschläge der Rezensenten dankbar aufnimmt, der die Liste der Änderungen für eine Neubearbeitung laufend ergänzt." (S. 353)

Das letzte Kapitel besteht aus einer ausführlichen, 589 Titel beinhaltenden Literaturliste. Ansonsten ist jedem einzelnen Beitrag eine Literaturliste beigefügt. Im Anhang befinden sich die englischen und französischen Zusammenfassungen der Beiträge. Dem Anhang folgt ein Namen- und ein Sachregister.

Als Fazit läßt sich feststellen, daß das Autorenkollektiv des Bandes — trotz des von Wiegand im Vorwort erwähnten Fehlens einiger Bereiche wie z.B. die Behandlung von Idiomen — eine umfassende und gründliche Analyse durchgeführt hat. Die Arbeiten erfüllen die in der Zielsetzung formulierten Kriterien und sind durch ihre Konstruktivität für die Theorie und Praxis der jetzt entstehenden deutschen pädagogischen Lexikographie von sehr großem Nutzen. Das Buch ist durchaus lesenswert und wird allen, die sich Gedanken über Wörterbücher machen, empfohlen: Forschern, die sich mit Metalexikographie beschäftigen, durch die fast komplette Darbietung der Aspekte einer Wörterbuchanalyse. Aber auch Studenten, Lehrern, welche die Möglichkeiten, die in LGDaF stecken, aber auch seine Grenzen näher kennenlernen wollen. Dieser Band trägt zur Verbesserung der Arbeit **mit** und **an** LGDaF bei.

*Csilla Stockbauer*
(Budapest)



## Zemb, Jean-Marie: *Für eine sinnige Rechtschreibung.* Eine Aufforderung zur Besinnung ohne Gesichtsverlust. Tübingen: Niemeyer 1997. 154 S.

Der bekannte französische Germanist J.-M. Zemb, Inhaber eines Forschungslehrstuhls für Sprache und Denken am Collège de France in Paris, wendet sich lt. Klappentext „in dieser weder fachsimpelnden noch zimperlichen Schrift zur orthographischen Diskussion, rechtzeitig vor dem beabsichtigten Inkrafttreten der Neuregelung, an die Öffentlichkeit". Wie der Verf. in seiner Einleitung unter dem Titel „Halbzeit" weiter ausführt (und es bereits der Untertitel programmatisch zusammenfaßt), *war* es die Absicht des Buches, die durch die Wiener Absichtserklärung vom Juli 1996 quasi per Dekret beendete Diskussion über unausgereifte Bestandteile der Reform noch vor deren endgültigem Inkrafttreten im August 1998 durch Einbeziehung neuer Argumente und alternativer Sichtweisen wieder in Gang zu bringen.

Diese vom Verf. als „2. Halbzeit" apostrophierte zweijährige Galgenfrist liegt mittlerweile hinter uns, ohne daß die neue deutsche Rechtschreibung den von Zemb (und vielen anderen!) gewünschten „sinnigeren" Charakter angenommen hätte; bestenfalls ist es zu punktuellen Detailkorrekturen gekommen. Die Reform, die im klimatisch kühlen, durch zahlreiche öffentliche Diskussionen jedoch umso heißeren Sommer und Herbst von 1997 bekanntlich zu kippen drohte, wurde schließlich durch den Entscheid des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe gerettet und ist nach einigen Nachzugsgefechten — so etwa die Volksbefragung in Schleswig-Holstein — mittlerweile in Kraft getreten: nach wie vor ungeliebt, aber weniger und weniger Gegenstand von Auseinandersetzungen. Die Öffentlichkeit, übrigens auch die *Fach*-Öffentlichkeit, hat sich, so scheint es zumindest, mit der Faktizität der orthographischen Mini-Reform abgefunden, und das vorliegende Büchlein könnte von daher — nur *ein* Jahr nach seinem Erscheinen — als letztlich gescheitertes Unternehmen betrachtet werden. Doch *halt!* Mag auch die ursprüngliche Zielvorstellung Zembs, die Diskussion innerhalb der verantwortlichen Fachgremien von der Ebene eines fruchtlosen, mehr oder weniger ideologisierten Hickhacks auf ein *sprachwissenschaftlich* seriöser fundiertes Niveau zu heben, nicht aufgegangen sein, bleibt dennoch *jedes* seiner Argumente zumindest *bedenkenswert*; daß man dem Verf. dabei nicht in jedem Fall Recht geben und auch seine Argumentation nicht *en bloc* goutieren wird — davon im folgenden mehr.

Das Buch umfaßt drei Teile, die mit „I. Zu spät?", „II. Zwischenspiel", und „III. Zu früh" überschrieben sind. Darin werden Schwerpunkte der deutschen Rechtschreibreform wie *Kommasetzung*, *Schreibvarianten*, *Zusammen-* vs. *Getrenntschreibung*, *Trennung am Zeilenende*, sowie *Groß-* vs. *Kleinschreibung* mehrfach aufgegriffen und unter verschiedensten Aspekten kritisch beleuchtet. Die drei Teile sind dabei nicht als einander nach- bzw. übergeordnete Stufen einer *linearen* Argumentation zu verstehen; vielmehr *umkreist* Zemb besagte Problemfelder unter Anwendung einer Argumentationstechnik, die ich — in Ermangelung eines besseren Terminus — als „essayistisch" (im *besten* Sinne des Wortes) bezeichnen möchte.

Hinsichtlich der neugeregelten *Kommasetzung* wird vom Verf. sowohl im Abschnitt „Wann wird es dem Satz ans Komma gehen?" (S. 123-144) als auch passim richtigerweise hervorgehoben, daß die angebliche Ökonomisierung der Kommaregeln — seit jeher in der Eigenwerbung der Orthographiereformer mit als das größte Plus der Neuregelung gehandelt — insofern ein Etikettenschwindel ist, als sich die *neun* neuen — statt bisher 38 — Regeln als „Super-Regeln" mit zahlreichen „Sub-Regeln" herausstellen.

Betreffend die *Zulassung von Schreibvarianten* (meist in Form einer — zu bevorzugenden? — Hauptvariante sowie einer oder mehrerer Nebenvarianten) stellt der Verf. im Abschnitt „Laxe und *relaxe Varianten" (S. 121f.) zurecht die weitverbreitete Annahme in Frage, die Zulässigkeitserklärung von Varianten (*aufwändig* neben *aufwendig* statt wie bisher *aufwendig* allein) würde *eo ipso* Lesern und Schreibern das Lesen und Schreiben erleichtern. Ganz im Gegenteil dürfte eine solche (übrigens mehr durch eine gewisse *Laissez faire* — Haltung denn durch rationale Überlegungen inspirierte) Permissivität der Normer eher zur Verunsicherung des Sprachbenutzers (des nicht-muttersprachlichen allemal!) beitragen.

Besonders eingehend (in den Abschnitten „Zu einer vorläufigen Endredaktion" (S. 52-81) und „Wortgruppe oder Zusammensetzung" (S. 114-120) setzt sich der Verf. mit der Neuregelung der *Zusammen-* bzw. *Getrenntschreibungen* auseinander. Hier allerdings vermag ihm der Rezensent nicht immer zu folgen: wenn Zemb etwa auf S. 65 beklagt, daß *Kopf stehen* nunmehr anders als *kopfrechnen* auseinandergeschrieben werden müsse, will er nicht wahrhaben, daß die deutsche Orthographie eben nicht nur *semantischen*, sondern auch *morphosyntaktischen* Unterschieden Rechnung tragen kann. *Kopf stehen* ist ein morphosyntaktisch trennbares Prädikat: *die Welt steht Kopf*. Dagegen ist *kopfrechnen* (analog *bauchreden, wallfahrten, bruchrechnen, notlanden, radebrechen, zwangsräumen*, etc.) *nicht* trennbar: es heißt zwar *er kann gut kopfrechnen*, aber nicht: **er rechnet gut kopf*. Im übrigen sympathisiert der Rezensent durchaus mit dem Vorschlag (S. 67), morphosyntaktisch trennbare Prädikate (etwa *leichtfallen* im Sinne von 'keine Schwierigkeiten mit etwas haben': *Das fällt mir leicht* vs. *Das ist mir leichtgefallen*) und syntaktische Konstrukte, die natürlich immer getrennt geschrieben werden (*leicht fallen* im Sinne von 'gepolstert, ohne sich zu verletzen, fallen': *Er fällt leicht* und *Er ist leicht gefallen*) durch einen zu ersteren hinzuzufügenden Bindestrich „-" systematisch zu unterscheiden (*Das fällt mir leicht-* vs. *Er fällt leicht*).

Wenn der Verf. im Abschnitt „Am Ende der Zeile hören Spass und Spaß auf" (S.105 ff.) und passim kritisch die *Ergänzungsbedürftigkeit* der *Regeln zur Trennung am Zeilenende* hervorhebt, so ist ihm zunächst prinzipiell beizupflichten. Doch will dem Rezensenten scheinen, daß Zemb hier aus reiner Lust an Polemik die Argumentation so sehr überzieht, daß der weniger informierte Leser den Eindruck gewinnen muß, es gäbe *überhaupt keine* Beschränkung der nunmehr zulässigen Trennungsmöglichkeit nach Vokalen, die für sich allein eine Silbe bilden (*A-bend* statt bisher *nicht* trennbarem *Abend*). Zemb bezieht sich in seiner Argumentation auf *Die neue deutsche Rechtschreibung* (Gütersloh: Bertelsmann Lexikon Verlag, 1996), die er übrigens mehrfach mit genauen Seiten- bzw. Paragraphenangaben zitiert, aber — warum eigentlich? — nicht namentlich nennt. Nun wurden im Wörterverzeichnis des genannten Werks zugegebenermaßen — offenkundig durch ein automatisiertes Verfahren — die Trennungsmöglichkeiten gewissermaßen „blind", also ohne Ansehung der inneren Wortstruktur, vermerkt, wodurch tatsächlich monströse Trennungen wie z.B. *alla-bendlich* zulässig *erscheinen*. Der Rezensent betont ausdrücklich „*erscheinen*", da der Regelteil (auf dessen Konsultation eben — wie bei *jedem* Wörterbuch — *nicht* einfach *verzichtet* werden kann!) solche Trennungen natürlich ausschließt: § 111 des Regelteils warnt *nicht nur* vor einzelnen irreführenden Trennungen à la *Altbauer-haltung* statt *Altbau-erhaltung*, *Seeu-fer* statt *See-ufer*, sondern hält explizit fest: „Zusammensetzungen und Wörter mit Präfix trennt man zwischen den einzelnen Bestandteilen".

Weshalb im übrigen die neue Silbentrennung *pos-talisch* „bizarr" (S. 108) sein soll (war denn etwa die frühere Trennung *po-sta-lisch* adäquater?) und wie der Verf. behaupten kann (S. 111), daß die Silbentrennung nach Sprechsilben in *päda-*



*gogisch, dema-gogisch*, etc. ein dem deutschen Sprachbewußtsein *fremdes* Verfahren sei, bleibt dem Rezensenten schlicht unverständlich.

In der Beurteilung der in mehreren Abschnitten (so etwa in „Vergleichendes zur Orthographie", S. 8-43 bzw. „Lob der wohltemporierten Majuskel" S. 43-52) behandelten Neuregelung von *Groß- vs. Kleinschreibung* wird man dem Autor durchaus wieder über weite Strecken zustimmen. Der Gerechtigkeit halber erscheint dem Rezensenten jedoch auch hier in mindestens einem Punkt eine Korrektur angebracht. Es stimmt einfach nicht (wie auf S. 90 behauptet), daß *der Andere* — in der Bedeutung von 'Mitmensch' — in Zukunft kleingeschrieben werden *müsse*. Um nochmals die Bertelsmannsche *Rechtschreibung*, und zwar deren § 58 zu zitieren: „Wenn hervorgehoben werden soll, daß das Adjektiv nicht als unbestimmtes Zahlwort zu verstehen ist, kann ... auch groß geschrieben werden, zum Beispiel: *Sie strebte etwas ganz Anderes (= völlig Neues) an.*"

Einigermaßen befremdend mutet es an, daß der Verf. mehrfach gegen orthographische *Neuregelungen* polemisiert, die gar keine sind, insofern sie zwar in *frühen* Versionen des Reformvorschlags enthalten waren, in die *Endversion* jedoch keinen Eingang gefunden haben. Der mit Verlauf und Ergebnis der Rechtschreibreform an und für sich vertraute Leser wird unzulässigerweise *irritiert*, der damit *noch nicht* vertraute in die *Irre geführt*, wenn etwa auf S. 64 die Neuschreibung *Packet* statt *Paket* kritisiert wird, so als wäre dieser Neuregelungsvorschlag noch in der Endphase der Reform zur Diskussion gestanden und nicht bereits relativ früh — und natürlich völlig zurecht — zurückgezogen worden. Da hilft es wenig, daß man viele Seiten danach im Dialog „Mannheim, im Frühjahr 1996" zunächst zwischen den Zeilen (p. 88), schließlich aber auch *expressis verbis* (S. 96) bestätigt erhält bzw. erfährt, daß das ominöse *Packet* längst vom Tisch ist.

Nicht nehmen läßt es sich der Verf. auch, ironisch auf den Umstand anzuspielen (S. 96 und passim), daß einige nunmehr zugelassene Schreibvarianten bloß *volksetymologisch* motiviert sind und damit die *tatsächliche* Etymologie der betroffenen Wörter verdunkeln. Nun kann es gewiß nicht schaden, daran erinnert zu werden, daß *Quentchen* (nunmehr auch *Quäntchen*) nicht von *Quantum* (sondern von *quintinus*) kommt; auch der Rezensent wüßte hier Einschlägiges anzumerken, etwa, daß das nunmehr zulässige *verbläuen* in Wahrheit *nicht* zu *blau*, sondern zu *bleuen* 'schlagen, stoßen' (vgl. engl. (*a*) *blow*, nld. *blouwen*) gehört. *Nur*: was will man bzw. was will der Verf. mit solchen Hinweisen letztlich erreichen? Wenn diese nicht als Ausfluß germanistischer Besserwisserei mißdeutet werden sollen, müßten sie Hand in Hand gehen mit einer prinzipiellen Antwort auf die Frage, was eine orthographische Neuregelung denn *vorrangig* leisten soll: eine bessere formale *Konservierung* von Wort-*Geschichte* oder eine bessere formale *Motivierung* von Wort-*Bedeutung*? *Jegliche* Antwort darauf wäre hochwillkommen — nur wird von Zemb leider ... *keine* gegeben!

Zembs Buch ist reich an amüsanten Aperçus, von denen zumindest einige es verdienen, hier zitiert zu werden: „Der Wortschatz bewegt sich wie ein Gletscher, langsam, aber stets, und in die gleiche Richtung" (S. 146); „Eine einheitliche Graphematik ist kein Tyrann, sondern befreit das Denken des Schreibers und sichert das Verständnis des Lesers" (S. 122); „Mit dem Ungefähren geht es wie mit den Bus-Verspätungen: sie kompensieren sich nicht, sondern addieren sich" (ebd.). Neben solchen unstreitig brillanten Formulierungen klingt manches andere jedoch nach allzu angestrengter Originalität: „Um den *heißen Brei* kommt die Reform aber doch nicht herum. Als *Kochlöffel* verwendet sie zwei sehr positiv klingende Kategorien." (S. 66) — *Hervorhebungen* vom Rezensenten, der persönlich zwar gerne — nicht zuletzt angesichts zahlreicher anderer Vorzüge des Buchs — bereit wäre, über dergleichen Wortkünsteleien hinwegzulesen, aber gleichzeitig argwöhnt,

daß — um im abgeschmackten Bild zu bleiben — nicht jeder Leser einen solchen Brei zu schlucken bereit sein wird.

Fazit: *„Für eine sinnige Rechtschreibung"* bleibt ein lesenswertes Buch, das dem an allgemeinen Problemen der Orthographie bzw. an der Neuregelung der deutschen Orthographie interessierten Leser zahlreiche Denkanstöße vermitteln wird, sofern er prinzipiell bereit ist, gewisse inhaltliche Verschwommenheiten und eine mitunter recht eigenartige Argumentationskultur zu akzeptieren.

*Thomas Herok*
(Budapest)

## Esser, Ruth: *„Etwas ist mir geheim geblieben am deutschen Referat"*. Kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Textproduktion und ihre Konsequenzen für den universitären Unterricht von Deutsch als Fremdsprache. München: iudicium 1997. 229 S.

Ruth Eßer verfolgt mit ihrer Studie zweierlei Ziele. Einerseits will sie eine Forschungslücke der bisherigen Sprachlehrforschung ausfüllen, indem sie die kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Texte systematisch zu beschreiben versucht, andererseits möchte sie mit den am Ende des Buches entwickelten Didaktisierungsvorschlägen für den universitären Unterricht den DaF-Praktikern mögliche Wege aufzeigen, die zu einem effektiven Schreibunterricht führen.

Das Corpus der Arbeit bilden studentische wissenschaftliche Arbeiten, weil diese Textsorte den ausländischen Studenten, insbesondere den nichteuropäischen, große Schwierigkeiten bereitet. Diese Erfahrung illustriert auch die im Titel des Buches zitierte Aussage einer spanischen Studentin, „Etwas ist mir geheim geblieben am deutschen Referat".

Im Bereich Deutsch als Fremdsprache stellen kontrastive Beschreibungen der verschiedenen Formen schriftlicher Kommunikation wichtige Forschungsdesiderate dar. In einem interkulturellen Vergleich zeigt sich nämlich nicht nur die Andersartigkeit des fremden Textes, sondern die Spezifik der eigenen Schreibweise wird auch deutlicher. Aus diesem Grunde vergleicht die Autorin deutsche geisteswissenschaftliche Seminar- und Examensarbeiten aus den Fächern Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft mit entsprechenden mexikanischen Arbeiten.

Vor der kontrastiven Analyse des deutschen und mexikanischen Textmusters kann der Leser im ersten Kapitel einen Überblick über die Forschungsfelder gewinnen, die für diese Arbeit relevant sind, wie die Problematik des Kulturbegriffs, die Kulturspezifik mündlicher und schriftlicher Texte und der Zusammenhang zwischen Kultur, interkulturellem Stil und Wissenschaft einerseits und der von Kultur und wissenschaftlichen Texten anderseits. Eßer geht dabei ausführlicher auf die Untersuchungen von Kaplan, Clyne und Galtung ein.

Der Vergleich von deutschen und mexikanischen Anleitungen zum Anfertigen wissenschaftlicher Texte im ersten Schritt der empirischen Untersuchung weist in der offiziellen Textnorm zwei Hauptunterschiede auf. Während von deutschen studentischen Arbeiten die sachliche und logische Argumentation und das gute Begründen erwartet wird, spielt in den mexikanischen Arbeiten die Originalität und Individualität der Gedanken und der Darstellung eine entscheidende Rolle. Bevor die Autorin der Frage nachgeht, wie diese Kriterien in den studentischen Arbeiten ihren Niederschlag finden, entwickelt sie ein Beschreibungsraster für die vorliegenden Texte. An dieser Stelle weist sie darauf hin, daß selbst dieses Modell kulturell geprägt ist. Demzufolge kann es keine objektive Textmusterbeschreibung leisten. „Es kann jedoch als Beispiel dafür dienen, wie man sich generell textlinguistisch einem kontrastiven Vergleich des Textmusters einer beliebigen Textsorte nähern kann" (S. 51). In diesem Modell werden die Kategorien Textfunktion, Textinhalt, Textstruktur und Textstil in Bezug auf die Realisierungsform und die Operationalisierung (die Möglichkeit, wie sich die jeweilige Realisierungsfom im Text ermitteln läßt) untersucht. Die mit Hilfe dieses Rasters durchgeführte Analyse ergibt folgendes Bild: Sowohl die deutschen als auch die mexikanischen Texte informieren über einen „objektiven" Sachverhalt, aber die mexikanischen Studenten äußern im Text auch ihre „subjektive" Einstellung zum Sachverhalt. Die Untersuchung des Textinhalts zeigt, daß im Gegensatz zur komplexen, abstrakten, kaum praxisbezogenen, kritischen Theoriedarstellung der deutschen Texte sich mexikanische Texte durch eingegrenzte, konkrete Praxisdarstellung mit wenig Theorie auszeichnen. Während die Struktur der deutschen Texte stark argumentativ ist mit subordinierender Themenentfaltung, sind mexikanische Texte stark deskriptiv mit koordinierender Themenentfaltung. Auch stilistische Unterschiede lassen sich beobachten. Der deutsche Stil ist unpersönlich, nicht leserbezogen und begrifflich. Der mexikanische Stil ist persönlich, leserbezogen, begrifflich und ästhetisch mit vielen rhetorischen Figuren. Für deutsche Texte sind die Merkmale Theorielastigkeit, digressive Struktur, sprachliche Strenge (viel Fachvokabular, viele Passivformen, keine Schreiberpräsenz) charakteristisch, was die Ergebnisse der Studien von Clyne und Galtung untermauert. Die Verwendung rhetorischer Figuren, Ansprache des Lesers und starke Schreiberpräsenz verleihen mexikanischen Texten sprachliche Eleganz, wie das auch Galtung für den gallischen Stil festhält, aber im Gegensatz zu Galtungs Beobachtung in bezug auf Theorielastigkeit dieses Stiles stellt Eßer fest, daß mexikanische Texte eine eindeutige Praxisorientierung aufweisen. Als Ausblick auf mögliche zukünftige Untersuchungen wirft sie die Frage auf, ob das festgestellte deutsche und mexikanische Textmuster auch in den Sozial- und Naturwissenschaften Gültigkeit hat.

Da Kultur aufgrund des in dieser Studie zugrundegelegten und an Rehbeins Konzept anknüpfenden Kulturbegriffs ein mehrdimensionales Phänomen ist, das sowohl eine synchrone, systematische als auch eine diachrone, historische Dimension hat, ist mit der Beschreibung der unterschiedlichen Textmuster die kulturelle Geprägtheit der Texte noch nicht vollständig erfaßt worden. Die Autorin bleibt dementsprechend nicht auf der Ebene der reinen Beschreibung stehen, sondern sie fragt im dritten Kapitel danach, welche sozialen und historischen Faktoren hinter den unterschiedlichen Textmustern stehen. Auf der Ebene der synchronen, systematischen Dimension wird das deutsche und mexikanische Bildungswesen und auf der Ebene der diachronen, historischen Dimension werden Momente aus der deutschen und mexikanischen Philosophiegeschichte analysiert. Die zentralen Lernziele des Bildungswesens in den zwei Ländern weichen voneinander deutlich ab. Die deutschen Schulen legen in erster Linie auf das Erlernen von Denkweisen, auf die Erziehung zu Abstraktionsfähigkeit und zu kritischem Denken Wert, während im mexikanischen Bildungssystem die Vermittlung an Faktenwissen, die Beschäftigung mit Literatur und die Eigenproduktion von literarischen Texten im Vordergrund stehen. Der Zusammenhang zwischen Textmuster und Bildungssystem als Einflußfaktor wird deutlich sichtbar. Die Abstraktheit und Strenge des deutschen Textmusters findet ihre historische Erklärung im Rationalismus der Aufklärung und im deutschen Idealismus, weil diese philosophiegeschichtlichen Epochen das heutige deutsche Wissenschaftsverständnis stark geprägt haben. Der persönlich gefärbte literarische Stil mexikanischer Wissenschaftstexte trägt den Stempel der seit

dem 18. Jahrhundert bestehenden engen Verbindung von Geisteswissenschaften und Literatur/Kunst in Mexiko. Damit schließt sich der erste große thematische Teil der Studie, die empirische Untersuchung des Corpus mittels eines dafür entwickelten Analysemodells, das auch zur Beschreibung anderer Texttypen angewendet werden kann.

Die nächsten drei Kapitel befassen sich mit Fragen der Sprachdidaktik. Eßer greift in diesem zweiten Teil der Arbeit das Problem des Schreibens im Fremdsprachenunterricht auf. Im 4. Kapitel wird das Augenmerk auf den Schreibprozeß und die Aneignung von Schreibkompetenz gerichtet. Dazu werden zuerst muttersprachliche und dann fremdsprachliche Schreibmodelle dargestellt. Im weiteren wird der Forschungsstand zur Ontogenese der Schreibfähigkeit in der Mutter- und Fremdsprache skizziert. In vielen Untersuchungen beobachten die Forscher das Phänomen des Textmustertransfers, bei dem das eigenkulturelle Textmusterwissen unreflektiert auf den fremdsprachlichen Text übertragen wird. Die Autorin führt selber eine kleine empirische Studie mit drei von MexikanerInnen in der Fremdsprache Deutsch verfaßten literaturwissenschaftlichen Arbeiten durch und kommt auch zu diesem Ergebnis. Die analysierten Texte weisen vielfach Merkmale mexikanischer wissenschaftlicher Texte auf, wie z.B. wenig Verweise auf Sekundärliteratur, Zitate ohne Quellenangabe, koordinierende Themenentfaltung, Darstellung der subjektiven Einstellung zum Sachverhalt.

Der folgende Abschnitt der Studie versucht zu zeigen, welche Einstellung zum Schreiben einerseits die Lehrenden und andererseits die Lernenden haben und welchen Stellenwert das Schreiben im Fremdsprachenunterricht besitzt. Von seiten der Lehrenden wird dem Schreibunterricht nicht die ihm gebührende Bedeutung beigemessen. Dementsprechend treten bei den Lernenden oft Schwierigkeiten beim Schreiben fremdsprachlicher Texte auf. Dies hat eine leicht negative Haltung der Lernenden zum Schreiben in der Fremdsprache zur Folge. Von seiten der Lernenden wird oft der verständliche Wunsch geäußert, besser, effektiver und authentischer schreiben zu lernen. In dieser Situation fragt man sich selbstverständlich, wie die Schreibkompetenz in den einschlägigen DaF-Lehrwerken entwickelt wird. Eßer geht dieser Frage nach, indem sie fünf Lehrwerke, die für die Gruppe ausländischer StudienanwärterInnen und Studierende konzipiert sind, nach eigens entwickelten Kriterien analysiert. Die untersuchten Lehrwerke sind die folgenden: Deutsch für Studenten; Stufen; Wege; Studienreihe Deutsch als Fremdsprache: Auswerten und Schreiben; Einführung in die deutsche Sprache der Wissenschaften. Diese Lehrwerkanalyse kann den DaF-Praktikern als guter Wegweiser auf der Suche nach einem entsprechenden Lehrwerk dienen.

Die dargestellten Defizite im Bereich des Schreibunterrichts haben die Autorin dazu veranlaßt, ausgehend von ihren eigenen Forschungsergebnissen im ersten Teil der Arbeit ein Konzept zur Schulung der Schreibkompetenz im universitären DaF-Unterricht zu entwerfen. Die hier beschriebenen Handlungsrichtlinien können zur Verbesserung des auf das wissenschaftliche Schreiben vorbereitenden Schreibunterrichts wesentlich beitragen, wobei noch anzumerken ist, daß ohne die Kenntnis vieler entscheidender Faktoren wie z.B. die Zusammensetzung der Gruppe, Unterrichtszeit, Unterrichtsmedien u.s.w. nur allgemeine Richtlinien formuliert werden können, die hoffentlich für weitere Überlegungen Anstoß geben. Folgende 13 Handlungsrichtlinien werden hier vorgestellt: Aufgreifen der bisherigen Schreiberfahrungen; Abbau von Schreibangst; bewußte Differenzierung zwischen gesprochener Sprache und Schriftsprache; gezielte Vermittlung der Charakteristika deutscher Wissenschaftssprache/der relevanten Fachsprache; intensive und gezielte Lektüre von fremdsprachlichen Modelltexten; Vermittlung von detailliertem Textmusterwissen; Bewußtmachung der kulturellen Geprägtheit von (wissenschaftlichen)



Textmustern; Vermittlung von Wissenschaftstechniken; Vermittlung von prozessualen Schreibhilfen; Bewußtmachung der Notwendigkeit von Revisionsphasen; adäquate und schreibfertigkeitsfördernde Korrektur; Ausstattung mit relevanten sprachlichen Ausdrucksmitteln und Raum für Selbstdarstellung der Lernenden. Bei der Darstellung der einzelnen Richtlinien wird immer näher darauf eingegangen, wie die gegebene Handlungsrichtlinie im Unterricht umgesetzt werden kann.

Eine wertvolle Ergänzung des Buches bietet das reichhaltige Literaturverzeichnis, das dem interessierten Leser eine tiefgreifendere Auseinandersetzung mit der Thematik ermöglicht.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Autorin der Aufgabe, die kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Textproduktion systematisch zu beschreiben und von den Forschungsergebnissen ausgehend Möglichkeiten zur Vermittlung von Schreibfertigkeiten aufzuzeigen, erfolgreich nachgekommen ist. Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung sind wegen des kleinen Corpus nicht repräsentativ — worauf die Autorin selber aufmerksam macht —, aber dieser Teil der Studie dient als gutes Beispiel dafür, wie man die kulturelle Geprägtheit einer Textsorte systematisch beschreiben kann. Das große Verdienst des Buches besteht darin, daß es aus den Ergebnissen der empirischen Analyse Konsequenzen für den universitären Schreibunterricht von Deutsch als Fremdsprache zieht und den Lehrenden damit praktische Hilfe leistet.

*Eszter Török*
(Debrecen)

# BÜCHERSCHAU

**Balogh, András (Hg.): *Germanistik an Hochschulen in Ungarn.* Verzeichnis der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer. *Germanisztika a magyar felsőoktatásban.* Az egyetemi és főiskolai oktatók névjegyzéke. Bonn: DAAD 1998. 103 S.**

Spätestens seit der Wende 1989/1990 sieht sich die mitteleuropäische Auslandsgermanistik mit der dringenden Notwendigkeit konfrontiert, ihren Standort teilweise neu zu bestimmen, ja sogar den Begriffsinhalt von „Germanistik" punktuell zu redefinieren, um sich mit gewissen thematischen und ideologischen Schwerpunktverschiebungen neu kartographieren zu lassen. Die Veränderungen schließen die Ausweitung und Vertiefung der Zusammenarbeit mit der deutschen Binnengermanistik natürlich mit ein, was sich in einer ständig wachsenden Zahl von gemeinsamen Forschungsprojekten sowie in der Erschließung von bisher eher abseits liegenden Foschungsfeldern (etwa Glottodidaktik, Übersetzungswissenschaft, Computerlinguistik) zeigt. Verstärkt kommen aber auch die Kontakte innerhalb der Auslandsgermanistik zur Geltung und damit die Möglichkeit, im Umgang mit dem Neuen voneinander zu lernen und einschlägige Erfahrungen wirksamer auszutauschen.

Einen nicht unwichtigen Beitrag hierzu leisten der DAAD und die von ihm verlegte „Reihe Germanistik", in deren Rahmen in Zusammenarbeit mit den jeweiligen nationalen Germanistenverbänden resp. -gesellschaften germanistische Jahrbücher herausgegeben werden. Es fällt zwar schwer zu behaupten, dass sie jeweils die wichtigsten Errungenschaften eines Forschungsjahrs im gegebenen Land durch den Abdruck bzw. Nachdruck der bedeutendsten Abhandlungen bilanzieren, denn ein solches Unternehmen würde an den unüberwindbaren Klippen stark auseinander divergierender Ansichten und Meinungen hoffnungslos zerschellen; doch sie bieten in der Tat eine geeignete Plattform, auf der gestandene und angehende Germanisten aufeinander treffen können und der Leser in den Stand gesetzt wird, Brüche und Kontinuitäten zu identifizieren und daraus über einen längeren Zeitraum auch Schlüsse zu ziehen.

In die 'Reihe Germanistik' integriert erscheinen die mit „Germanistik an Hochschulen in ... Verzeichnis der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer" überschriebenen Zusammenstellungen der germanistischen Fachkräfte. Verfolgt wird dabei das Ziel, „sowohl Studierende und Wissenschaftler als auch andere interessierte Personen und Institutionen [...] über Lehre und Forschung auf dem Gebiet der deutschen Sprache, Literatur, Landeskunde und DaF an Hochschulen" im nichtdeutschsprachigen Ausland zu informieren. Beizupflichten ist auf jeden Fall der verkündeten Absicht, „gegenseitige Kontakte zu intensivieren oder überhaupt erst herzustellen", womit dem eingangs formulierten Postulat entsprochen wird.

Die Qualität der Aufbereitung und die Vollständigkeit des zusammenzustellenden biographisch-bibliographischen Materials hängen natürlich von den jeweiligen Verantwortlichen ab. Die Qualitätsunterschiede treten sogar überdeutlich ins Bewußtsein, wenn man die Gelegenheit hat, Verzeichnisse aus verschiedenen Ländern zu vergleichen. 1996 erschien das Verzeichnis polnischer Germanisten und 1998 das Verzeichnis ungarischer Hochschullehrer germanistischer Fachrichtungen. Erntete das erstgenannte ob seiner zahlreichen Mängel, Unzulänglichkeiten und unverzeihlichen Auslassungen (Nichterwähnung von einigen wichtigen polnischen Germanisten oder etwa willkürliche Reduzierung des mehr als 25 Buchveröffentlichungen und gut über 500 Abhandlungen zählenden wissenschaftlichen Schrifttums des Breslauer Germanisten Prof. Dr. habil. Norbert Honsza auf sage und schreibe 5 Bücher und 8 Aufsätze!) zu Recht teilweise scharfe Kritik, so bereitet

die Lektüre des von András Balogh vom Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest gewissenhaft recherchierten und redigierten Verzeichnisses ungarischer Germanisten wahre Freude. Die Verfehlungen des Polen-Verzeichnisses möchte man gern der bedauerlicherweise durch die ja vorhandene Fachkompetenz nicht kompensierten Unerfahrenheit der eine Pionierarbeit leistenden Herausgeber zur Last legen, die aber in einer eventuellen Neuauflage unbedingt gegen einen reiferen und sorgfältigeren Zugang zur behandelten Materie auszutauschen wäre. Das Ungarn-Verzeichnis weist erfreulicherweise keine Symptome dieser Kinderkrankheit mehr auf. Ganz im Gegenteil, es generiert ein klares, übersichtliches Bild der ungarischen Germanistik und löst somit das im Vorwort („Es bietet eine Hilfe, sich zu orientieren und Informationen über Personen und Hinweise auf ihre wissenschaftliche Arbeit zu erhalten ...") und vom Herausgeber in der Einleitung („Diese Veröffentlichung ist auch als eine Zwischenbilanz zu betrachten, die die nach der Wende radikal eingetretenen Veränderungen der ungarischen Germanistik in ihrem bis heute andauernden Wandel darstellt. Bereits auf den ersten Blick zeigt sich, dass sich die Tätigkeit der Hochschuldozenten nicht nur strengstens auf die klassischen Themen der germanistischen Philologie beschränkt, sondern die Publikationen und die Forschungsergebnisse sich auch im breiteren Umfeld der Germanistik bewegen, womit — dem Profil einer Auslandsgermanistik entsprechend — eine Brücke zu anderen Wissenschaftsdisziplinen geschlagen wird.") gegebene Versprechen ein: Mit nach einleuchtenden Zuordnungskriterien aufgeschlüsselten Angaben operierend sichert das Verzeichnis einen schnellen Zugriff auf gewünschte Informationen, zumal das den Band abschließende Personenregister ein problemloses Auffinden des gesuchten Kontakts im Handumdrehen gewährleistet. An dieser Stelle sei vielleicht auf eine brauchbare Ergänzung hingewiesen, die in einer späteren Neuauflage berücksichtigt werden könnte: einen Index, in dem die ungarischen Germanisten nach ihren Forschungsgebieten aufgelistet wären, was dem Wunsch nach gezielten Kontaktaufnahmen noch einen weiteren Schritt entgegenkommen würde. Dies lässt sich zwar schon jetzt durch das Blättern im Verzeichnis erreichen, aber im Computerzeitalter dürfte die Erstellung eines solchen zusätzlichen Indexes kaum auf technische Schwierigkeiten stoßen. Den inzwischen nicht mehr umkehrbaren Einbruch des Computerzeitalters mit seiner sozialen Ausprägung einer Kommunikationsgesellschaft in die germanistische Wirklichkeit signalisieren übrigens die bei vielen Namen angegebenen E-Mail-Adressen sowie die Internet-Homepages der Universitäten. Man kann sich im Angesicht dieser im Prinzip erfreulichen Entwicklung von Wissenschaftsvernetzung nur wünschen, dass die immer schneller zirkulierenden Informationen auch gewichtige Erkenntnisse transportieren und nicht nur zu überflüssigen Datenstaus führen. Auf jeden Fall bricht die „Digitalisierung" des Wissenschaftsverkehrs dem voranzutreibenden Kontaktausbau auf der (inter)nationalen Ebene Bahn. Unter diese Bemühungen reiht sich lobenswerterweise das Verzeichnis ungarischer Germanisten ein.

Der DAAD müßte nun seinerseits dafür sorgen, dass über sein Vertriebsnetz solche Verzeichnisse in den Besitz germanistischer Einrichtungen nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt gelangen und somit zur Pflege und Intensivierung des wissenschaftlichen Austauschs beitragen. Und die „Germanistik an Hochschulen in Ungarn" dürfte hier als Präsenzstück diese Mühe durchaus rechtfertigen.

*Jacek Rzeszotnik*
(Wroclaw)



## Diallo, Moustapha: *Exotisme et conscience culturelle dans l'oeuvre d'Ingeborg Bachmann*. Frankfurt/Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation 1998. 226 S.

Die Studie des senegalesischen Germanisten wurde 1996 als Dissertation an der Universität Paris XII angenommen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, über das Nachzeichnen der „Semiotik des Exotismus" die interkulturelle Dimension des Werkes von Ingeborg Bachmann zu erhellen — als Beitrag zu einer interkulturellen Germanistik. Leitende These ist dabei, daß authentische Interkulturalität — gewissermaßen als Durchbruch zum kulturell 'Anderen' — nur über eine Kritik der eigenen soziokulturellen Welt und der des 'Anderen' gelingt, wobei die „référence sociale", die Wahrnehmung von sozialen Leid- und Unterdrückungsstrukturen eine wesentliche Rolle spielt (vgl. etwa S. 18f, 97, 111, 149 sowie Conclusions). Bei Bachmann sei — insbesondere in ihrem auf afrikanischen Boden (Ägypten, Sudan) spielenden Romanfragment — diese Dimension erreicht, worin der Autor auch ein Zeichen für die 'moralische' Qualität ihres Werkes sieht.

Nach der methodischen Einführung beginnt die Arbeit mit einem Kapitel zu Definition und Genese des Exotismus im Gegenüber und in der Kreuzung von Europa und 'Übersee'. Im Zusammenhang der „Horizons Spirituels" der Autorin (Kapitel 3) wird dann der Begriff des Exotismus als „indissociable des aspirations individuelles, de la conception d'une société humaine" bezeichnet (S. 64). Die intertextuelle Präsenz von Musil und Joseph Roth erlauben dabei, Bachmanns Exotismus mit dessen ästhetischer Erscheinungsweise als „nostalgie" bei diesen Autoren zu verbinden. Schlüsselbegriff ist Bachmanns Rede vom „Haus Österreich" (Musils „Kakanien", Roths Verklärung der Monarchie und der 'Heimat' Galizien sind Bezugspunkte): der „pluralisme ethnique" (vgl. S. 70) — gesehen in der Optik von Musils „Möglichkeitssinn" als „Utopie" — läßt dieses so „geträumte Haus" zum Modell einer menschlichen Gemeinschaft werden, in der dem kulturell 'Anderen' seine Würde zugestanden wird. In Bachmanns Biographie — heimatlos wie die Musils und Roths — wird dieser Rückgriff auf das „Haus Österreich" fortgeschrieben im Ausgriff auf fremde Kulturen wie die des Orients.

Der Aufweis der Themen und Motive des Exotismus (Kapitel 4) folgt dann der Spur jener interkulturellen Intention der Dichterin; Reise, Grenzüberschreitung und Sprache sind die thematischen Felder, in denen sie seit dem Beginn von Bachmanns Schreiben als Ausgreifen zum 'Anderen' präsent ist, strukturiert durch die Polarität 'Nord-Süd' (ob dieser 'Süden' nun Slovenien, Italien oder eben Afrika bedeutet ...). Er kann auch „Österreich" heißen und markiert dann den Gegenpol zu Deutschland. Diallo macht mit der Herausarbeitung dieser kulturellen Differenz in Bachmanns Prosa zugleich auf deren politische Positionierung gegen einen österreichischen Pangermanismus aufmerksam. Die Darstellungs- und Verstehensmodelle der kulturellen Alterität bei Bachmann — bis hin zur strukturellen Parallele einer neokolonialen Wiedereroberung des 'Anderen' — werden auch an dieser, geographisch und linguistisch so nahe-liegenden, Polarität durchgespielt.

Kapitel 5 und 6 führen die Exotismusproblematik an Einzelwerkanalysen systematischer durch, wobei im Mittelpunkt die drei Schichten des in Ägypten/Sudan spielenden Romanfragments stehen („Wüstenbuch"; „Todesarten"-Züricher Lesung 1966; „Das Buch Franza„). Grundlage ist die 1995 erschienene vierbändige „Kritische Ausgabe" des „Todesarten"-Projekts. Der Autor sieht in der Genese dieses Werks die Widerspiegelung eines wachsenden Identifikationsprozesses mit dem kulturell 'Anderen', der in einem „tournant existentiel" seinen Anfang nimmt und zugleich die 'Errungenschaften' der europäischen Zivilisation immer gnadenloser demaskiert.

Das 7. Kapitel widmet sich komparativen Analysen: zunächst mit G. Ungaretti und L. Durrell („Alexandria Quartet„) zwei Autoren, die im selben ägyptischen Kontext aufgewachsen sind bzw. geschrieben haben, dann mit Camus und Sartre zwei Philosophen, deren Konzeptionen von Literatur Vergleichbarkeiten mit Bachmann aufweisen.

Das Nachzeichnen der Exotismus-Problematik liefert insgesamt eine Fülle von originellen Durchblicken in das komplexe Werk Bachmanns, auch wenn die Bezüge keineswegs vollständig sind (z. B. fehlt ein Gedicht wie „Liebe: Dunkler Erdteil„). Zweifel plagen den Rezensenten indes, ob eine Interkulturalität, wie sie diese Studie versteht, — gleichsam 'moralisch korrekt' — am Werk der Autorin aufgeht. Bachmann hat sicher — im Unterschied zu Durrell — eine Reihe von historisch-sozialen Referenzen in ihre schriftstellerische 'Verarbeitung' des Orients sensibel eingebracht. Daß man aber — nach einer ca. einmonatigen Reise 1964 — bei der weiblichen Protagonistin und letztlich der Autorin selbst eine „altérité vecue" am hier angelegten interkulturellen Maßstab herausarbeiten kann, erstaunt. Die im Roman präsente Analogiekette: (europäische) Frau — Opfer — Afrika ist mit ihrem Rückbezug auf das koloniale (bzw. für Österreich das faschistische) Erbe heute nur eine sehr bedingt hilfreiche Basis zur Formulierung eines afrikanischen Selbstbildes.

Die Studie ist gleichwohl — gerade wegen der aufgeworfenen Frage der Interkulturalität — für die Bachmannforschung eine Bereicherung. Die Erwartung einer auch *ästhetischen* Kriteriologie dieser interkulturellen Problemstellung ist vielleicht wieder 'allzu europäisch' (?).

*Hermann Weber*
(Bonn)

## Fliedl, Konstanze (Hg.): *Das andere Österreich.* Eine Vorstellung. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998. 240 S.

Der von Konstanze Fliedl herausgegebene Band *Das andere Österreich. Eine Vorstellung* enthält eine repräsentative Auswahl von Lyrik und Prosa, die das „andere" Österreich, das jenseits aller utopischer Verklärung und schwarzseherischer Verurteilung steht, vertreten und literarisch darstellen. Die dem Korpus vorangehende Empfehlung des Verlags begründet den Stellenwert dieser Ausgabe in der Reihe der literaturwissenschaftlichen Publikationen damit, daß die Herausgeberin, zu einer Zeit, in der sich die Autoren und die Kritiker auf das Österreich-Lob oder die Österreich-Beschimpfung spezialisiert haben, den Entwurf eines dritten Österreich konstituiert, indem sie Texte anführt, in denen die Autoren das Land aus einer durchaus persönlichen Perspektive, in erster Reihe als eine mögliche Heimat sehen und suchen. Das „andere" Österreich wird erst in dem Schicksal der Einzelnen sichtbar. Den literarischen Spuren von Autoren aus neun Jahrzehnten folgend soll sich hier eine bis zu Arthur Schnitzler zurückreichende Linie der demokratischen Tradition in der österreichischen Literatur nachzeichnen lassen.

In sieben chronologisch geordneten Kapiteln werden Briefe, Gedichte, Essays, Kurzprosatexte, in denen die persönliche Stellungnahme von den Autoren zu den Ereignissen der Geschichte unseres Jahrhunderts und zu ihrem Heimatland literarisch abgebildet erscheint, zitiert. Aus diesen authentischen Quellen soll sich ein neuer, wahrheitsgetreuerer Entwurf vom Land Österreich im Spiegel der sozialen und politischen Veränderungen entfalten.



Zuerst wird die seit dem legendären Buch von Claudio Magris mit dem Weiterleben des „Habsburgischer Mythos" charakterisierte Periode vorgestellt. Als nach dem Friedensvertrag von Saint-Germain anstelle der ehemaligen Vielvölkermonarchie ein deutschsprachiger Schrumpfstaat zurückblieb, vermochten nur wenige an die selbständige Existenz des Reststaates zu glauben, viele hofften auf einen nun ferngerückten, aber in der Zukunft doch möglichen Anschluß an Deutschland, während andere den Untergang des Habsburgerreiches betrauerten und die verlorenen Länder im Rahmen einer „Donaukonföderation" vereinigen zu können erhofften. Die Autorin illustriert diese Hoffnungen und die Reaktion von einigen Vertretern der österreichischen Intelligenz auf die Bedrohung durch den Ständestaat mit sehr treffend ausgewählten Texten von Karl Tschuppik, Robert Musil, Joseph Roth, Alfred Polgar und Ernst Fischer.

In den folgenden drei Kapiteln wurden Texte von Exilautoren, die von der nationalen und politischen Intoleranz aus ihrer Heimat vertrieben wurden, aneinandergereiht. Im Kapitel *Heimat und keine* werden die verschiedenen Positionen bei der Beantwortung der Frage, „wieviel Heimat braucht der Mensch" und „ob die Fremde zur Heimat werden kann", dargestellt. Arthur Schnitzlers von tiefster Wehmut erfüllte Zeilen sprechen von einem geheimnisvollen Band, das mit der Zeit und der Entfernung immer fester wurde. Bei Jakov Lind findet man das Modell einer Heimat, das in die Vergangenheit der Habsburger-Monarchie zurückverlegt wird. Im scharfen Gegensatz zu diesen emotionsreichen Aussagen stehen Ödön von Horvaths und Hermann Brochs Zeilen, in denen die Autoren die Notwendigkeit eines Heimatgefühls in Abrede stellen. Dieses Kapitel wird mit einem Essay von Jean Améry über einen nicht mehr zu stillenden Heimatbedarf abgeschlossen. Amérys Gedankenreihe kann als stellvertretend für die Erfahrungen der meisten Exilautoren betrachtet werden. Davon zeugen auch die Gedichte der nächsten großen Einheit: *Poesie im Exil.* In den Gedichten von Erich Fried, Theodor Kramer, Ernst Waldinger, Stella Rotenberg und Ingeborg Bachmann erscheint ein fiktives Österreich, entweder als das Land der Kindheitserinnerungen oder als ein Sehnsuchtsort. Neben dem Schmerz der Vertreibung und der Heimatlosigkeit wird auch das andere Exiltrauma, der Sprachverlust in fast allen Gedichten thematisiert.

Das nächste Kapitel *Die Stimme Österreichs* verdankt seinen Titel dem Österreichdienst der BBC, wo sich in den Kriegsjahren die „andere Stimme" Österreichs, eine Gegenstimme zu der Sprache der Unmenschen hören ließ. Die angeführten antifaschistischen Texte sind zwar geeignet, das angegebene Thema zu illustrieren, aber die Herausgeberin mag eher von der Biographie der Autoren, als von der Aussagekraft oder der literarischen Qualität der Texte dazu bewogen worden sein, sie in den Band aufzunehmen.

Im folgenden Kapitel *Schwere Wege* befinden sich dagegen Werke, die das bittere Los der Menschen, die sich am inneren Widerstand beteiligten, mit erschütternder Unmittelbarkeit darstellen. Die Auswahl der sich auf historische Fakten, wie zum Beispiel die sogenannte „Mühlviertler Hasenjagd", und auf biographische Erinnerungen von österreichischen Widerstandskämpfern stützenden Schriften von Erich Hackl, Ilse Aichinger, Franz Kain, Elisabeth Reichart und Sofija Dezutelj kann nur gelobt werden.

Im Bewußtsein der Österreicher wurzelt dank der Siegermächte des Zweiten Weltkriegs auch ein zweiter Myhtos, dementsprechend sich das wiedererstandene Österreich als erstes Land, das der Angriffspolitik Hitlers zum Opfer gefallen war, für unschuldig halten durfte. Nach dem Staatsvertrag und der Neutralitätserklärung im Jahre 1955 präsentierte sich das „schöne" Österreich, ein Traumland für Touristen, mit Hilfe seines Kulturkapitals. Unter dem Titel *Grillparzer im Sturz oder: gutes Land — böses Land* werden Texte angeführt, in denen die Autoren

ihren Protest gegen die idyllisirenden Klischees über die Alpenrepublik, gegen das Verschweigen der Vergangenheit zum Ausdruck bringen. Auszüge von Gernot Wolfgrubers *Die Mehrzahl*, Elfriede Jelineks *Burgtheater* und Franz Schuhs *Die Besonnenheit im Fallen* sollen den Lesern dieses „negative" Österreich-Bild vermitteln.

Die Landesschelte ist Ende der 80er Jahre zu einer Modegattung, fast zum l'art pour l'art verkommen, demzufolge man gegen die Übertreibung der Österreich-Kritik zu polemisieren und für die „guten" Menschen von Österreich zu plädieren begann. Man berief sich immer häufiger auf den politischen und literarischen Widerstand gegen die Nazi-Diktatur und versprach, durch die Rückbesinnung auf diese demokratische Tradition Eintritt in das „andere" Österreich zu gewinnen. Marie-Thérése Kerschbaumers *Reden an Österreich* drücken diese Hoffnung aus. Die von Konstanze Fliedl zitierten Zeilen von Elfriede Gerstl, Robert Schindel, Ilse Aichinger und Peter Handke zeugen jedoch davon, daß die Umrisse von diesem „anderen" Österreich nur schwer zu zeichnen sind. Die Autorin des Buches weist im Nachwort darauf hin, daß selbst der Begriff vom „anderen" Österreich zu einem für viele einträglichen Mythos zu werden droht, und daß das wahre Österreich noch immer in den persönliche Momente tragenden Erinnerungen, die den Menschen an den Ort binden, und in imaginären Bildern, also irgendwo zwischen Realität und Fiktion zu suchen sei.

Obwohl Konstanze Fliedls kleiner Band ohne Zweifel als ein wertvolles Reservoir von Gedanken und Texten über die Heimat Österreich betrachtet werden kann, ist diese Arbeit wegen der Spärlichkeit der zitierten Quellen und wegen der knappen, sich nur auf das Wesentlichste beschränkenden Erklärungen zu einer Vertiefung in dieses Thema nicht geeignet. Die drei Einheiten, der Textteil, das Nachwort und die Kommentare zu den Texten funktionieren wirklich als komplementär zueinander, da man sich einmal eher auf die literarischen Texte und ein andermal eher auf die Erklärungen verlassen kann. Manchmal wünscht der vom Umblättern müde Leser das Ganze lieber in der Form einer herkömmlichen, kontinuierlichen Abhandlung lesen zu können. In einen fließenden Text eingebettet würden auch die weniger aufschlußreichen Zitate mehr gerechtfertigt wirken.

Alles in allem gehört aber dieser Band wohlverdient in die Bibliothek der germanistischen Institute, und wenn man in Kenntnis des Buches meint, man hätte gern mehr bekommen, soll das als ein Lob der schon durchgeführten Arbeit von Konstanze Fliedl wahrgenommen werden.

*Czeglédy Anita*
(Budapest)

## Stanzel, Franz K.: *Europäer.* Ein imagologischer Essay. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1998. 113 S.

Franz K. Stanzel geht in seiner — bescheiden „Essay" genannten — Untersuchung der Frage nach, wie Nationalcharaktere konstruiert werden. Dabei bedient er sich in seinen Verfahren und Methoden der literarischen Imagologie und geht von der Überzeugung aus, daß die Bilder, die Nationalcharaktere — auch — der europäischen Nationen als Bilder, d.h. als Konstrukte bzw. Fiktionen gesehen werden müssen, die nicht in der historischen Realität verankert sind, nicht auf tatsächlichem Kontakt der Völker miteinander im Laufe der Geschichte fußen, sondern vielmehr



in der Vostellungswelt der Völker übereinander existierten. Diese nichtrationale Basis ist auch der Grund für das Überleben und geradezu übermächtige Wirken der Klischees über die einzelnen Nationen.

Stanzel verweist in seinem Essay unter anderem auf die sogenannte „Völkertafel" aus dem 18. Jahrhundert, auf der die Eigenschaften der europäischen Völker festgehalten worden waren, ebenso wie auf eine englische Postkarte aus dem Jahre 1995, auf der auf humoristische Art ähnliches geschieht. Auch hieraus ist ersichtlich, daß — zum Glück — die Fiktion der Nationalcharaktere nicht stabil ist, daß diese sich verändert. Dabei gab es eine doppelte Verschiebung im Laufe der Zeit: einerseits ist das Gewicht der negativen Eigenschaften viel geringer geworden, es werden nur noch „läßliche Sünden" angeführt, andererseits ist der früher angenommene Bereich einer idealen Mittelzone in Europa inzwischen deutlich über den Kontinent erweitert worden.

Als ungarischer Leser betrachtet man die Völkertafel natürlich gespannt hinsichtlich der Aussagen über den Ungarn. Dabei muß man erfahren, daß der Ungar untreu, grausam, ohne Verstand, blutgierig und überhaupt ein Verräter sei, seine Freude am Aufruhr und am Müßiggang habe. Vergleichbar sei der Ungar mit einem Wolf. Zugleich besitze das Land Überfluß an Früchten und Gold. Die Veränderbarkeit der Bilder zeigt sich dann darin, daß die Ungarndarstellung sich kurze Zeit später andernorts mit dem Hinweis auf die Ungarn verändert: „Vormals grausame Hunnische Rauber/ nun aber bey verbesserten Sitten eine streitbare Nation."

Das Buch ist eine nicht nur interessant und spannend geschriebene Betrachtung der Konstruktion von Nationalcharakteren in den vergangenen Jahrhunderten, sondern eine lehrreiche Beschreibung über die Macht von Stereotypen. Denn was sich offenkundig zeigt, ist, daß nicht die historischen Kontakte der Völker primär diese Völkercharakteristika hervorgebracht haben, sondern die Literatur im weitesten Sinne, d.h. nicht nur literarische Texte, sondern auch ethnographische Schriften, Lexika, Reiseberichte usw. Im weiteren haben sie die aufgestellten Charakteristika durch Wiederholung weiter verstärkt.

Den Beweis für diese These versucht Franz K. Stanzel in seinem Essay zu erbringen.

*Gábor Kerekes*
(Budapest)

## Heuberger, Katharina: *Wirtschaftsdeutsch und seine Vermittlung.* Eine Bestandsaufnahme. Tostedt: Attikon Verlag 1997. 122 S.

Das Werk mit dem obengenannten Titel (ursprünglich eine an der Münchner Universität vorgelegte Diplomarbeit) ist als Band 16 der unter der Federführung von Professor Theo Bungarten herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Wirtschaftskommunikation, Veröffentlichungen des 'Arbeitsbereichs Unternehmenskommunikation' (ARBUK)" erschienen.

Die Autorin versucht uns auf rund 120 Seiten ein umfangreiches Bild dieser komplexen Problematik vor Augen zu führen. Dabei geht sie sehr systematisch ans Werk, wobei sie ausgiebige theoretische Exkurse ökonomischer, linguistischer und didaktischer Art macht.

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile:

Das erste Kapitel thematisiert die weltweit wachsende Nachfrage nach Wirtschaftsdeutschkursen. Dieses zunehmende Interesse an **Wirtschaftsdeutsch** hängt

eng mit der sich internationalisierenden Weltwirtschaft, vor dem Hintergrund der Dominanz des Englischen, zusammen. Empirische Untersuchungen zum Bedarf der Wirtschaft an Deutsch als Fremdsprache, wie die Autorin sehr richtig bemerkt, stehen allerdings noch aus.

Das zweite Kapitel nimmt die Geschichte und Entwicklung der Fachsprachenforschung unter die Lupe. Dabei geht die Autorin ausführlich auf die Forschungsdefizite der mündlichen Fachkommunikation ein.

Besonderes Augenmerk richtet die Autorin dabei auf die Fachsprachenlinguistik, als deren Teil sich die Erforschung der **Fachsprache Wirtschaft** heute versteht.

Das dritte Kapitel enthält einen Abriß der linguistischen Erforschung der Fachsprache Wirtschaft, wobei schwerpunktmäßig die Wirtschaftslinguistik der zwanziger und dreißiger Jahre sowie die Situation der heutigen fachsprachlichen Forschung zur Wirtschaftskommunikation besonders hervorgehoben werden.

Des weiteren wird versucht, den Lesern die wissenschaftliche Diskussion um die Definition der Fachsprache Wirtschaft vor Augen zu führen. Dabei werden auch entsprechende Modelle zur Schichtung der Fachsprache Wirtschaft angeführt.

Das vierte und letzte Kapitel schließlich enthält ein Plädoyer für die Notwendigkeit einer Didaktik der Fachsprachen als eigene Disziplin, wobei auch der Versuch ihrer Standortbestimmung innerhalb der Fremdsprachendidaktik unternommen wird.

Desgleichen kommen wichtige Problemfelder der Unterrichtspraxis Wirtschaftsdeutsch (Kursprofil wirtschaftsorientierter Daf-Kurse, der Lerner und seine Voraussetzungen, sprachliche und fachliche Kompetenz beim Lerner, Situation des Fachsprachenlehrers, Erweiterung des kommunikativen Ansatzes zum interkulturellen Ansatz) zur Sprache.

Der Situation auf dem Lehrmittelmarkt für Wirtschaftsdeutsch sowie dem Prüfungssektor des fremdsprachlichen Unterrichts Wirtschaftsdeutsch (Zertifikat Deutsch für den Beruf, Prüfung Wirtschaftsdeutsch international, Düsseldorfer IIK-Prüfungen auf drei Niveaustufen usw.) widmet die Autorin ebenfalls jeweils ein Kapitel-(chen).

Nach der etwas kurzatmigen Zusammenfassung wird die Arbeit durch eine ausgiebige Bibliographie, in der als einzige ungarische Autorin Frau Ágota Borgulya gleich mit drei Titeln firmiert, sowie eine „up to date" Auswahlbibliographie Unterrichtsmaterialien Wirtschaftsdeutsch, in der zu Recht Prof. Jürgen Bolten als Autor und das Goethe-Institut als Herausgeber besonders oft zitiert werden, abgerundet.

Alles in allem hält das informative Büchlein, was es verspricht: es ist eine übersichtliche „Bestandsaufnahme" zum Thema „Wirtschaftsdeutsch und seine Vermittlung".

*Bajkó István Zsigmond*
*(Budapest)*



## *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800.* Redigiert und herausgegeben von László Tarnói. Budapest: Germanistisches Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest 1996 (= Deutschsprachige Texte aus Ungarn I). 387 S.

Auch wenn sich die Germanistik als Wissenschaft schon seit einer Reihe von Jahren zu einer internationalen Germanistik gewandelt hat, was etwa in den USA zu dem Begriff „German Studies" führte, ist doch weiterhin das Bewußtsein um deutschsprachige Literatur, die jenseits der eng gefaßten Grenzen der deutschsprachigen Länder Europas im Laufe der Jahrhunderte entstanden ist, relativ gering. Dies hängt nicht nur damit zusammen, daß die Germanisten weiterhin sehr stark kanonisch und dazu nationalbestimmt denkt, sondern ganz entscheidend damit, daß es noch oftmals an Editionen deutschsprachiger Texte fehlt, die etwa in Brasilien, Namibien, Kanada oder insbesondere in Ungarn und anderen Gebieten Zentral- und Osteuropas entstanden sind. Der Budapester Germanist László Tarnói bemüht sich hier darum, dieses Desiderat zumindest in einem kleinen Bereich auszufüllen, indem er deutschsprachige Lyrik, die im Königreich Ungarn um 1800 geschrieben wurde, in einer Auswahl vereinigt im Druck vorlegt.

Um die Jahrhundertwende blühte das wirtschaftliche und kulturelle Leben in den urbanen Zentren Ungarns auf, was u.a. auch dazu führte, daß das deutschsprachige Stadtbürgertum zur Feder griff und Gedichte verfaßte. Tarnói betont, daß es hier nicht um ungarn-deutsche Folklore geht, sondern weitgehend um hochentwickelte Dichtkunst, die auch heute noch der Beachtung verdient, selbst wenn sie bisher praktisch sowohl von den Ungarn als auch den Deutschen ignoriert worden ist. Vorläufig wäre noch nicht zufriedenstellend einzuschätzen, welche literarische Qualität diese Gedichte besitzen, denn es fehlt noch gänzlich an kritischen Studien, die Licht in das Dunkel werfen würden. Strenge Vergleiche mit der deutschen Klassik oder Romantik würden diesen, oftmals nur in kleineren Journalen oder Magazinen veröffentlichten Texten nicht gerecht werden — Tarnói spricht sogar vom „literarischen Konsum" (S. 9) —, die ja überwiegend nur in den Kreisen von Universitätsprofessoren, Geistlichen, Lehrern, Adligen und Theaterleuten entstanden. Vergleiche mit volkstümlicher oder modischer Dichtung, wie sie etwa in der populären Leipziger *Zeitung für die elegante Welt* oder in dem Weimarer *Neuen Teutschen Merkur* erschien, bieten sich an, aber auch damit ist nichts von vornherein über die Qualität dieser Gedichte gesagt. Viele Dichter bemühten sich explizit um die Nachahmung anerkannter Gedichte z.B. eines Schillers, Goethes oder Gleims, doch gereichte dies damals eher zur Anerkennung als zum Tadel. Wichtig dürfte auch sein, daß viele der Texte Bezug auf den ungarischen Kontext nehmen und somit durchaus einen recht eigenständigen Charakter besitzen. Generell wäre aber darauf hinzuweisen, daß auch bei oft feststellbarer mangelnder Qualität diese Unterhaltungs-Gedichte doch eine nicht unerhebliche kulturhistorische Bedeutung besitzen.

Als zeitlichen Rahmen wählte der Herausgeber die Jahre von 1785 bis 1817, aber mehr als neunzig Prozent der Gedichte entstanden zwischen 1795 und 1810, als die politischen und militärischen Repressalien die ungarische Dichtung zu ersticken drohten und sich somit eine Lücke für die deutschsprachige öffnete. Dennoch fragt man sich, warum nicht das Netz erheblich weiter ausgeworfen wurde, denn angekündigt sind nur zusätzliche Bände für die ungarn-deutsche Dramatik, Erzählliteratur und Essayistik. Hätte also nicht für diese Anthologie auch die Lyrik des ganzen 19. und sogar 20. Jahrhunderts einbezogen werden sollen? Tarnói deutet zwar indirekt an, daß es sich bei den Jahren 1785 bis 1817 um eine

Art klassischer Phase gehandelt habe, doch fehlen dafür weitere Erläuterungen und widerspricht dem auch die relativ geringe Qualität der Texte.

Positiv überrascht konstatiert man, daß der Herausgeber die manchmal recht starke orthographische Inkonsequenz beibehalten hat, um so das Erscheinungsbild in den Quellen vor Augen treten zu lassen. Demgemäß übernimmt er auch, wo vorhanden, die ursprünglichen Anmerkungen und ergänzt die Sammlung mit zeitgenössischen Kritiken und Selbstdarstellungen, die als sehr wertvolles primäres Material anzusehen sind. Den Abschluß bilden ein umfangreiches Quellenverzeichnis und ein Register aller Lieder, alphabetisch geordnet nach den Verfassern. Diese Anthologie repräsentiert zweifellos einen wichtigen Beitrag zur ungarn-deutschen Lyrik um 1800, die hier zum erstenmal der Wissenschaft wieder im modernen Druck zugänglich gemacht worden ist.

*Albrecht Classen*
(Tucson/Arizona)

# Berichte der Institute 1998

# Germanistisches Institut an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest

## Vorträge / Seminare eingeladener Gäste

### 10. Februar

*Prof. dr. Anton H. Touber* (Universität von Amsterdam)
Vortrag: „Computerunterstützte Analyse der Metrik mittelhochdeutscher Gedichte"

### 26. Februar - 28. März bzw. 5. - 7. Mai

*Jannis Androutsopoulos* (Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)
Blockseminar über das Thema Jugendsprache

### 14. April

*Dr. Ursula Stamberg* (Institut für Theaterwissenschaft Wien)
Vortrag: „Ungarndeutsche Dramen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts"
Gefördert vom Österreichischen Ost- und Südosteuropa Institut, Büro Budapest

### 28. September

*Prof. Dr. Jens Haustein* (Friedrich-Schiller-Universität Jena)
Vortrag: „Der Zufall und das Unwahrscheinliche in mittelhochdeutscher Erzähllitteratur als literaturwissenschaftliches Problem — ausgehend von Clemens Lugowski"

### September/Oktober

*Prof. Dr. August Stahl* (Universität des Saarlandes Saarbrücken)
Blockvorlesung mit dem Titel „Die deutsche Literatur im 16. Jahrhundert"

### 12. - 18. Oktober

*Prof. Dr. Jarmo Korhonen* (Universität Helsinki)
Vortrag: „Das Wörterbuchprojekt Großwörterbuch Deutsch-Finnisch"

### 27. - 30. November

*Prof. Dr. Dr. Herbert Ernst Wiegand* (Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)
Vortrag: „Über die Inhalte, textuellen Strukturen und Benutzungsmöglichkeiten einsprachiger Lernwörterbücher"
Konsultation mit Doktoranden

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### 4. - 5. Mai

Jahrestagung der Kroatischen Gesellschaft für Angewandte Sprachwissenschaft, Sprache und sprachliche Varietäten in Opatija

*Dr. Rita Brdar-Szabó*
Vortrag: „Subtraktive morphologische Prozesse und sprachliche Varietäten"
(zusammen mit Dr. Mario Brdar)

### 5. - 8. Juni

Konferenz in Heidelberg: Deutsch und andere Standardvarietäten

*Dr. Elisabeth Komlósi-Knipf*
Vortrag: „Substandard im Gebrauch der Minderheiten"

### 10. Juli

Rijkuniversiteit Groningen, Faculteit der Letteren, Vakgroep Finoegrestik

*Dr. András Balogh*
Gastvortrag: „A magyarországi német irodalom" (Die ungarndeutsche Literatur)

### September

„Der Fall Heiner Müller — Probleme und Perspektiven", Konferenz in Bath

*Dr. Imre Kurdi*
Vortrag: „Sechs Versuche, eine Bildbeschreibung zum Sprechen zu bringen. Zu Heiner Müllers 'Bildbeschreibung'"

### 18. - 19. September

Internationale Phraseologiekonferenz in Paris

*Prof. Dr. Regina Hessky*
Vortrag: „Phraseologie — Vermittlungsinstanz zwischen Sprachsystem und Sprachverwendung"

### 24. September

Tagung der Rilke-Gesellschaft in Wien

*Dr. Ferenc Szász*
Vortrag: „Rilke und Arthur Holitscher"

Fördernde Institutionen: Österreichische Gesellschaft für Literatur, Archiv für österreichische Literatur

### 24. - 27. September

VIII. Arbeitstagung für bairisch-österreichische Dialektologie in Regensburg

*Dr. Elisabeth Komlósi-Knipf*
Vortrag: „Loyalität zur Muttersprache"

### 28. - 30. September

Tagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik in Dresden

*Dr. Elisabeth Komlósi-Knipf*
Vortrag: „Lexikalische Defizite"

### 29. September

Internationale Konferenz zum Thema „Literaturwissenschaft und Datenbanken" in Debrecen

*Dr. András Balogh*
Vortrag: „Das Jahrbuch der ungarischen Germanistik und Datenbanken"



### 12. November

Universität Hamburg

*Péter Varga*
Gastvortrag: „Deutsch, jiddisch, hebräisch ... oder? Jüdische Identitätsmöglichkeiten in Ungarn"

### 3. - 6. Dezember

Intenationales Kolloquium der Arbeitsstelle für österreichische Literatur und Kultur in Saarbrücken: „Glück" und „Unglück" in der österreichischen Literatur

*Prof. Dr. László Tarnói*
Vortrag: „Glück und Unglück in der k.k. Monarchie um 1800 unter dem Aspekt des deutschsprachigen Ungarns"

*Dr. Gábor Kerekes* beteiligte sich auch mit einem Vortrag.

## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

### 15. April

A germanisztikai doktori iskola bemutatkozik [Die Doktoranden stellen sich vor]

*Ottó Korencsy*
Vortrag: „Doppelpräfigierung im Frühneuhochdeutschen"

*Attila Péteri*
Vortrag: „Abtönungspartikeln im deutsch-ungarischen Vergleich"

*Roberta Rada*
Vortrag: „Tabus und Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache"

### 16. - 18. April

VIII. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia in Szombathely

*Dr. Anna Zalán-Szablyár*
Vortrag: „A címzett ismeretlen. Vissza a feladóhoz"

*Edit Morvai* und *Dr. Katalin Petneki* beteiligten sich auch mit jeweils einem Vortrag.

### 6. - 7. Mai

Centenáriumi Tudományos Ülésszak a Kandó Kálmán Műszaki Főiskolán in Budapest

*Dr. Ilona Feld-Knapp*
Vortrag: „Az interkulturális kapcsolatteremtés lehetőségei a nyelvtanítás keretében"

### 10. - 12. Juni

Netz-Werk — II. Nachwuchsgermanistensymposium in Szeged

*Dr. András Balogh*
Vortrag: „Die äußere Kohärenz der Fremdenbilder im Mittelalter — Ein Netzwerk, in dem die Ungarn und die Amazonen friedlich-feindlich zusammenleben."

*Dr. Imre Kurdi*
Vortrag: „Netzwerk: Vorsichtige Überlegungen zu einer Metapher"

*Dániel Lányi*
Vortrag: „Tour de Force. Novalis, Tieck und Wittgenstein vernetzt"

*Dr. Gábor Kerekes*
Vortrag: „Austriazismen bei Joseph Roth"

*Judit Domány*
Vortrag: „Intertextuelle Bezugnahme auf Goethe in E.T.A. Hoffmanns 'Kater Murr'"

*Edit Király*
Vortrag: „Böhmische Dörfer — mit Schloß"

### 14. - 16. September

Tagung der internationalen Lenau-Gesellschaft in Szombathely:
„1848-1849: Lenau im Kontext der politischen Dichtung um 1848"

*Prof. Dr. Antal Mádl*
Vortrag: „Lenau a negyvennyolcas költők példaképe"

*Prof. Dr. László Tarnói*
Vortrag: „Nationale Identität im Spiegel der ungarndeutschen Dichtung um die Mitte des 19. Jahrhunderts"

*Dr. András Balogh*
Vortrag: „Fremdbilder in den deutschen Literaturen des Karpatenbeckens zu Lenaus Schaffenszeit"

*Péter Varga*
Vortrag: „Varianten jüdischer Identität in der Literatur der Romantik."

### 15. - 16. Oktober

Tagung „Thomas Bernhard als Europäer" in Budapest

*Dr. Gábor Kerekes*
Vortrag: „Thomas Bernhards europäische Wurzeln"

*Dr. Péter Zalán*
Vortrag: „Selbstkonzepte und Erzählung bei Thomas Mann"

Fördernde Institution: Österreichisches Kulturinstitut Budapest

### 23. - 25. November

Fin de siècle. Symposion zur österreichischen Gegenwartsliteratur in Budapest

*Prof. Dr. László Tarnói*
Vortrag: „Warum sich Ambrosius, Bischof von Mailand betend auf den Körper eines scheintoten Knaben legt. Anmerkungen zu Josef Winklers Erzählkunst"

*Dániel Lányi*
Vortrag: „Der Umsturz aller Verhältnisse. Kleistsche Konstellation bei Josef Winkler"

## Von der Institution veranstaltete Konferenzen / Symposien

### 15. April

Konferenz „A germanisztikai doktori iskola bemutatkozik"

### 15. - 16. Oktober

Tagung „Thomas Bernhard als Europäer" in Budapest

Veranstalter: *Dr. Gábor Kerekes, Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler*

Fördernde Institution: Österreichisches Kulturinstitut Budapest



## Personalia

- *Dr. Imre Kurdi* — Ernennung zum Dozenten
- *Dr. Gábor Kerekes* — Ernennung zum Dozenten
- *Dr. Vilmos Ágel* — Forschungsaufenthalt an der Universität Heidelberg im Rahmen eines Humboldt-Stipendiums
- *Dr. Magdolna Orosz* — Forschungsaufenthalt an der Universität des Saarlandes im Rahmen eines vom DAAD finanzierten Austauschprogrammes
- *Dr. Péter Zalán* — Forschungsaufenthalt an der Universität des Saarlandes im Rahmen eines vom DAAD finanzierten Austauschprogrammes
- *Roberta Rada* — Forschungsaufenthalt an der Universität des Saarlandes im Rahmen eines vom DAAD finanzierten Austauschprogrammes
- 1.-6. Oktober: Thematische Studienreise von 20 Dozenten, Doktoranden und Studenten des Instituts. Thema: Deutsche Kultur im Banat und in Siebenbürgen. Leiter: Dr. András Balogh. Gefördert von der Donauschwäbischen Kulturstiftung Stuttgart.

# Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Reformierten Universität „Károli Gáspár“ Budapest

## Vorträge eingeladener Gäste

**2. März - 11. Mai**

*Prof. Dr. Reinhold Knoll*
Vortragsreihe: „Landschaft — Geistesgeschichte und Ästhetisierung der Umwelt"

**26. März**

*Prof. Dr. P.H. Nelde*
Vortrag: „Von dem Turm Babylons bis zum Europäischen Dorf. Sprachpolitik der Europäischen Union"

## Personalia

- *Dr. László Ódor* — Gastprofessur in Freiburg
- *Márton Kalász* — Aufenthalt in Calw mit der Unterstützung der Hermann Hesse Stiftung

## Sonstiges

**26. Juni - 28. Juni**

Teilnahme von 5 Studenten an einem Symposium an der Universität Passau zum Thema „Globalisierung"



# Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität Debrecen

## Vorträge / Seminare eingeladener Gäste

**15 - 30. Februar**

*Doz. Dr. Nikolina Burneva* (Veliko Trnovo)
PhD-Seminare zur Literaturtheorie

**15 - 30. März**

*Doz. Dr. Penka Angelova* (Veliko Trnovo)
Seminare und Vorträge zur österreichischen Literatur

**7. - 10. April**

*Doz. Dr. Karel Bostoen* (Rijksuniversiteit Leiden)
Vortrag: „Kulturelle Beziehungen der Niederlande und Ost- und Mitteleuropas im 17. Jahrhundert"
Seminar: „Die niederländische Literatur in der Renaissance"

**4. - 10. Mai**

*Prof. Dr. Johan Vanparijs* (Universiteit Namur, Belgien)
Vortrag: „Computergesteuerter Sprachunterricht"

**19. - 23. Mai**

*Prof. Dr. Jan de Vries* (Rijksuniversiteit Leiden)
Vorträge: „Tendenzen in der niederländischen Sprache der Gegenwart"
„'Kleine' Sprachen in der Europäischen Union"

**9. - 11. Juni**

*Prof. Dr. Jap van Maarle* (Vrije Universiteit Amsterdam)
Vortrag: „Dialekte im heutigen Niederländisch"

**15. Sept. - 3. Okt.**

*Prof. Dr. Karl Müller* (Salzburg)
Seminare zur österreichischen Literatur

**1. - 14. Oktober**

*Dr. Gerard Termorshuisen* (Koninklijk Instituut voor Taal-, Land- en Volkenkunde, Leiden)
Vorträge und Seminare: „Niederländische koloniale Literatur"

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### 1. - 10. Januar

Winterschool Literatuurwetenschap (Leiden, Niederlande)
*Gábor Pusztai*
Vortrag: „Niederländische und deutsche koloniale Literatur"

### 10. - 30. Januar

Werkgroep Indische Lettern (Leiden, Niederlande)
*Gábor Pusztai*
Vortrag: „Ein Ungar auf Jawa"

### 15. - 17. Januar

Arthur Koestler. Der vergessene Renegat. Internationales Symposion (Wien)
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Der Mensch — Irrläufer der Revolution"

### 17. Januar

*Prof. Dr. András Kertész*
Gastvortrag an der Universität Bielefeld: „Metalinguistik im Wandel"

### 19. März

Abschlußveranstaltung anläßlich des 150. Jahrestages der ungarischen Revolution (Haus Ungarn, Berlin)
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Juden im ungarischen Freiheitskampf 1848-1849"

### 1. - 30. März

*Doz. Dr. Magdolna Balkányi*
CEEPUS-Gastdozentur an der Universität Salzburg
Seminare zum Thema Theatersemiotik

### 25. - 29. März

Internationalisierungen, Konflikte, Kulturwissenschaften. Internationale Konferenz in Stadt-Schlaining. (Veranstalter: Institut zur Erforschung und Förderung österreichischer und internationaler Literaturprozesse; Österreichische Studienzentrum für Frieden und Konfliktförderung; Österreichische UNESCO-Komission)
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Moderne Philologie als Paradigma der Kulturwissenschaften in Mitteleuropa"

### 6. - 9. Mai

Bewegungen im Reich der Immobilität. Revolutionen 1848/49 in der Habsburgermonarchie. Ein interdisziplinäres Symposium (Klagenfurt)
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Kossuth, Széchenyi Görgei und andere Helden — in der ungarischen Literatur"



### 3. - 5. Dezember

Radio, Hörspiele, Jura Soyfert. Referate und Hörspielpräsentationen. Internationale Konferenz im RadioKulturhaus in Wien (Veranstalter: Jura Soyfert Gesellschaft, ORF 1)
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Jura Soyferts 'Vineta' als Hörspiel in Ungarn"

### 29. - 30. Oktober

Kongreß der Gesellschaft für Theaterwissenschaft (Berlin)
*Doz. Dr. Magdolna Balkányi*
Vortrag: „Ungarisches Theater der 90er Jahre"

## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

### 25. - 27. Juni

„Schuld — Vergebung — Neuer Anfang". Internationales Symposion an der Evangelisch-Lutherischen Theologischen Universität Budapest
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Schuld, Schuldbewußtsein und Vergebung in der jüdischen Literatur"

### 29. September - 3. Oktober

„Kulturwissenschaften, Datenbanken und Europa". Internationale Konferenz an der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen
*Doz. Dr. habil. Tamás Lichtmann*
Vortrag: „Kulturlandschaft Mitteleuropa. Kleiner virtueller Spaziergang in der ungarischen Literatur — mit Hinblick auf Österreich"

## Von der Institution veranstaltete Konferenzen

### 29. September - 3. Oktober

„Kulturwissenschaften, Datenbanken und Europa." Internationale Konferenz, Kossuth-Lajos-Universität, Debrecen

Veranstalter:
- Institut zur Erforschung und Förderung österreichischer und internationaler Literaturprozesse, Wien
- European Study Centers Programme, Debrecen
- Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur am Institut für Germanistik an der KLTE Debrecen

## Personalia

- *Doz. Dr. Magdolna Balkányi* — Forschungsaufenthalt an der Universität Berlin im Rahmen des DAAD (Okt.-Dez.)
- *Péter Eredics* — Forschungsaufenthalt an der Universität Leiden
- *Gábor Pusztai* — Forschungsaufenthalt an der Universität Wien im Rahmen von CEEPUS; Forschungsaufenthalt an der Universität Köln im Rahmen des DAAD

## Sonstiges

### 14. April

Besuch des Botschafters der BRD

### 5. Oktober

Veranstaltungen zum Brecht-Jubiläum
- Theaterabend im Csokonai Theater (Debrecen)
- Diskussion mit Attila Töreki (Dramaturg) und József Jámbor (Regisseur)
- Aufführung von Brechts „Kleinbürgerhochzeit" von der studentischen Theatergruppe des Instituts.

### 12. Oktober

Lesung der Autoren der Zeitschrift *„Perspektive. Heft für zeitgenössische Literatur"*. Helmut Schranz, Robert Steinle, László Garaczi, János Térey



# Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule „Eszterházy Károly" Eger

## Personalia

- *Dr. Márta Murányiné Zagyvai* — Forschungsaufenthalt an der TU Dresden im Rahmen eines DAAD-Stipendiums
- *Ferenc Kósik* — Forschungsaufenthalt an der TU Dresden im Rahmen eines DAAD-Stipendiums

# Lehrstuhl für Deutsche Literatur an der Universität Miskolc

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### 3. - 7. März

Internationale Konferenz „Kriegserlebnis und Legendenbildung"

*Doz. Dr. László Illés*
Vortrag: „Der rätselhafte Wahnsinn in Jugoslawien"
Fördernde Institution: Universität Miskolc

## Personalia

· *Doz. Dr. László Illés*: Übergabe der Habilitationsurkunde (10. März 1998)



# Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule „Bessenyei György" Nyíregyháza

## Vorträge / Seminare eingeladener Gäste

### 20. - 30. März

*Prof. Dr. Ernst Klambauer* (Universität Wien)
Vorträge: „Landeskunde in der Übersetzerausbildung"
„Einsatz des Computers bei der Ausbildung von Übersetzern"
Blockseminar: „Möglichkeiten der Anwendung von Textverarbeitungsprogrammen in der Übersetzerausbildung"

Im Rahmen eines CEEPUS-Projektes

### 19. Mai

*Dr. Paul Richter*, Geschäftsführer (Österreichischer Gewerkschaftsbund)
Vortrag: „Die Sozialpartnerschaft in Österreich"

### 7. Oktober

*Dr. Gotthard Schwarz* (TH / München) und *Dr. Rolf Schwendter* (Universität / GHK Kassel)
Vortrag: „Parallelitäten, Neuentwicklungen — über die neusten Bundestagswahlen"

### 8. Oktober

*Dr. Heribert Hinzen*, Büroleiter (DVV)
Vortrag: „System und Problemfelder der Erwachsenenbildung in den deutschsprachigen Ländern"

### 9. - 14. November

*Dr. Wilfried Forstmann*, Akademischer Oberrat (Universität Frankfurt a.M.)
Vorträge: „Ein armer Berliner Poet — Adolf Glassbrenner"
„Die Entwicklung der Stadt Frankfurt a.M. im 19. Jh."
Blockseminar: „Wendepunkte der Stadtplanung in Deutschland"

### 26. November

*Dr. Heribert Hinzen*, Büroleiter (DVV)
Vortrag: „Planung und Design von Unterrichtsprojekten"

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### 13. Januar

Goethe-Institut Iserlohn

*Dr. László Barabás*
Vortrag: „Ungarn und Deutschland im Jahre 1848"

### 15. Januar

Vortragsreihe zu 1848. Institut für Zeitgeschichte. Frankfurt a.M.

*Dr. László Barabás*
Vortrag: „Die Frankfurter Gesandtschaft"

### 17. Januar

„Ein vergessener Renegat — Artur Koestler". Konferenz. Wiener Urania

*Dr. László Barabás*
Vortrag: „Koestler und der neueste Systemwechsel"

### 25. Februar

Internationale Tagung „Kreativer Umgang mit literarischen Texten und Verstehen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache". Internationales Haus Sonnenberg

*Dr. Júlia Kósa*
Vortrag: „Kreativer Umgang mit Märchen"

### 30. März

Internationale Tagung „DaF in der Primarschule — Und was dann?". Augsburg

*Dr. Júlia Kósa*
Vortrag: „Märchenlandschaft in Primar- und Sekundarklassen"

### April

Konferenz für Ungarische Angewandte Linguistik. Szombathely

*László Papp*
Vortrag: „A szókincs vizsgálata" [Untersuchung des Wortschatzes]

### 27. - 29. Mai

„1918 — Ende und Anfang einer Epoche". Konferenz. Szatmárnémeti-Zilah-Nyíregyháza

*Dr. László Barabás*
Vortrag: „Der Friedensvertrag von Trianon — aus deutscher Perspektive"

### Juni

Sommeruniversität für Psycholinguistik. Balatonalmádi

*László Papp*
Vortrag: „Férfi-női különbségek a szótanulási stratégiákban" [Sexismus bei den Strategien des Vokabellernens]

### 4. - 6. Juni

Jahrestagung des Fachverbandes Deutsch als Fremdsprache in Jena

*Siegfried Fahl*
Referat: „Methodische Erfahrungen im DaF-Unterricht mit ungarischen Schülern"

## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

### 20. — 22. Mai

Towards an European Terminology. International Conference. Budapest, ELTE



*Dr. habil. Gábor Székely*
Vortrag: „Some Thoughts about the Terms 'Particle' and 'Absolute Superlative'"
Mit Unterstützung des Projekts OTKA T22870

### 18. September

„150 Jahre 1848". Symposion Sozialwissenschaftlicher Werkstätte Nyíregyháza

*Dr. László Barabás*
Vortrag: „Das Ungarnbild des Frankfurter Parlaments"
Fördernde Institution: MTA DAB

### 5. Oktober

Session des Wissenschaftlichen Ausschusses im Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Nyíregyháza

*Dr. Júlia Kósa*
Vortrag: „Egy modern módszertani eljárás az idegennyelv-oktatásban" [Ein modernes methodisches Verfahren im Fremdsprachenunterricht]

### 13. Oktober

Ungarische Gesellschaft für Linguistik. Budapest

*Dr. habil. Gábor Székely*
Vortrag: „A lexikai fokozás" [Graduierung mit lexikalischen Mitteln].
Mit Unterstützung des Projekts OTKA T22870

### 26. - 27. Oktober

Konferenz „Polysemie - Homonymie". Budapest, ELTE

*Dr. habil. Gábor Székely*
Vortrag: „Több jelentés vagy szemantikai függő viszony?" [Mehrere Bedeutungen oder semantisch abhängiges Verhältnis?]

### 5. November

Tag der Ungarischen Wissenschaft, BGYTF, Nyíregyháza

*Dr. László Barabás*
Vortrag: „Deutschlehrerfortbildung in Sathmar, 1926"

*Dr. László Barabás & Katalin Zsigóné Vincze*
Vortrag: „Das Problem der Interkulturalität bei der Übersetzung"

*Marcus Gerlach*
Vortrag: „Einige Bemerkungen zum bestimmten Artikel im Deutschen"

*Dr. Etelka Joó*
Vortrag: „A német kutatók szerepe a fordítástudomány fejlődésében" [Rolle von deutschen Forschern in der Entwicklung der Übersetzungswissenschaft]

*Dr. Júlia Kósa*
Vortrag: „Hátizsákos vándorkönyvtár. Irodalmi szemelvények az idegennyelv-tanításban" [Rucksackbibliothek. Literarische Auslese im Fremdsprachenunterricht]

*László Papp*
Vortrag: „Lóelnevezési tendenciák a magyar és a német nyelvben" [Pferdebenennungstendenzen im Ungarischen und im Deutschen]

*Enikő Riskó*
Vortrag: „*Der Steppenwolf* von Hermann Hesse und *Die Nacht aus Blei* von Hans Henny Jahnn"

*Marianna Sőrés*
Vortrag: „Wirklichkeit und Fiktion in autobiographischen Werken"

### 9. - 10. November

Wissenschaftlich-methodische Ergebnisse der ungarischen Polonistik. VIII. Wissenschaftliche Konferenz „Mickiewicz — Dichter von Völkern und Generationen". Budapest, ELTE

*Dr. habil. Gábor Székely*
Vortrag: „Fokozó értelmű szókapcsolatok Adam Mickiewicz *Pan Tadeusz* c. művében és a mű magyar fordításában" [Wortverbindungen mit steigernder Wirkung im Werk *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz und in dessen ungarischer Übersetzung].

Mit Unterstützung des Projekts OTKA T22870

## Von der Institution veranstaltete Konferenzen

### 16. Oktober

*Neue Strukturen — Neue Leitideen?* Regionale Tagung für Deutschlehrer. Schwerpunkte: Lehrwerkanalyse und -vorstellung, schulinterne und -externe Sprachprüfungen, Wortschatzarbeit, Lehrerfortbildung.

### 5. November

Im Rahmen der Session am *Tag der Ungarischen Wissenschaft* — Sektion für Deutsch: Forschungsberichte und -präsentationen der Lehrstuhlmitarbeiter

### 13. November

*1848 — Europa und Ungarn.* Konferenz, Nyíregyháza
Organisation: gemeinsam mit mehreren Forschungseinrichtungen

## Personalia

- *Dr. László Barabás* — Verleihung der Auszeichnung „Das Bundesverdienstkreuz am Bande des Bundesverdienstordens der Bundesrepublik Deutschland" für seine „besondere Leistungen" von Herrn Bundespräsidenten Dr. Roman Herzog (9. Dezember 1997)
- *Dr. László Barabás:* Forschungs- und Lehrauftrag im Rahmen eines CEEPUS-Projektes an der Universität Wien (1.-20. April)
- *Dr. Zsuzsanna Iványi* — Ernennung zur Hochschuldozentin (1. Juli 1998)
- *Dr. György Orosz* — Erlangung des PhD (1997)
- *Dr. Gábor Székely* — Ernennung zum Universitätsprofessor (1. Juli 1998)

## Sonstiges

### 6. — 10. März

Ausstellung: „Die deutsche Einheit in Karikaturen"



Organisator: *Marcus Gerlach*

### 27. März

*Dr. László Barabás*
Forschungsaufenthalt an der Universität Bamberg

### April

Kooperationsvereinbarung mit dem Institut für Übersetzer- und Dometscherausbildung der Universität Wien

### 11. Mai

*Dr. László Barabás*
Beteiligung an der Prüfung „Großes Deutsches Sprachdiplom" im Goethe-Institut/ Budapest

### 1. — 6. Mai

*Dr. László Barabás*
Beteiligung an der „Ost-West-Expo", Vorstellung einer CD-ROM „Wirtschaftsdeutsch"

### September

*Marcus Gerlach*
Erstellung einer Web-Seite des Lehrstuhls

*Dr. László Barabás*
Errichtung eines Beratungszentrums des Goethe-Instituts

### Oktober

Studienaufenthalt von zehn Studenten bei der Konrad-Adenauer-Stiftung bei Magdeburg.
Leitung: *Siegfried Fahl*
Errichtung einer Präsenzsammlung aus den Titeln der Bundeszentrale für politische Bildung

### November

Erwerb der Berechtigung zur Durchführung der Sprachprüfung „Prüfung Wirtschaftsdeutsch International"

### 11. - 12. Dezember

Vorbereitungstreffen einer grenzüberschreitenden Seminarreihe für Lehrerfortbildung (Österreich, Slowakei, Ukraine, Ungarn)

# Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur an der Janus-Pannonius-Universität Pécs

## Vorträge eingeladener Gäste

### 16. - 28. Februar

*Prof. Dr. Friedrich Strack* (Heidelberg)
Blockseminar: Die deutsche Romantik. I. Die Heidelberger Romantik. II. Erzählliteratur der Romantik.

### 04. - 14. März

*Dr. Katalin Frank-Schneider* (Heidelberg)
Blockseminar. Antike Mythen in der Prosa des 20. Jahrhunderts

### 05. - 16. Oktober

*Sylvia Deltl* (Wien)
Blockseminar zur österreichischen Filmkunst

### 25. Oktober - 7. November

*Dr. Stefan Buck* (Heidelberg)
*Christiane Oltmanns* (Heidelberg)
Blockseminar: Erzählungen der deutschen Romanitk.

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### Januar

Studienaufenthalt am Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
*Dr. Zoltán Szendi*
Blockseminar: Die Kurzform der Epik in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts.
Förderung durch den DAAD

Studienaufenthalt am Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
*Lehel Sata*
*Erika Hammer*
Förderung durch den DAAD

### 21.- 25. Juni

Studienaufenthalt an der Universität Neuchâtel
*Dr. Zoltán Szendi*
*Annette Sramó Klingenberg*
Förderung durch Pro Helvetia



### 25. - 31. Oktober

Studienaufenthalt an der Universität Neuchâtel
*Dr. Hilda Schauer*
*Dr. Horst Lambrecht*
*Dr. Jozsef Koch*
Förderung durch Pro Helvetia

### 25. Oktober - 22. November

Studienaufenthalt an der Universität Neuchâtel
*Erika Hammer*
Förderung durch Pro Helvetia

### seit Oktober

Studienaufenthalt in Wien mit einem Franz-Werfel-Stipendium
*Veronika Barics*

### 25. - 27. November

Osijek — Österreich-Bibliothek. Regionales Symposium
*Dr. Zoltán Szendi*
Vortrag: „Bericht über die wissenschaftliche und kulturelle Tätigkeit der Österreich-Bibliothek in Pécs"

## Teilnahme an Konferenzen im Land

### 12. - 14. Juni

Szeged, „Netz-Werk" — Symposium ungarischer Nachwuchsgermanisten
Vorträge:
*Veronika Barics*: Ein Zerrspiegel zwischenmenschlicher Beziehungen in den Dramen Elias Canettis
*Erika Hammer*: Ariadnes Fäden im Labyrinth
*Lehel Sata*: Im Netz des Absurden. Zu Wolfgang Hildesheimers Die Verspätung
*Annette Sramó Klingenberg*: Ach wenn meine Landsleute doch größere Patrioten wären — Deutsche Englandreisende im ausgehenden 18. Jahrhundert

### 25. September

Pécs — Janus-Pannonius-Universität. „Situation". Jubiläumstagung
*Dr. Zoltán Szendi*
Vortrag: „Verlorene Illusionen — in zwei Versionen. Arthur Schnitzlers Reigen — Mihály Kornis Körmagyar"

### 15. - 16. Oktober

Budapest — Eötvös-Loránd-Universität/Österreichisches Kulturinstitut — Thomas Bernhard als Europäer.
*Dr. Zoltán Szendi*
Vortrag: „Das Eigentliche im Uneigentlichen oder die 'Wahrheit der Masken'. Zum Grotesken in den frühen Dramen Thomas Bernhards"

**November**

Eger — Ethikkonferenz

Vorträge: *Dr. József Czirják*: Über die Aktualität der Moralauffassung von Kant

## Sonstiges

**6. - 30 April**

Ausstellung über Friederike Mayröcker in der Aula der Janus Pannonius Universität Pécs

Förderung durch das Österreichische Kulturinstitut Budapest

**23. April**

Lesung von *Andreas Weber* (Wien) in der Österreich Bibliothek der Janus Pannonius Universität Pécs

Förderung durch das Österreichische Kulturinstitut Budapest

**27. Oktober**

„Scribere/Vivere — Autobiographische Momente in der österreichischen Literatur der Gegenwart. Lesung mit *Helga Glantschnig* (Wien) und *Klaus Händel* (Wien) im Pécser Kulturzentrum

Förderung durch das Österreichische Kulturinstitut Budapest

# Lehrstuhl für germanistische Linguistik

## Vorträge eingeladener Gäste

**12. - 16. Oktober**

*Prof. Dr. Rudolf Muhr*
Blockseminar: Aktuelle Tendenzen im österreichischen Deutsch.

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

**4. - 7. Juni**

Germanistik im Spannungsfeld zwischen Philologie und Kulturwissenschaft
Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik in Wien

Vortrag:
*Paul Rössler*: Das österreichische Auslandslektorat — eine Quantité négligable?



# Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität Szeged

## Vorträge/Seminare eingeladener Gäste

**19. - 21. Februar**

*Wolfgang Schaller* M.A. (TU Dresden)
Vortrag über Hochschulbeziehungen zwischen der TU Dresden und dem Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität Szeged.

**16. März - 13. Mai**

*Prof. Dr. Wolfgang Motsch* (Institut für deutsche Sprache Mannheim)
Kurse (Vorlesungen und Seminare) über Nomenbildung, Verbbildung, Adjektivbildung, Wortbildung.

Gastprofessur des DAAD

**1. April**

*Doz. Dr. Szezik Abilov* (Universität Ost-Kasakistan Uszty-Kamenogorszk)
Kontaktaufnahme

**1. - 8. Mai**

*Dr. Wilhelm Heizmann* (Skandinavisches Seminar, Georg-August Universität Göttingen)
Vorträge über Skandinavistik

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

**24. Januar**

Tagung des Westfälischen Arbeitskreises Phraseologie/Parömiologie an der Universität-Gesamthochschule Essen

*Tamás Kispál*
Vortrag: „Sprichwörter unter dem Aspekt des Fremdsprachenlerners"

**11. - 16. Mai**

Trilaterale Konferenz: Exotik in der Literatur. Die gemeinsame Fremde (Torun/Polen)

*Erzsébet Szabó*
Vortrag: „Das Exotische in Theodor Fontanes Effi Briest"

Fördernde Institution: Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität Szeged

**Sommersemester 1998**

Universität Gesamthochschule Siegen, Institut für Geistes- und Sozialwissenschaften
Gastprofessur

Lehrveranstaltung: Literarische Werke als mögliche Welten. Am Beispiel von Georg Trakls Dichtung

*Prof. Dr. Károly Csúri*
Antrittsvorlesung: „Jugendstil als narratives Konstruktionsprinzip. Über Hugo von Hofmannstahls 'Märchen der 672. Nacht'"

### Juni 1998

Universität Gesamthochschule Kassel

*Prof. Dr. Károly Csúri*
Gastvortrag: „Wiederholungsstrukturen. Thomas Manns 'Tonio Kröger'"

### 13. - 17. September

Internationales Symposium des Fontane-Archivs in Potsdam: Theodor Fontane am Ende des Jahrhunderts

*Erzsébet Szabó*
Vortrag: „Die Funktion der Erinnerung in Fontanes L'Adultera, Unwiederbringlich und Effi Briest"

Fördernde Institutionen: Fontane-Archiv, Potsdam; Institut für Germanistik an der József Attila Universität Szeged

### 28. - 29. September

"Zeitwenden — Wendezeiten", Arbeitstagung im Rahmen der germanistischen Institutspartnerschaft Siegen — Szeged

Referate:

*Doz. Dr. Márta B. Gaál*: „Literatur als Kommunikation in der Frühromantik"

*Erzsébet Szabó*: „Themen der Jahrhundertwende in Fontanes 'Unwiederbringlich'"

*Márta Horváth*: „Die Umwertung des Begriffs 'Tat' bei Musil"

*Prof. Dr. Károly Csúri*: „Die Großstadt als apokalyptische Vision. Über Trakls 'An die Verstummten' „

*Géza Horváth*: „Hermann Hesses Antwort auf die 'Zeitwende'. Die Brüder Karamasow oder der Untergang Europas"

*Peter Seibert*: „Medienumbrüche — am Beispiel Bertolt Brecht"

*Prof. Dr. Árpád Bernáth*: „Anfang und Ende der Geschichte. 'Lebensläufe': Ein Jahrbuch von Peter Nádas am Ende des 20. Jahrhunderts"

*Endre Hárs*: „Über die Singularität der literarischen Lektüre. Ein fröhlicher Blick ins 'Theorie-Jenseits' „

*Attila Bombitz*: „Die Metamorphosis der Geschichte. Wendezeit und Zeitwende im Roman 'Morbus Kitahara' von Ch. Ransmayr"

*Robert Steinle*: „Jäher Stopp vor dem Ende? Literatur am Ende des 20. Jahrhunderts — am Beispiel von Peter Waterhouse"

*Natalie Binczek*: „Grenzanthropologie"

### 18. - 21. November

Die oberschlesische Literaturlandschaft im 17. Jahrhundert (Bonn)

*Dr. Tünde Katona*
Vortrag: „Prophetisches Schrifttum in Schlesien und im Donauraum in den Jahren des großen Krieges." (Zusammen mit Prof. Dr. Bálint Keserű)



## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

### 12. - 16. Juli

The Iconography of the Fantastic. John Dee Interdisciplinary Colloquium Symposium of Austrian and Hungarian Semioticians (Szeged)

*Doz. Dr. Márta B. Gaál*
Vortrag: „Die Bildersprache der Träume in Novalis' Heinrich von Ofterdingen"

Fördernde Institutionen: Institut für Anglistik und Amerikanistik der JATE, Szegeder Arbeitskommission für Moderne Philologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

### 12. - 14. November

Új tendenciák a komparatisztikában III. Nemzetközi konferencia (Szeged)
Neue Tendenzen in der Komparatistik III.

*Doz. Dr. Márta B. Gaál*
Vortrag: „Novalis történelemszemlélete" (Die Geschichtsauffassung von Novalis)

Fördernde Institutionen: Szegeder Arbeitskommission für Moderne Philologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften; Université de Picardie Jules Verne Centre d'Études du roman et du romanesque; Lehrstühle für Ungarische Literatur und für Komparatistik der Pädagogischen Hochschule „Juhász Gyula".

## Von der Institution veranstaltete Konferenzen / Symposien

### 10. - 12. Juni

„Netz-Werk". Zweites Symposium der Nachwuchsgermanisten aus Ungarn.

Fördernde Institutionen: Ausschuß für Moderne Philologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Zentrum Szeged; JATE Institut für Germanistik; Österreichisches Kulturinstitut; Botschaft der Bundesrepublik Deutschland; Pro Helvetia Ost/West Schweizer Kulturstiftung.

Vorträge:

*Peter Plener*: „Die babylonische Bibliothek. Ein unendliches Netzwerk im Kopf"

*Imre Kurdi*: „Netzwerk. Vorsichtige Überlegungen zu einer Metapher"

*Erika Hammer*: „Ariadnes Faden im Labyrinth der Postmoderne"

*Tünde Radek*: „Interdisziplinärer Charakter der deutschsprachigen Werke in der Historiographie des Mittelalters"

*Erzsébet Szabó*: „und benetzt es mit Deinen lieben Tränen ..." „Wiederholte Spiegelungen" in Goethes „Leiden des jungen Werther"

*Dániel Lányi*: „Tour de force. Novalis, Tieck und Wittgenstein"

*Tünde Paksy*: „Die mediale Vernetzung der Märchen"

*László Klemm*: „Riß am Netz. Ungeschicklichkeiten in der deutschsprachigen Theaterpraxis zu Pest und Buda in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts"

*Gabriella Rácz*: „Das Verhältnis spiegelbildlicher Imitation zwischen dem Sinngedicht Gottfried Kellers und den 'Novellen um Claudia' Arnold Zweigs"

*András Horváth*: „Batterien, Rilke"

*Dr. András Balogh*: „Die äußere Kohärenz der Fremdenbilder im Mittelalter: ein Netzwerk, in dem die Ungarn und die Amazonen 'friedlich-feindlich beisammen lebten'"

*Judit Domány*: „Intertextuelle Bezugnahme auf Goethe in E.T.A. Hoffmanns 'Kater Murr'"

*Doz. Dr. Gábor Kerekes*: „Austriazismen bei Joseph Roth"

*Veronika Barics*: „Ein Zerrspiegel zwischenmenschlicher Beziehungen in den Dramen Elias Canettis"

*László Szabó*: „Literatur und Psychologie: Hermann Hesse und Carl Gustav Jung"

*Márta Horváth*: „Abwehrstrategien gegen den Riß im Netz zu Elias Canettis 'Die Blendung'"

*Lehel Sata*: „Im Netz des Absurden. Zu Wolfgang Hildesheimers 'Die Verspätung'"

*Edit Király*: „Böhmische Dörfer — mit Schloß"

*Dénes Ráfi*: „Netzkonstruktion bei Böhme"

*Edit Kovács*: „Im Netz der Erzähler. Zu Thomas Bernhards Prosa"

*Markus Knöfler*: „Netz — Haut - Ablösung"

*Attila Bombitz*: „Der Mazzini-Nachlaß. Zum Netzwerk von Christoph Ransmayr"

*Robert Steinle*: „Netze werfen — (Fisch) Zitate fangen. Probleme der Intertextualität am Beispiel von Peter Waterhouse und Péter Esterházy"

## Sonstiges

### 1. 10. 1997 - 31. 8. 1998

Universität Gesamthochschule Siegen — Siegener Institut für Sprachen im Beruf
Forschungsaufenthalt (Jahresstipendium für ein Vertiefungsstudium)

*Tamás Kispál*

Fördernde Institution: DAAD

### 10. - 12. März

Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim

*Tamás Kispál*

### 27. April - 29. Mai

Mannheim, Institut für deutsche Sprache (IdS)
Forschungsaufenthalt

*Prof. Dr. Péter Bassola*

Fördernde Institution: DAAD

### 1. — 31. Juli

Universität Gesamthochschule Siegen
Forschungsaufenthalt im Rahmen der germanistischen Institutspartnerschaft Siegen-Szeged

*Edit Gyáfrás*
Thema: Fachlexikographie (Wirtschaftswörterbücher)



Fördernde Institution: DAAD

### 1. Juli - 31. August

Saarbrücken, Forschungsaufenthalt

*Márta Horváth*
Thema: Musil

Fördernde Institution: Eötvös-Stiftung, Kultusministerium

### 13. Juli

Antwerpen, Institutsbesuch im Institut für Übersetzer und Dolmetscher an der Katholischen Flämischen Hochschule

*Tamás Kispál*

### 20. Juli - 20. August

Mannheim, Institut für deutsche Sprache (IdS)
Forschungsaufenthalt

*Prof. Dr. Péter Bassola*

Fördernde Institution: DAAD

### 1. September — 30. November

Wiepersdorf
Forschungsaufenthalt

Erzsébet Szabó
Vortrag: „Theodor Fontane"

Fördernde Institution: Kultusministerium Brandenburg

### 1. September - 31. Dezember

Göttingen, Georg-August-Universität
Forschungsaufenthalt, Roman Herzog Stipendium

*Endre Hárs*

### 1. - 27. Oktober

Siegen, Universität Gesamthochschule Siegen
Forschungsaufenthalt im Rahmen der germanistischen Institutspartnerschaft Siegen-Szeged

*Doz. Dr. Márta B. Gaál*

### 1. - 30. Oktober

Saarbrücken
Forschungsaufenthalt

*Márta Horváth*
Thema: Musil

Fördernde Institution: Eötvös-Stiftung, Kultusministerium

### 28. Oktober

„Weltuntergang" — Theaterabend mit ungarischen Studenten und Lektoren des Germanistischen Instituts der ELTE

**Zeitschriften:**
Herausgabe einer Sondernummer der österreichischen Literaturzeitschrift „Perspektive", die Nummer 34-Ungarn, die zweisprachig erschien und Texte deutscher/österreichischer und ungarischer Autoren zweisprachig publizierte (ISSN 1021-9242)

*Robert Steinle*

Fördernde Institution: KulturKontakt AUSTRIA

### 27. Februar und 21. März

Organisation zweier Lesungen mit den ungarischen Autoren der „perspektive 34" und daran anschließender Podiumsdiskussion
Graz (Österreich) in der Veranstaltungsreihe „perspektive-literaturcafe"
*Robert Steinle*

Organisation zweier Lesungen österreichische AutorInnen am Institut für Germanistik:

Autor: Arno GEIGER
Zeit: **22. April 1998**
Ort: Szeged

Autoren: Helga GLANTSCHNIG und Klaus HANDL
Zeit: **8. Oktober 1998**
Ort: Szeged

Fördernde Institutionen (beider Lesungen):
Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur/Szeged
Österreichisches Kulturinstitut Budapest



# Fachbereich Germanistik an der Pädagogischen Hochschule „Juhász Gyula" des Universitätsverbundes Szeged

## Vorträge eingeladener Gäste

### 7. - 10. Juni

*Doz. Dr. Elena Viorel* (Babes-Bolyai-Universität Klausenburg)
Vortrag: „Falsche Freunde im euro-lateinischen Vergleich"

*Ildikó Tóth-Nagy* (Babes-Bolyai-Universität Klausenburg)
Vortrag: „Zur Abgrenzung der objektiven und subjektiven Aussage der Modalverben — ein Didaktisierungsversuch für den DaF-Unterricht"

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen

(Die Vortragstätigkeit des Lehrstuhlleiters, Herrn *Prof. Dr. Csaba Földes*, wird bei der Universität Veszprém angeführt.)

### 23. - 26. Juni

Eurovisionen im 19. Jahrhundert: Vorstellungen von Europa in Literatur, Philosophie und Geschichte. Internationales Symposium in Stegaurach bei Bamberg (Deutschland)

*Prof. Dr. Márta Harmat*
Vortrag: „Eisenbahnen — Zivilisationskritik und Kulturskepsis ('Anna Karenina' und 'Effi Briest')"

### 28. September - 1. Oktober

12. Symposion Deutschdidaktik - „Germanistik studieren - Deutsch lehren? Konzepte der Ausbildung" (Deutschland/Siegen)

*Doz. Dr. Erzsébet Forgács*
Vortrag: „Sprachverwendung der nationalen und ethnischen Minderheiten in Ungarn"

## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

### 17. April

VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia [VIII. Konferenz für Ungarische Angewandte Linguistik] (Ungarn/Szombathely)

*Doz. Dr. Erzsébet Forgács*
Vortrag: „A német közmondások ismertségéről német szakos magyar hallgatók körében" [Zur Bekanntheit deutscher Sprichwörter unter ungarischen Germanistikstudenten]

### 21. - 22. Juli

Centuria Quarta Decii 1598-1998. International Symposium [Internationales Symposion zum Baranyai Decsi János-Jubiläum] (Ungarn/Budapest)

*Doz. Dr. Erzsébet Forgács*
Vortrag: „Sprichwörter in den Werken von Gáspár Heltai"

### 12. - 14. November

Új tendenciák az összehasonlító irodalomtudományban III. / Nouvelles tendances en littérature comparée III. Nemzetközi konferencia / Colloque international [Neue Tendenzen in der vergleichenden Literaturwissenschaft. Internationale Konferenz] (Ungarn/Szeged)

*Prof. Dr. Márta Harmat*
Vortrag: „Történetiség 'történelem' nélkül. Gondolatok a 19. századi 'nőregények' olvasásakor" ["Geschichtlichkeit ohne 'Geschichte'. Gedanken beim Lesen der 'Frauenromane' des 19. Jahrhunderts"]

*Eszter Propszt*
Vortrag: „Egy meg nem írt életrajz forrásai — Bertolt Brecht: Julius Caesar úr üzletei" ["Quellen einer ungeschriebenen Biographie — Bertolt Brecht: Die Geschäfte des Herrn Julius Caesar"]

## Personalia

- *Doz. Dr. Erzsébet Forgács* — Ernennung zur Hochschuldozentin
- *Prof. Dr. Márta Harmat* — Ernennung zur Hochschulprofessorin
- *Dr. Filoméla Kopasz* — Ernennung zur wissenschaftlichen Oberassistentin
- *Dr. Tibor Lénárd* — Ernennung zum wissenschaftlichen Oberassistenten
- *Doz. Dr. Erzsébet Forgács* — Erwerb des PhD-Grades in Linguistik (27. Februar 1998)
- *Doz. Dr. Ildikó Szoboszlai* — Erwerb des PhD-Grades in Linguistik (27. Februar 1998)
- *Doz. Dr. Erzsébet Forgács* — Forschungsaufenthalt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Rahmen eines vom DAAD geförderten bilateralen Projekts (6.-21. August)
- *Prof. Dr. Márta Harmat* — Forschungsaufenthalt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Rahmen eines vom DAAD geförderten bilateralen Projekts (1. Oktober-31. Oktober)
- *Andrea Molnár* — Forschungsaufenthalt an der TU-Chemnitz im Rahmen eines DAAD-Stipendiums (1. Oktober 1997-31. Juli 1998)
- *Doz. Dr. Ildikó Szoboszlai* — Forschungsaufenthalt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Rahmen eines vom DAAD geförderten bilateralen Projekts (1. September-30. September)



# Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule „Berzsenyi Dániel" Szombathely

## Vorträge/Seminare eingeladener Gäste

### 2. - 3. März

*Prof. Dr. Johann Holzner* (Leopold-Franzens-Universität Innsbruck)
Vortrag: „Fesselnde Radikalität. Die unverwechselbare Schrift der Friederike Mayröcker im Kontext der Moderne".

Seminare:

- Blendende Wörter in der zeitgenössischen österreichischen Lyrik von H.C. Artmann bis Friederike Mayröcker
- Die allmähliche Auflösung des Subjekts im Spiegel der Lyrik von der Klassik bis zur Gegenwart

### 5. Mai

*Prof. Dr. Regina Hessky* (ELTE)
Gastvorlesung: „Phraseologie in Forschung und Lehre"

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### 13. Januar

Vorträge an der Otto-von-Guericke-Universität (Magdeburg)

*Doz. Dr. Mária Barota*
Vortrag: „Der literarische Text als Vermittlungsmedium"

*Dr. Éva Balogh*
Vortrag: „Erfahrungen in der Arbeit mit Übungssequenzen"

### 25. - 28. November

Symposion „Rußlandbilder in der österreichischen Literatur — Österreichbilder in der russischen Literatur" in Innsbruck:

*Doz. Dr. Mária Barota*
Vortrag: „Metamorphosen der Zeit in Rilkes 'Buch vom mönchischen Leben'"

## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

### 16. - 18. April

VIII. Jahrestagung der Ungarischen Angewandten Linguistik (A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. BDTF, Szombathely):

*Dr. Éva Balogh*
Vortrag: „Pragmatische Vermittlung der Grammatik im DaFU"

*Dr. Mária Barota*
Vortrag: „'... sein eigener Gang ist doch Musik genug ...' Musikalität und Übersetzung"

*Veronika Pólay*
Vortrag: „Az idegennyelvi struktúrák megváltozása a rendszerváltás után — Vasi körkép"

*Petra Szatmári*
Vortrag: „Zur Übersetzbarkeit des *bekommen*-Passivs"

*József Tóth*
Vortrag: „Kontraste von Wortfeldstrukturen Deutsch-Ungarisch: die *geschehen*-Verben"

## Personalia

- *Dr. Lajos Szalai* — Ernennung zum Hochschulprofessor
- *Petra Szatmári* — Ernennung zur Hochschuldozentin

## Sonstiges

### 8. Juni

Brecht-Ausstellung des Goethe-Institutes
„Laßt Euch nicht verführen" in der Komitatsbibliothek „Dániel Berzsenyi", Szombathely

*Dóra Takács*
Vortrag: Eine außergewöhnliche Literaturstunde „Brecht und das epische Theater"

**Veranstaltungen der Österreich-Bibliothek**

### 2. März

Ausstellung: „Lebensveranstaltung: Erfindungen — Findungen einer Sprache: Friederike Mayröcker"

Eröffnung durch *Univ.-Prof. Dr. Johann Holzner*

### 28. April

Lesung: *Andreas Weber*



# Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

## Vorträge / Seminare eingeladener Gäste

In unserer Veranstaltungsreihe *„Veszprémer Deutsche Begegnungen"* wurden folgende Vorträge eingeladener Gäste gehalten:

### 27. April

*Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Bachofer* (Universität Hamburg. Germanisches Seminar)
Gastvortrag mit anschließender Diskussion zum Thema: „Lexikographie des Deutschen"

### 5. Mai

*Dr. Ulrich Klingmann* (University of Capetown/Universität von Kapstadt, Germanistisches Institut)
Gastvortrag mit anschließender Diskussion zum Thema: „Lachen und Lust. Zur Kritik an Freuds Lachtheorie"

### 19. Mai

*Prof. Dr. Friedhelm Debus* (Germanistisches Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel)
Gastvortrag mit anschließender Diskussion zum Thema: „Die Stellung der Eigennamen im System der Sprache und ihre Bedeutung für den Menschen"

### 23. Juni

*Dr. Matthias Wermke* (Leiter der Dudenredaktion, Mannheim)
Gastvortrag mit anschließender Diskussion zum Thema „Ist unsere Rechtschreibung ein Götze?"

### 8. Oktober

*Prof. Dr. Jarmo Korhonen* (Universität Helsinki)
Gastvortrag mit anschließender Diskussion zum Thema „Zweisprachige Lexikographie Deutsch-Finnisch. Projektbericht über den Stand des Großwörterbuchs Deutsch-Finnisch"

## Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

### 8. Januar

Universität Konstanz, Philosophische Fakultät, Fachgruppe Sprachwissenschaft: Linguistisches Kolloquium

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Entwicklungen im Deutschen als Minderheitensprache in Ostmitteleuropa"

**27. - 29. März**

Nantes; Internationale Konferenz: „Siebenbürgen im postkommunistischen Rumänien"

*László V. Szabó*, wiss. Assistent
Vortrag: „Zur Rezeption der Literatur Rumäniens in Ungarn seit 1990"

**26. - 30. April**

II. Internationale Germanistische Konferenz in Kameń Śląski, Uniwersytet Opolski (Polen)

*Doz. Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné*
Vortrag: „Derselbe Inhalt? Deiktische Ausdrücke und syntagmatische Substitution als Indikatoren sprachlicher Interkulturalität"

**26. - 30. April**

II. Internationale Germanistische Konferenz in Kameń Śląski, Uniwersytet Opolski (Polen)

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Zur Begrifflichkeit von 'Sprachenkontakt' und 'Sprachenmischung'"

**19. - 20. Juni**

Karl-Franzens-Universität Graz: 2. Grazer Tagung Daf/DaZ

*Heide Bakainé-Rottländer*, wiss. Assistentin
Vortrag und Workshop: „Formen der Evaluation von Lernfortschritt"

**26. - 28. Juni**

Riga: „Modelling a Multi-Ethnic Society/Modellversuche einer multiethnischen Gesellschaft"

*Dr. Koloman Brenner*, wiss. Oberassistent
Vortrag: „The System of so-called Minority Self-Governments/Das System der sog. Minderheitenselbstverwaltungen"

**22. Juli**

Katholische Universität Eichstätt, Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Kontaktdeutsch. Wenn Deutsch weder Mutter- noch Fremdsprache ist"

**11. November**

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Germanistisches Institut

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Zum Sprachbegriff - im Spannungsfeld von Varietäten und Kulturen"

**8. Dezember**

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Indogermanistik

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Zwischen Mehrsprachigkeit und Sprachumstellung: Werkstattbericht aus einer germanistisch-kontaktlinguistischen Feldforschung"



**9. Dezember**

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Germanistisches Institut

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Prager Strukturalismus: am Beispiel der Phonologie"

**9. Dezember**

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Germanistisches Institut

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Die Problematik von Standard vs. Substandard: Deutsch als plurinationale Sprache"

## Teilnahme an Konferenzen in Ungarn

**16. - 18. April**

VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia, Szombathely: BDTF

*Doz. Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné*
Vortrag: „Differenzen zwischen den originalen Versionen und den Übersetzungen literarischer Texte unter textgrammatischen Aspekten"

**16. - 18. April**

VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia, Szombathely: BDTF

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Halász Elod nagyszótárainak felújítási munkálatairól. [= Über die Erneuerungsarbeiten an den Großwörterbüchern von Előd Halász]" (zus. mit Dr. Pál Uzonyi)

**10. - 12. Juni**

Szeged: Symposium der Ungarischen Nachwuchsgermanisten „Netz-Werk"

*Tünde Máthé*, wiss. Assistentin
Vortrag: „Interdisziplinärer Charakter der deutschsprachigen Werke in der Historiographie des Mittelalters"

**10. - 12. Juni**

Szeged: Symposium der Ungarischen Nachwuchsgermanisten „Netz-Werk"

*Gabriella Rácz,* wiss. Assistentin
Vortrag: „Gottfried Kellers *Sinngedicht* und Arnold Zweigs *Novellen um Claudia*: ein Imitationsverhältnis?"

**10. - 12. Juni**

Szeged: Symposium der Ungarischen Nachwuchsgermanisten „Netz-Werk"

*László V. Szabó,* wiss. Assistent
Vortrag: „Literatur und Psychologie: Hermann Hesse und Carl Gustav Jung"

**2. November**

MTA Veszprémi Területi Bizottsága ünnepi ülése a Magyar Tudomány Napja alkalmából, Veszprém, VEAB

*Prof. Dr. Csaba Földes*
Vortrag: „Adalékok a német-magyar egybevető nyelvészet és a nyelvi érintkezések aktuális kérdéseihez. [= Überlegungen zu aktuellen Fragen der deutsch-ungarischen kontrastiven Linguistik und der sprachlichen Kontakte]"

### 6. - 7. November

Budapest, Nyelviskolák Szakmai Egyesülete: Formen der Evaluation

*Ágnes Zetényi-Csukás*, wiss. Oberassistentin
Workshop: „Evaluation - Inhalt. Funktion, Form der Filterprüfung"

## Von der Institution veranstaltete Konferenzen/Symposien

In unserer Veranstaltungsreihe *„Veszprémer Deutsche Begegnungen"* wurden folgende Vorträge gehalten:

### 1. Dezember

*Prof. Dr. Csaba Földes* (Universität Veszprém)
Vortrag mit anschließender Diskussion zum Thema: „Die neuen Großwörterbücher Deutsch-Ungarisch und Ungarisch-Deutsch. Die Etappen ihrer Entstehung: die Planung- bzw. Konzeptionsphase, die Erarbeitungsphase und Produktionsphase"

### 15. Dezember

*Prof. Dr. Martin Wierschin* (Universität Veszprém)
Vortrag mit anschließender Diskussion zum Thema „Sprache, Literatur und das 'Balatonische Element' als Aspekte einer ökologiebewußten Germanistik"

## Personalia

- *Prof. Dr. Csaba Földes* — Berufung in den Internationalen Wissenschaftlichen Rat des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim
- *Prof. Dr. Csaba Földes* — im WS 1998/99 Gastprofessur am Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
- *Prof. Dr. Csaba Földes* — Akademiepreis der Regionalen Filiale Veszprém der Ungarischen Akademie der Wissenschaften
- *László Klemm*, wiss. Assistent — 17. Mai-15. September 1998: Forschungsstipendium des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen; 1. Oktober-31. Dezember 1998: ÖAD-Stipendium — Forschungsaufenthalt an der Universität Wien
- *Katalin Orosz-Takács*, wiss. Assistentin — 1. Oktober-31. August 1998: Stipendium des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst — Forschungsaufenthalt in München an der Ludwig-Maximilians-Universitäts

## Sonstiges

### 25. März

Deutscher Kulturball
Ehrengäste: *Erzherzog Georg von Habsburg-Lothringen und Gattin Erzherzogin Eilika*



Theateraufführung der studentischen Theatergruppe des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Universität Veszprém. Autor und Titel des Theaterstücks: Max Frisch — „Die Große Wut des Philipp Hotz"

### 27. Juli - 21. August

*Doz. Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné* - Teilnahme an einer Weiterbildung Deutsches Literaturarchiv, Marbach.

1. Akademie-Monat für Hochschullehrer germanistischer Fächer und Deutschlandstudien,
Leitung: *Prof. Dr. Alois Wierlacher*

### 10. September - 6. Oktober

DAAD-Stipendium, Hamburg-Glinde

*Heide Bakainé-Rottländer,* wiss. Assistentin — Betreuung beim vierwöchigen Schulpraktikum unserer Germanistik- bzw. Deutschlehrerstudenten in Hamburg und Umgebung

### 12. September - 11. Oktober

DAAD-Stipendium, Hamburg-Glinde

*Ágnes Zetényi-Csukás*, wiss. Oberassistentin — Leitung und Betreuung eines Schulpraktikums unserer Germanistik- bzw. Deutschlehrerstudenten

### 11. Dezember

Veszprém, Dom St. Michael: Deutsches Adventskonzert

Leitung und Organisation: *Gabriella Rácz,* wiss. Assistentin und *Dr. Erzsébet van Gaál Gyulai*, wiss. Hauptmitarbeiterin

### Studentenaustausch

### 1. - 4. April

Gastvorstellung der studentischen Theatergruppe der Universität Nantes/Frankreich. Autor und Titel des Theaterstücks: Werner Schwab — „Der Himmel. Mein Leib. Meine sterbende Beute"

### 10. - 15. Mai

Universität Nantes/Frankreich
Gastvorstellung der studentischen Theatergruppe des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Universität Veszprém. Autor und Titel des Theaterstücks: Max Frisch — „Die Große Wut des Philipp Hotz"

### 10. September - 11. Oktober

Schulpraktikum DAAD-Stipendium Hamburg, 12 Germanistik- bzw. Deutschlehrerstudenten: Hospitation und eigener Unterricht an Gymnasien

### Herbstsemester

Studienaufenthalt von 3 Germanistik- bzw. Deutschlehrerstudenten an der Universität Nantes/Frankreich im Rahmen des ERASMUS-Programms

# BIBLIOGRAPHIE
# 1997

Die Bibliographie enthält im Jahre 1997 in Ungarn oder im Ausland erschienene wissenschaftliche Publikationen germanistischen Charakters, die von ungarischen oder in Ungarn ansässigen Germanisten verfaßt worden sind. Es wurden selbständige Werke und in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze aufgenommen. Belletristische Veröffentlichungen, Buchbesprechungen, Theaterkritiken, Chrestomatien, Übersetzungen sowie Texte aus Tageszeitungen wurden nicht aufgenommen. Nachträge von 1996 sind mit einem Asterisk * gekennzeichnet.

- ÁGEL, VILMOS: *Nominalphrase und -flexion I*: Probleme und Entwicklungstendenzen. — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 55-70.
- ÁGEL, VILMOS: *Nominalphrase und -flexion II*: Lösungsvorschläge. — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 63-85.
- ÁGEL, VILMOS: *Reflexiv-Passiv, das (im Deutschen) keines ist.* Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt. — In: DÜRSCHEID, CHRISTA; RAMERS, KARL HEINZ; SCHWARZ, MONIKA (Hg.): *Sprache im Fokus.* Festschrift für Heinz Vater zum 60. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer 1997. S. 161-201.
- ÁGEL, VILMOS: *Sind Reflexivverben wirklich reflexiv?* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 1. S. 62-78.
- ALTBÄCKER EDIT: *Volksnahrung in den deutschen Mundarten im Pilischgebirge* — In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen.* 1996. S. 87-134. *
- AMANN, KLAUS: *Der „Machtwechsel" in der österreichischen Literatur der dreissiger Jahre.* — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 1. S. 209-230.
- ANTAL, MÁRIA: *Fordítás és fordíthatóság* [Übersetzen und Übersetzbarkeit]. — In: *Nyelv*Infó* 1997. H. 5. S. 16-22.
- ANTAL, MÁRIA: *Göttingen — Fremdsprachenausbildung an der Hochschule.* — In: *testing matters.* Budapest: ITK 1997. H. 3. S. 45-46.
- ANTAL, MÁRIA: *Übersetzen und Übersetzbarkeit — Streitobjekt auch um (die) Jahr(hundert)-tausend(w)ende* — In: *30 Jahre ITK.* Budapest: ITK 1997. S. 185-195.
- ÁRKOSSY, KATALIN: *Sprache und Gesellschaft eines ungarndeutschen Bergmannsdorfes im Spiegel seiner Liedergutes.* Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Ungarndeutsches Archiv 1). S. 15-96.
- ÁRKOSSY, OTTÓNÉ: *Gesellschaft eines Bergmanndorfes, St. Iwan bei Ofen.* Budapest: Ungarische Ethnographische Gesellschaft 1997.
- ASKEDAL, JOHN OLE: brauchen *mit Infinitiv.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 53-68.
- BÁCSKAI, ANNA u.a.: *Általános nyelvi ismeretek (német nyelv) a kereskedelmi szakközépiskola idegen nyelv-levelező szaka számára* [Allgemeine Sprachkenntnisse (deutsch) für die Fachrichtung fremdsprachige Korrespondenz der Fachmittelschulen des Handels]. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1997.
- BALOGH, ANDRÁS: *Der „Klingsor"-Kreis und die Schriftsteller der „Erdélyi Helikon"-Gesellschaft: Literarische Annäherungsversuche in der Zwischenkriegszeit?* — In: FASSEL, HORST (Hg.): *Deutsche Literatur im Donau-Karpatenraum* (1918-1996). Regionale Modelle und Konzepte in Zeiten des politischen Wandels. Tübingen: Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 1997 (= Materialien 8). S. 49-58.
- BAROTA, MÁRIA: *Zu R. M. Rilkes Gedicht „Wir dürfen dich nicht eigenmächtig malen ..."* — In: *Kontakte* 1997. Bd. 15. H. 4. S. 42-60.

- Barótiné Gaál, Márta: *A Faust-téma metamorfózisa Bulgakov A Mester és Margarita című regényében* [Metamorphose des Faust-Themas in Bulgakovs Roman ‚Meister und Margaritha']. — In: *Filológiai Közlöny* 1997. Jg. 43. H. 1/2. S. 20-25.
- Bartha, Magdolna: *A Némettanárok XI. Nemzetközi konferenciája.*[Die XI. Internationale Deutschlehrertagung]. — In: *Nyelv*Infó* 1997. Jg. 5. H. 4. S. 20.
- Bartha, Magdolna; Berényi, Ch.: *Integrated Model of Teacher and Professional Training.* — In: *Pan-European Collaborative Projects in Teacher Education.* Cesky Krumlov 1996. S. 84-93.*
- Bassola, Péter: *Deutsch im Ungarn der 90er Jahre.* — In: Mölleken, Wolfgang W.; Weber, Peter J. (Hg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik, Plurilingua* XIX. Festschrift für P.H. Nelde (Zwanzig Jahre Kontaktlinguistik). Bonn: Dümmler 1997. S. 38-51.
- Bassola, Péter: *Deutsch in Ungarn.* — In: Raasch, Albert (Hg.): *Sprachenpolitik Deutsch als Fremdsprache.* Länderberichte zur internationalen Diskussion. Amsterdam: Rodopi 1997. S. 100-103.
- Bassola, Péter: *Fremdsprachenunterricht in Ungarn der 90er Jahre.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 89-113.
- Bassola, Péter: *Funktionsverbgefüge im Deutschen und im Ungarischen.* — In: *Sprachwissenschaft* 1997. H. 22. S. 329-371.
- Bassola, Péter: *Nachruf auf Professor Karl Mollay.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 7-10.
- Bassola, Péter; Emericzy, Tibor: *Német nyelvtani táblázatok.* [Deutsche Grammatik in Tabellen]. 2. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Bassola, Peter; László, Sarolta: *Konzeption eines Substantivvalenzlexikons Deutsch - Ungarisch.* — In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Zweisprachige Lexikographie.* Bd. 3. Hildesheim; New York: Georg Olms 1996. S. 1-34.*
- Bassola, Péter; Lengyel, Zsolt: *Altersgruppe I: Kinder.* — In: Goebl, Hans u.a. (Hg.): *Kontaktlinguistik.* Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin; New York: Walter de Gruyter 1996. S. 364-370.*
- Bassola, Péter; Orosz, Magdolna; Polákovics, Sarolta (Hg.): *Német nyelvtan és gyakorlatok 18 fejezetben* [Deutsche Grammatik und Übungen in 18 Kapiteln]. 3., erw. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Bassola, Péter; Orosz, Magdolna; Polákovics, Sarolta: *Rendszeres német nyelvtan és gyakorlatok* [Deutsche Grammatik in System und mit Übungen]. 3. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Bartha, Magdolna; **Berényi, Ch.**: *Integrated Model of Teacher and professional Training.* — In: *Pan-European Collaborative Projects in Teacher Education.* Cesky Krumlov 1996. S. 84-93.*
- Bernáth, Árpád: *A lehetséges világok poetikai elméletének szellemi gyökerei* [Grundlagen der poetischen Theorie der möglichen Welten]. — In: Bernáth, Árpád; Hárs Endre (Hg.): *Lehetséges világok elmélete a poétikában* [Theorie der möglichen Welten in der Poetik]. Helikon. Világirodalmi Figyelő. 1997. Jg. 43. H. 4. S. 377-393.
- Bernáth, Árpád: *Fikcionalitás és értelmezés avagy a nyelv mint a költészet nyelve.* (Egy sokrétegű probléma vázlatos megközelítése.) [Fiktionalität und Interpretation oder über Sprache als Sprache der Dichtung]. — In: Péntek, János (Hg.): *Szöveg és stílus.* Kolozsvár: Babes-Bolyai Tudományegyetem 1997. S. 74-79.
- Bernáth, Árpád: *Zu den Grundlagen einer Wissenschaft über poetische, mögliche Welten.* — In: Oberwagner, Christian; Scholz, Collin (Hg.): *Literaturwissenschaft als Wissenschaft über Fiktionalität.* Szeged 1997 (= Studia poetica). S. 9-17.
- Bernáth, Árpád; Hárs Endre (Hg.): *Lehetséges világok elmélete a poétikában* [Theorie der möglichen Welten in der Poetik]. *Helikon. Világirodalmi Figyelő.* 1997. Jg. 43. H. 4.
- Bertalan, Judit. *Az első ötven év.* [Die ersten fünfzig Jahre]. — In: *Barátság* 1996. Jg. 3. S. 15-86.*





- Bíróné Udvari, Katalin; Lehoczkyné Gál, Erika: *Europa-Studien.* Ein Arbeitsbuch / *Európa Tanulmányok.* Munkáltató tankönyv. Budapest: KVIF 1997.
- Bogner, Stephan: *„Sonderfälle" der germanischen Lautverschiebung.* — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H. 1 S. 12-23.
- Bogner, Stephan: *Nomina agentis in der Sprache der Technik und ihre Äquivalente im Kroatoserbischen bzw. im Ungarischen.* — In: *Hetedik Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia.* Budapest 1997. április 3-5. Bd. 2. Budapest: Külkereskedelmi Főiskola 1997. S. 30-35.
- Bombitz, Attila: *Christoph Ransmayr Monarchia-történetei.* [Christoph Ransmayrs Geschichten über die Monarchie]. — In: Fried, István (Hg.): *Töprengések Kundera „Szépséges szép üveggolyójá"-ról.* Kapcsolatok, hasonlóságok, jelenségek az irodalom Monarchiájában [*Grübeleien über die „Wunderschöne Glaskugel" von Kundera.* Beziehungen, Ähnlichkeiten, Erscheinungen in der Monarchie der Literatur]. Szeged: JATE BTK 1997. S. 27-45.
- Boócz-Barna, Katalin: *Über die Entwicklung und Anwendung der Videoreihe „DaF-Stunden in Ungarn"* — In: *Theorie und Praxis.* Österreichische Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Jahrbuch 1997. Bd. 1. S. 263-273.
- Boócz-Barna, Katalin; Kóczián, Nóra; Thurzó, Zsuzsa: *Jugendliche? Jöhet!* Landeskundematerial für Jugendliche. Bonn: Inter Nationes 1997. Hefte 4-5. S. 40.
- Boronkai, Szabolcs: *Bedeutungsverlust und Identitätskrise der ungarndeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 131-148.
- Brandt, Juliane: *Auslandsstudien ungarischer Protestanten im 19. Jahrhundert.* — In: *Hungarológia* 1997. Bd. 9. S. 217-243.
- Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: *Neizreceni argumenti, kohezia i koherencija* [Implizite Argumente, Kohäsion und Kohärenz]. — In: Andrijasevic, Marin; Lovorka Zergollern Miletic (Hg.): *Tekst i diskurs.* Zagreb: Hrvatsko drustvo za primijenjenu lingvistiku 1997. S. 45-50.
- Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: *Towards a functional approach to infinitival complements: control obviation strategies between syntax, semantics, pragmatics and discourse.* — In: Butler, Chris et al. (Hg.): *Find of Ideas.* Recent Developments in Functional Grammar. Amsterdam: IFOTT 1997 (= Studies in Language and Language Use 31). S. 157-170.
- Brdar, Mario; **Brdar-Szabó, Rita**: *Neizreceni argumenti, kohezia i koherencija* [Implizite Argumente, Kohäsion und Kohärenz]. — In: Andrijasevic, Marin; Lovorka Zergollern Miletic (Hg.): *Tekst i diskurs.* Zagreb: Hrvatsko drustvo za primijenjenu lingvistiku 1997. S. 45-50.
- Brdar, Mario; **Brdar-Szabó, Rita**: *Towards a functional approach to infinitival complements: control obviation strategies between syntax, semantics, pragmatics and discourse.* — In: Butler, Chris et al. (Hg.): *Find of Ideas.* Recent Developments in Functional Grammar. Amsterdam: IFOTT 1997 (= Studies in Language and Language Use 31). S. 157-170.
- Breier, Zsuzsa: *Ithaka és a senkiföldje: a Botho Strauß-i utópia.* [Ithaka und das Niemandsland: Die Botho Straußsche Utopie]. — In: *Élet és Irodalom* 1997. Jg. 41. Bd. 13. S. 6.
- Brumen, Michaela: *Basteln, hören, sprechen.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 38-43.
- Canisius, Peter: *Narrativer Modus und Perspektive: Deutsch-ungarische und ungarisch-deutsche Probleme bei der Übersetzung erlebter Rede.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* 1997. Bd. 10. S. 129-155.
- Csatár, Péter: *Das Täuschungsargument.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 5. S. 81-88.
- Csúri, Károly: *Über die Erkennbarkeit von Trakls Dichtung.* Die Aufbauprinzipien seiner poetischen Welten. — In: *Stimulus.* Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik. 1997. H. 2. S. 97-106.
- Czeglédy, Anita: *Der problemorientierte Heimatroman in der österreichischen Prosaliteratur der 60er und 70er Jahre.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 149-160.

- Czirják, József: *Kant vagy Hegel* [Kant oder Hegel]. — In: *Végső Szavak/ Letzte Worte*. Kaposvár 1997. S. 473-482.
- Dalos, György: *Két laudatio*. [Zwei Laudationes]. — In: *Élet és Irodalom* 1997. Jg. 41. Bd. 12. S. 7. [Über Hildegard Grosche und Hans Skirecki].
- Deminger, Szilvia: *Zum Problematik von Sprachattitüden in Sprachinseln: am Beispiel von Szigetújfalu*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 209-215.
- Dömök, Szilvia: *Fremdsprachendidaktik Koblenzben* [Fremdsprachendidaktik in Koblenz]. — In: *Nyelv*Infó*. 1997. H. 5. S. 29.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa: *Berichten und Besprechen als konstitutive Indikatoren der Informationsfunktion*. — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H. 1. S. 4-35.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa: *Die „Grundzüge der Deixis" von Klaus Sennholz unter dem Blickwinkel der Kontrastivität zwischen deutschen und ungarischen deiktischen Ausdrücken*. — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H. 2. S. 15-26.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa: *Ein neues textlinguistisches Instrumentarium*. Dargestellt am Beispiel seiner Anwendung im Aufbau der Schreibkompetenz ungarischer Germanistikstudenten. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1997 (= Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache 58).
- Drewnowska-Vargáné, Ewa: *Textfunktion und Textstruktur als Grundlagen für die Entwicklung der Textkompetenz*. — In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 1997. Jg. 24. H. 4. S. 514-522.
- Duchkowitsch, Wolfgang: *Nicht immer nur Bekessy!* Auf der Suche nach neuen Forschungswegen. — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 1. S. 197-207.
- Einhorn, Ágnes: *Az érettségi vizsga reformja — például a német nyelv* [Die Reform der Abitur — zum Beispiel die deutsche Sprache]. — In: *Nyelv*Infó* 1997. H. 5. S. 5-9.
- Bassola, Péter; Emericzy, Tibor: *Német nyelvtani táblázatok* [Deutsche Grammatik in Tabellen]. 2. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Erdélyi, T. Ilona: *Deutschsprachige Dichtung in Ungarn und ihre Gegner um 1820-1830*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 13-21.
- Farkas, Evelyn; Morvai, Edit; Pohl, Pálma: *Handbuch für den Unterricht*. Lehrerhandbuch zum Lehrwerk „Leselandschaft". Ismaning: Verlag für Deutsch 1997.
- Földes, Csaba: *Aspects of Transference-Phenomena in Contact Languages - on the Material of a Minority Language Use*. — In: Lengyel, Zsolt; Navracsics, Judit; Simon, Orsolya (Hg.): *Applied Linguistics in Central Europe*. Vol. I. Veszprém: The University of Veszprém 1997. S. 114-136.
- Földes, Csaba: *Das Fach Deutsch als Fremdsprache und die auswärtige Sprach- und Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland*. Anmerkungen aus einer „auslandsgermanistischen" Perspektive. — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H.1. S. 37-48.
- Földes, Csaba: *Deutsche Sprache, Literatur und Kultur. Aspekte der Lehre und Forschung in Ungarn*. — In: Mihalovics, Árpád; Máté, Éva (Hg.): *Könyv Dezső Lászlónak*. Nyíregyháza: Bessenyei 1997. S. 61-76.
- Földes, Csaba: *Idiomatik/Phraseologie*. Heidelberg: Julius Groos Verlag 1997 (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft 18).
- Földes, Csaba: *Konzepte der kontrastiven Phraseologie*. — In: Korhonen, Jarmo; Gimpl, Georg (Hg.): *Kontrastiv*. (Der Ginkgo-Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa. 15. Folge). Helsinki 1997. S. 167-182.
- Földes, Csaba: *Linguistisches Wörterbuch Deutsch - Ungarisch*. Szeged: Generalia 1997 (= Fasciculi Linguistici Series Lexicographica 1).
- Földes, Csaba: *Philologe oder Fremdsprachenlehrer? Überlegungen zu einer alten Streitfrage*. — In: Wendt, Michael; Zydatiss, Wolfgang (Hg.): *Fremdsprachliches Handeln im Spannungsfeld von Prozeß und Orientierung*. Dokumentation des 16. Kongresses für Fremdsprachendidaktik. Bochum: Brockmeyer 1997 (= Beiträge zur Fremdsprachenforschung 4). S. 284-295.
- Földes, Csaba: *Sprachkontakteinflüsse auf die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur — dargestellt an phraseologischem Material*. — In: Moelleken, Wolfgang W.; Weber, Peter J. (Hg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik*. Bonn: Dümmler 1997 (= Plurilingua 19). S. 159-170.
- Földes, Csaba: *Überlegungen zur Phraseologie im Österreichischen Deutsch*. — In: Muhr, Rudolf; Schrodt, Richard (Hg.): *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa*. Wien: Hölder; Pichler; Tempsky 1997 (Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache 3). S. 227-242.
- Forgács, Erzsébet: *Das Thema „Ethnostereotyp" im DaF-Unterricht*. — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 22-39.
- Forgács, Erzsébet: *Deutschstunde hat Gold im Munde* ... avagy: elferdített közmondások az idegen nyelvi és anyanyelvi oktatásban. — In: *Módszertani Közlemények*. 1997. H. 3. S. 113-120.
- Forgács, Erzsébet: *Im Sprichwort liegt die Wahrheit (?)* — Zur spielerischen Verwendung von Sprichwörtern und geflügelten Worten. — In: *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung*. 1997. Bd. 31. S. 78-88.
- Forgács, Erzsébet: *Német mintára keletkezett frazémák Heltai Gáspár műveiben*. — In: *Magyar Nyelv* 1997. H. 4. S. 454-456.
- Forgács, Erzsébet: *Proverbiumok a reklám nyelvében*. — In: *Magyar Nyelv* 1997. H. 4. S. 360-366.
- Forgács, Erzsébet: *Sprachspiele in der Werbung*. — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. H. 1. S. 49-70.
- Forgács, Erzsébet: *Sprichwortabwandlungen in der Werbesprache*. — In: *Germanistik* 1997. Bd. XI. S. 71-95.
- Forgács, Erzsébet: *Variánsképződés és szövegbe szerkesztés — közmondások Heltai Gáspár műveiben*. — In: *Néprajz és Nyelvtudomány*. 1997. Bd. 38. S. 39-68.
- Fried, István (Hg.): *Töprengések Kundera „Szépséges szép üveggolyójá"-ról*. Kapcsolatok, hasonlóságok, jelenségek az irodalom Monarchiájában [*Grübeleien über die „Wunderschöne Glaskugel" von Kundera*. Beziehungen, Ähnlichkeiten, Erscheinungen in der Monarchie der Literatur]. Szeged: JATE BTK 1997.
- Fried, István: *Előszó* [Vorwort]. — In: Fried, István (Hg.): *Töprengések Kundera „Szépséges szép üveggolyójá"-ról*. Kapcsolatok, hasonlóságok, jelenségek az irodalom Monarchiájában [*Grübeleien über die „Wunderschöne Glaskugel" von Kundera*. Beziehungen, Ähnlichkeiten, Erscheinungen in der Monarchie der Literatur]. Szeged: JATE BTK 1997. S. 1-15.
- Frikk, Anita; Lieli, Zsófia: *Plakate im Deutschunterricht*. — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1997. H. 3. S. 117-154.
- Glaser, Horst Albert: *Kafkas Amerika-Bild*. — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 1. S. 63-71.
- Györffy, Miklós: *Polgárok és művészek*. Metszet a XX. századi német prózából [Bürger und Künstler. Auszug aus der deutschen Prosa des 20. Jahrhunderts]. Budapest: Korona Nova 1997 (= Műértelmezések).
- Hajdú, Erzsébet: *Ungarn nach der Wende*. Neue Ansätze in der Deutschlehrerausbildung. — In: Meissner, Franz-Joseph (Hg.): *Interaktiver Fremdsprachenunterricht*. Tübingen: Narr 1997. S. 91-99.
- Halasi, Zoltán: *Peter Hebel négy története elé* [Vorwort zu Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes] — In: *Jelenkor* 1997. Jg. 40. H. 5. S. 472-473.
- Harmat, Márta: *Geschichtliche Aspekte einer Gattungstypologie (Anhand deutscher, ungarischer und russischer Oden der Aufklärungszeit)*. — In: *TRANS*. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 1997. H. 2. (http://www.adis.at/arlt/institut/trans/)

- Harmat, Márta: *Ódatipológia és történetiség.* [Geschichtliche Aspekte einer Gattung. Oden]. — In: *Filológiai Közlöny* 1997. Jg. 43. H. 3/4. S. 109-113.
- Bernáth, árpád; **Hárs Endre** (Hg.): *Lehetséges világok elmélete a poétikában* [Theorie der möglichen Welten in der Poetik]. *Helikon. Világirodalmi Figyelő.* 1997. Jg. 43. H. 4.
- Hell, György: *Az új német helyesírás* [Die neue deutsche Rechtschreibung]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 1/2. S. 95-98.
- Hessky, Regina: *Einige Fragen der Vermittlung von Phraseologie im Unterricht Deutsch als Fremdsprache.* — In: Wimmer, Rainer; Berens, Franz-Josef (Hg.): *Wortbildung und Phraseologie.* Tübingen: Narr 1997 (=Studien zur deutschen Sprache 9). S. 255-260.
- Hessky, Regina: *Feste Wendungen — ein heißes Eisen?* Einige phraseodidaktische Überlegungen für den DaF-Unterricht. — In: *Deutsch als Fremdsprache* 1997. Bd. 34. H. 3. S. 39-143.
- Hessky, Regina: *Ungarisch - Deutsch.* — In: Goebel, H. u.a. (Hg.): *Kontaktlinguistik.* Contact Linguistics. Linguistique de contact. 2. Halbband. Berlin; New York: de Gruyter 1997 (= HSK 14). S. 1723-1731.
- Holzer, Werner; Münz, Rainer: *A magyar nyelvcsoport Burgenlandban* [Die ungarische Sprachgruppe im Burgenland]. — In: *Regio* 1997. Jg. 8. H. 1. S. 165-182.
- Horváth, András: *Die zehnte Elegie.* — In: Schestag, Thomas (Hg.): *„geteilte Aufmerksamkeit".* Zur Frage des Lesens. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 1997. S. 113-141.
- Iványi, Zsuzsanna: *Die „Syntax" von Wortsuchprozessen.* Saussures *langue-parole*-Dichotomie im Lichte der Gesprächsanalyse. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 4. S. 7-31.
- Iványi, Zsuzsanna: *Lücken im mentalen Lexikon.* Wortsuchprozesse in alltäglichen Gesprächen. Eine konversationsanalytische Untersuchung. — In: *Hetedik országos alkalmazott nyelvészeti konferencia.* Budapest: Külkereskedelmi Főiskola 1997. április 3-5. Bd. 1. S. 283-286.
- Iványi, Zsuzsanna: *Tip-of-the-tongue-Phänomene in alltäglichen Diskursen.* Gedächtnistheoretische Überlegungen im Lichte der Gesprächsanalyse. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* 1997. Bd. 4. S. 57-90.
- Iványi, Zsuzsanna: *Warum-Fragen in der Gesprächsanalyse.* Eine Fallstudie über den Wortsuchprozeß. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 4. S. 33-56.
- Joó, Etelka; Zsigóné Vincze, Katalin: *Fordító- és tolmácsképzés Nyugat-Európában és ennek adaptálási lehetőségei Nyíregyházán.* [Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern in West-Europa — Adaptionsmöglichkeiten in Nyíregyháza]. — In: Székely, Gábor; Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében.* Nyíregyháza: Bessenyei György Kiadó 1996. Bd. 2. S. 70-74.*
- Katona, Tünde: *A lőcsei Testamentbuch alapiratai.* — In: Balázs, Mihály u.a. (Hg.): *Művelődési törekvések a korai újkorban.* Tanulmányok Keserű Bálint tiszteletére. Adattár. 35. köt. Szeged: JATE 1997. S. 231-243.
- Kerekes, Gábor: *Arthur Schnitzlers Ungarnbild.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* 1997. Bd. 10. S. 95-125.
- Kerekes, Gábor: *Das Ungarnbild in der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H. ??. S. 88-104.
- Kerekes, Gábor: *Geboren in Budapest.* Das Ungarnbild in Budapest geborener Autoren der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *„[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet [...]".* Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 137-158.
- Kerekes, Gábor: *Süße Welt des Scheins.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 4. S. 10.
- Kertész, András (Hg.): *Metalinguistik im Wandel.* Die ‚kognitive Wende' in Wissenschaftstheorie und Linguistik. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1997.





- Kertész, András: *Dimensional Adjectives and Cognitive Linguistics:* Some Methodological Consequences — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* 1997. Bd. 6. S. 79-88.
- Kertész, András: *Einleitung.* — In: Kertész, András (Hg.): *Metalinguistik im Wandel.* Die ‚kognitive Wende' in Wissenschaftstheorie und Linguistik. Frankfurt a. M. u.a.: Lang 1997. S. 9-15.
- Kertész, András: *Grammatiken als empirische axiomatische Theorien.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd.6. S. 89-95.
- Kertész, András: *Interdisciplinarity and the Myth of Exactness.* — In: Jadacki, J.J.; Strawinski, W. (Hg.): *In the World of Signs.* For Professor Jerzy Pelc on his 70th Birthday. Amsterdam; Atlanta: Rodopi 1997. S. 123-130.
- Kertész, András: *Kognitív metatudomány és irodalomelmélet.* Perspektívák és kérdések. [Kognitive Metawissenschaft und Literaturtheorie. Perspektiven und Fragen]. — In: *Literatura* 1997. H. 4. S. 335-356.
- Kertész, András: *Konstruktivitás és interdiszciplinaritás.* A szemiotikai textológia egy lehetséges tudományelméleti megközelítése. [Konstruktivität und Interdisziplinarität — In: *Szemiotikai szövegtan* 1997. Bd. 9. S. 27-46.
- Kertész, András: *Linguistics Self-applied:* A Case Study. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 6. S. 41-60.
- Kertész, András: *The Reflexivity of Cognitive Science and the Philosophy of Linguistics.* — In: Kertész, András (Hg.): *Metalinguistik im Wandel.* Die ‚kognitive Wende' in Wissenschaftstheorie und Linguistik. Frankfurt a. M. u.a.: Lang 1997. S. 197-233.
- Kertész, András: *Über den Nutzen einer Heuristik der deutschen Phonologie.* Eine wissenschaftsmethodologische Fallstudie. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 6. S. 61-78.
- Király, Edit: *„[...] und die Fenster sind überall dunkel [...] ".* Wege in Budapest und Wien. — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *„... als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet ... ".* Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 159-168.
- Király, Edit: *Späte Abenteuerer.* — In: Sommer, Gerald; Schmidt-Dengler, Wendelin (Hg.): *„Erst bricht man Fenster. Dann wird man selbst eines."* Zum 100. Geburtstag von Heimito von Doderer. Wien: Ariadne Press 1997.
- Kiss, Endre: *Der große Konflikt in der Modernisation.* Die Quelle der neuen Probleme der Heimat. — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *„[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet [...]".* Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 31-51.
- Kiss, Gabriella: *Individualität und Intertextualität.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1997.* S. 161-171.
- Kiss, Jenő: *Mollay Károly nyelvtudományi munkásságáról* [Über die linguistische Tätigkeit von Károly Mollay]. — In: *Soproni Szemle* 1997. Jg. 51. H. 3. S. 203-207.
- Klimbacher, Wolfgang: *„Keine Menschen", „keine Charaktere", „Nur noch Berufe".* Hölderlin bei Musil. Zu rezeptiven Tagebuchnotizen Musils. — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 2. S. 353-366.
- Koch, József: *Bemerkungen zu I. Kants Moral- und Religionsauffassung.* (Megjegyzésesk I. Kant erkölcs- és vallásfelfogáshoz.) — In: *Végső szavak/ Letzte Worte.* Kaposvár 1997. S. 490-499.
- Kocsány, Piroska: *Pro-Drop und Textkohärenz:* Interagierende Regeln im Gebrauch des Subjektspronomens im Ungarischen. — In: *Acta Linguistica* 1997. Bd. 44. S. 385-411.
- Boócz-Barna, Katalin; **Kóczián, Nóra**; Thurzó, Zsuzsa: *Jugendliche? Jöhet!* Landeskundematerial für Jugendliche. Bonn: Inter Nationes 1997. Hefte 4-5. S. 40.

- Kohn, János: *Computergestütze Analyse von Paralleltexten.* Stilistische Aspekte. — In: Nubert, Roxana (Hg.): *Temesvarer Beiträge zur Germanistik.* Temesvár: Mirton 1997. S. 42-51.
- Kohn, János: *Mit den beiden Lungenflügeln atmen ...* Computergestützte Analyse literarischer Texte. — In: Henrici, Gert; Kohn, János (Hg.): *Der DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely: Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1997 (= Acta Germanistica Savariensia). S. 41-48.
- Henrici, Gert; **Kohn, János** (Hg.): *Der DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely: Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1997 (= Acta Germanistica Savariensia).
- Klaudy, Kinga; **Kohn, János** (Hg.): *Transferre necesse est ...* Proceedings of the 2nd international conference on Current Trends in Studies of Translation and Interpreting, 5-7 September 1996 Budapest, Hungary. Budapest: Scholastica 1997.
- Kohn, János; Rüschoff, Bernd; Wolff, Dieter (Hg.): New Horizons in CALL. Proceedings of the International EUROCALL 96 Conference, 29-31 August 1996 Szombathely, Hungary. Szombathely: Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1997.
- Komlósiné Knipf, Erzsébet; Vágyi, Vata: *Wortschatztruhe.* Übungsmaterial für die III. und IV. Klasse der deutschsprachigen Gymnasien. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1997.
- Kósa, Júlia: *A video és az idegennyelvoktatás.* [Video und Fremdsprachenunterricht]. — In: Van Buer, Jürgen; Venter, György (Hg.): *Neveléstudomány és Tanárképzés.* Nyíregyháza: Bessenyei György Kiadó 1997 (= Pedagógusmesterség 5). S. 215-233.
- Kozslikné Szabó, Marianna: *Tanártovábbképzés az iskolában: a SCHILF-projekt* [Lehrerweiterbildung in der Schule: Das SCHILF-Projekt]. — In: *Nyelv*Infó* 1997. Jg. 5. H. 1. S. 21-22.
- Kronsteiner, Barbara: *Diverse Aspekte der Sprachpolitik in Österreich.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 17-21.
- Bíróné Udvari, Katalin; Lehoczkyné Gál, Erika; **Kövi, Márta**: *Wirtschaftsdeutsch I.* Budapest: KVIF 1996.*
- Kühn, Peter: *Wortschatzarbeit mit dem Schulwörterbuch.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 1. S. 24-40.
- Kurdi, Imre: *A nyelv bűnbeesése.* Heinrich von Kleist: Az eltört korsó [Der Sündenfall der Sprache. Heinrich von Kleist: Der zerbrochene Krug]. — In: *Átváltozások* 1997. Bd.12/13. S. 175-180.
- Kurdi, Imre: *Heiner Müller: Képleírás* [Bildbeschreibung] (Nachwort) Pécs: Jelenkor 1997.
- Kurdi, Imre: *Sezieren als Trauerarbeit.* Zur Preußen-DDR-Problematik in Dramen Heiner Müllers. — In: Atkins , Robert; Kane, Martin (Hg.): *Retrospect and Review.* Aspects of the Literature of the GDR 1976-1990. Amsterdam; Atlanta: Rodopi 1997. S. 308-314.
- Lányi, Dániel: *Konrad und Sanna an der Baumgrenze.* Stifter mit Bernhard gelesen. — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *„[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet [...]".* Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 169-174.
- Bassola, Peter; **László, Sarolta**: *Konzeption eines Substantivvalenzlexikons Deutsch - Ungarisch.* — In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Zweisprachige Lexikographie.* Bd. 3. Hildesheim; New York: Georg Olms 1996. S. 1-34.*
- Bíróné Udvari, Katalin; **Lehoczkyné Gál, Erika**: *Europa-Studien.* Ein Arbeitsbuch / *Európa Tanulmányok.* Munkáltató tankönyv. Budapest: KVIF 1997.
- Bassola, Péter; **Lengyel, Zsolt**: *Altersgruppe I: Kinder.* — In: Goebl, Hans u.a. (Hg.): *Kontaktlinguistik.* Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin; New York: Walter de Gruyter 1996. S. 364-370.
- Lichtmann, Tamás: *Egy zsidó író a magyar irodalomban.* [Ein jüdischer Schriftsteller in der ungarischen Literatur]. — In: Török, Petra (Hg.): *A határ és a határolt.* Töprengések a magyarzsidó irodalom létformáiról. Budapest: Az Országos Rabbiképző Intézet Yahalom Zsidó Művelődéstörténeti Kutatócsoportja 1997. S. 388-411.
- Lieli, Zsófia: *Einige Bemerkungen zur Verwendung von Bildern im Deutschunterricht.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 1. S. 41-57.
- Lieli, Zsófia: *Jugendliteratur im Film als Sprechanlaß im Unterricht.* — In: *Ratwege.* Sonderausgabe anläßlich der XI. Deutschlehrertagung Amsterdam. 1997. S. 26-32.
- Lieli, Zsófia; Radványi, Zsuzsa: *Das Storyline-Modell.* — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1997. H. 3. S. 43-60.
- Frikk, Anita; **Lieli, Zsófia**: *Plakate im Deutschunterricht.* — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1997. H. 3. S. 117-154.
- Lindner Gusztávné, : *A német „multiplikátor"-képzés* [Die Ausbildung der „Multiplikatoren" für Deutsch]. — In: *Nyelv*Infó* 1997. Jg. 5. H. 3. S. 3-5.
- Mach, Elisabeth: *Bemutatjuk a budapesti osztrák kulturális intézetet* [ Wir stellen das österreichische Kulturinstitut in Budapest vor]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 1/2. S. 111-113.
- Mádl, Antal: *Lenaus Aktualität heute.* In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 23-32.
- Majorosi, Anna; Peres, Anna: *Landeskunde als Brücke in der Deutschlehrerausbildung anhand von Beispielelen aus der Praxis.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 1. S. 58-61.
- Maquardt; Irma: *Die „didaktische Übersetzung" im Fremdsprachenunterricht.* I. Teil. — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 52-62.
- Márton, László: *„Romló cserép".* (Heinrich von Kleist: Az eltört korsó) [Verderbende Scherbe. Heinrich von Kleist: Der zerbrochene Krug]. — In: *Átváltozások* 1997. Bd. 12/13 S. 181-189.
- Méhes, Márton: *Generativität als Wasserscheide von Derrivation und Komposition.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 5. S. 61-80.
- Meyer, dick: *Deutsch in den Niederlanden.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 14-16.
- Molnár, Anna: *Neue Sprachwandeltheorien und die deutsche Sprachgeschichtsschreibung der Gegenwart.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 4. S. 91-100.
- Morvai, Edit: *Az általános iskolai idegennyelv-oktatás specifikumai a tankönyvválasztás tükrében.* [Spezifische Fragen der Materialauswahl im Fremdsprachenunterricht in der Grundschule]. — In: Zalánné Szablyár, Anna; Petneki, Katalin (Hg.): *Hogyan válasszunk nyelvkönyvet?* Az iskolai nyelvoktatásban használt nyelvkönyvek, tanulási és tanítási segédletek minősítési rendszere [Auf der Suche nach dem passenden Lehrbuch]. Budapest: Soros Alapítvány 1997 (= Soros oktatási füzetek). S. 34-38.
- Farkas, Evelyn; **Morvai, Edit**; Pohl, Pálma: *Handbuch für den Unterricht.* Lehrerhandbuch zum Lehrwerk „Leselandschaft". Ismaning: Verlag für Deutsch 1997.
- Moser, Anna: *„Input" und Zweitsprachenerwerb.* — In: Henrici, Gert; Kohn, János (Hg.): *Der DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely 1997 (= Acta Germanistica Savariensia). S. 49-57.
- Mundt, Ildikó: *Kommunikationstraining in komplexen Geschäftssituationen.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 45-51.
- Holzer, Werner; **Münz, Rainer**: *A magyar nyelvcsoport Burgenlandban* [Die ungarische Sprachgruppe im Burgenland]. — In: *Regio* 1997. Jg. 8. H. 1. S. 165-182.
- Nagy, Rita; Schnieders, Guido: *Die Reform der deutschen Rechtschreibung — eine Erleichterung für ungarische Deutschlehrer?* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 15-36.
- Neményi, Róza: *Bevezetés* [Einführung]. — In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: *Megjegyzések a színházról* [Anmerkungen übers Theater]. Budapest: Balassi Kiadó 1997. S. 5-7.
- Neuner, Gerhard: *Gesellschaftlich-politische Entwicklungen in Europa und ihre Auswirkungen auf Deutsch als Fremdsprache.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 5-14.

- Oberwagner, Christian; Scholz, Collin (Hg.): *Literaturwissenschaft als Wissenschaft über Fiktionalität*. Szeged 1997 (= Studia poetica).
- Ohrt, Claus. *1997 — Das Jahr der XI. IDT.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 11-13.
- Orosz, Magdolna: *„Du kannst nur denken durch den Mittler Sprache"*. Vermittlung und zeichenhafte Welt in der deutschen Romantik. — In: Bayer, Udo; Gfesser, Karl; Hansen, Juliane (Hg.): *signum um signum*. Elisabeth Walter-Bense zu Ehren. Baden-Baden: Agis 1997. S. 190-202.
- Orosz, Magdolna: *„Erzählte Bilder" — „Bild" als narratives Element*. — In: Bernhard, Jeff; Withalm, Gloria (Hg.): *Bildsprache — Visualisierung — Diagrammatik*. Teil III. Wien: 1997 (= Semiotische Berichte 21. H. 3/4). S. 323-342.
- Orosz, Magdolna: *Az első és az utolsó út*. Esti Kornél csodálatos utazása [ Der erste und der letzte Weg. Die wunderbare Reise von Esti Kornél ]. — In: *Alföld* 1996. H. 1. S. 54-63. *
- Orosz, Magdolna: *Baudrillard, Derrida, Lyotard, Touraine, Welsch és mások tanulmányai*. — In: Pethö, Bertalan (Hg.): *A poszt-posztmodern*. Budapest: Platon Kiadó 1997.
- Orosz, Magdolna: *Getrennte und Vereinigte*. Identitätsprobleme in der österreichischen und ungarischen Literatur der Jahrhundertwende. — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): „[...] *als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet* [...]. ". Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 121-136.
- Orosz, Magdolna: *Intertextualität in der Textanalyse*. Wien: ÖGS/ISSS 1997. (S-Addenda).
- Orosz, Magdolna: *Possible Worlds and Literary Analysis*. — In: *Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis*. 1996. Bd. 1. H. 2. S. 265-282.*
- Orosz, Magdolna: *Text Construction and Worlds Construction in Literary Narratives*. — In: Rauch, Irmengard; Carr, Gerard F. (Hg.): *Semiotics around the World:* Synthesis in Diversity. Berlin; New York: Mouton-de Gruyter 1997. S. 449-452.
- Bassola, Péter; **Orosz, Magdolna**, Polákovics, Sarolta (Hg.): *Német nyelvtan és gyakorlatok 18 fejezetben* [Deutsche Grammatik und Übungen in 18 Kapiteln]. 3., erw. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Bassola, Péter; **Orosz, Magdolna**; Polákovics, Sarolta: *Rendszeres német nyelvtan és gyakorlatok* [Deutsche Grammatik in System und mit Übungen]. 3. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Papp, László: *Kiskacsa „für dich", avagy interferencia-jelenségek óvodáskorú gyermekeknél*. — In: *Hetedik Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia*. Budapest 1997. április 3-5. Bd. 1. Budapest: Külkereskedelmi Főiskola 1997. S. 291-294.*
- Majorosi, Anna; **Peres, Anna**: *Landeskunde als Brücke in der Deutschlehrerausbildung anhand von Beispielelen aus der Praxis*. — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 1. S. 58-61.
- Péteri, Attila: *„Die Theorie des Sprechens" und die Praxis der Grammatik*. Überlegungen zur Rolle der Grammatik in der Deutschlehrerbildung. — In: Henrici, Gert; Kohn, János: (Hg.): *DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis*. Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely 1997 (= Acta Germanistica Savariensia). S. 77-96.
- Péteri, Attila: *Valenciaelmélet és nyelvoktatás* [Valenztheorie und Sprachunterricht]. — In: *Magyartanítás* 1997. H.1. S. 22-28.
- Petneki, Katalin: *NAT Élő idegen nyelv. Német nyelv 5.-12. évfolyam* [Nationaler Grundlehrplan. Moderne Fremdsprachen. Deutsch als Fremdsprache Jahrgangsstufe 5-12]. Celldömölk: Pauz Kiadó 1997 (= Pauz NAT-konform tantervek). S. 3-34.
- Petneki, Katalin; [Zalánné] Szablyár, Anna: *És a német?* A hároméves némettanár-képzés eredményei és kérdőjelei [Und das Deutsche? Ergebnisse und Fragezeichen der dreijährigen Deutschlehrerausbildung]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 3. S. 15-24.
- Petneki, Katalin; [Zalánné] Szablyár, Anna: *Hogyan válasszunk nyelvkönyvet?* Kísérlet az iskolai nyelvoktatásra használt nyelvkönyvek minősítési rendszerének kialakítására [*Auf der Suche nach dem passenden Lehrbuch*. Kriterien zur Auswahl von Lehrbüchern und Ergänzungsmaterialien im schulischen Fremdsprachenunterricht]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 1/2. S. 90-94.
- Petneki, Katalin; Zalánné Szablyár, Anna: *Német nyelvkönyvek tesztje* [Wir testen Deutschbücher]. — In: *Tandem* 1997. Jg. 2. H. 1. S. 23-28.
- Zalánné Szablyár, Anna; **Petneki, Katalin** (Hg.): *Hogyan válasszunk nyelvkönyvet?* Az iskolai nyelvoktatásban használt nyelvkönyvek, tanulási és tanítási segédletek minősítési rendszere [Auf der Suche nach dem passenden Lehrbuch. Kriterien zur Auswahl von Lehrbüchern und Ergänzungsmaterialien im schulischen Fremdsprachenunterricht]. Budapest: Soros Alapítvány 1997 (= Soros oktatási füzetek).
- Pilarský, Jiří: *Der Westrand des eurasischen Sprachbundes*. — In: *Slavica* 1997. Bd. 28. S. 215-223.
- Pilarský, Jiří: *Zum Status der Vokalqualität in den Sprachen des Zentraleuropäischen Areals*. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 6. S. 27-39.
- Plener, Peter: *„Ein flüchtiges Plaudern" auf Scholle und Asphalt*. Anmerkungen zu einem Thema österreichischer Literatur. — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): „[...] *als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet* [...]". Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 7-30.
- Plener, Peter: *Arthur Schnitzlers Tagebücher oder Die Textur der Erinnerung*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 33-50.
- Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): „[...] *als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet* [...]". Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31).
- Farkas, Evelyn; Morvai, Edit; **Pohl, Pálma**: *Handbuch für den Unterricht*. Lehrerhandbuch zum Lehrwerk „Leselandschaft". Ismaning: Verlag für Deutsch 1997.
- Pók, Lajos: *Egy nosztalgia forrásai és fordulatai*. A Monarchia, visszapillantó tükörben [Quellen und Wendungen einer Nostalgie. Die Monarchie, im Rückblickspiegel]. — In: *Európai Szemle* 1997. Jg. 8. H. 4. S. 81-93.
- Bassola, Péter; Orosz, Magdolna, **Polákovics, Sarolta** (Hg.): *Német nyelvtan és gyakorlatok 18 fejezetben* [Deutsche Grammatik und Übungen in 18 Kapiteln]. 3., erw. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Bassola, Péter; Orosz, Magdolna; **Polákovics, Sarolta**: *Rendszeres német nyelvtan és gyakorlatok* [Deutsche Grammatik in System und mit Übungen]. 3. Aufl. Szeged: Grimm 1997.
- Por, Peter: *„Das Marien-Leben"*: ein experimenteller Zyklus am Beginn von Rilkes Spätwerk. — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 2. S. 293-325.
- Rada, Roberta, V.: *Einige Überlegungen zum Einsatz von Euphemismen im DaF-Unterricht*. — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 40-50.
- Radványi, Zsuzsa: *Wie kommt ein „loch" in den Unterricht?* — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1997. H. 3. S. 113-116.
- Lieli, Zsófia; **Radványi, Zsuzsa**: *Das Storyline-Modell*. — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1997. H. 3. S. 43-60.
- Répási, Elisabeth; Székely, Gábor: *Zur Frage des absoluten Superlativs*. Möglichkeiten der kontrastiven Untersuchung Deutsch-Russisch-Ungarisch. Forschung und Unterricht. — In: *Mitteilungen für Lehrer slawischer Fremdsprachen*. 1997. Nr. 74. S. 19-26.
- Rieber, Bettina: *Ellipsen kontrastiv: Deutsch-Russisch*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 69-86.
- Roessler, Paul: *Aichinger und Popowitsch*. Eine antigottschedische Parallelaktion oberdeutscher Grammatiker? — In: Eichner, Heiner; Katsikas, Sergius; Ernst, Peter (Hg.): *Sprachnorm und Sprachplanung*. Festschrift zum 70. Geburtstag von Otto Back. 2. Aufl. Wien: 1997. S. 263-286.

- Roessler, Paul: *Die deutschen Grammatiken der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Österreich.* Ein Beitrag zur Reform der deutschen Schriftsprache. Frankfurt a. M. u.a. 1997 (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 21).
- Roessler, Paul: *Grammatik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.* Ein Beitrag zur Sprachreform in Österreich. Ein Forschungsprojekt-Bericht. — In: *Stimulus.* Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 1997. H. 1. S. 29-32.
- Roessler, Paul: *Österreichische Germanistik im Ausland.* Ideal und Wirklichkeit. Ein Tagungsbericht. — In: *ÖK INFO.* Informationen für österreichische Lektoren und Sprachassistenten im Ausland 1997. Nr. 11. S. 9-11.
- Rózsa, Mária: *A bécsi Wanderer magyar vonatkozású közleményei.* 1862-1873 [Auf Ungarn bezügliche Berichte des Wiener *Wanderer* 1862-1873]. — In: *Magyar Könyvszemle* 1997. Jg. 113. H. 4. S. 349-376.
- Rózsa, Mária: *A müncheni* Ungarn Jahrbuch [ Das *Ungarn Jahrbuch* in München]. — In: *Nagyvilág* 1997. Jg. 42. H. 1/2. S. 147-150.
- Rózsa, Mária: *Auf Ungarn bezügliche Berichte des* Wiener Wanderer. 1851-1861. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 173-189.
- Rózsa, Mária: *Az 1848/49-es magyar forradalom és szabadságharc eseményeinek értékelése néhány bécsi napilapban* [Die Aufnahme der Ereignisse der 1848/49er ungarischen Revolution und des Freiheitskampfes in einigen Wiener Zeitungen]. — In: Fried, István (Hg.): *Töprengések Kundera „Szépséges szép üveggolyójá"-ról.* Kapcsolatok, hasonlóságok, jelenségek az irodalom Monarchiájában [*Grübeleien über die „Wunderschöne Glaskugel" von Kundera.* Beziehungen, Ähnlichkeiten, Erscheinungen in der Monarchie der Literatur]. Szeged: JATE BTK 1997. S. 47-65.
- Rózsa, Mária: *Ein vergessener Vermittler ungarndeutscher Herkunft.* Die Übersetzertätigkeit von Frigyes Kerényi. — In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter.* 4/1997 (Jg.46). S. 328-331.
- Rózsa, Mária: *Ungarn aus der Sicht des Wanderers.* Auf Ungarn bezügliche Berichte einer Wiener Zeitung. 1814-1873. — In: *Biblos* 1997. Jg. 46. H. 2. S. 331-343.
- Salánki, Ágnes: *Ekvivalencia a német és a magyar reklám nyelvében* [Äquivalenz in der Sprache der deutschen und der ungarischen Reklame]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 3. S. 57-61.
- Schauer, Hilda: *Német szakos hallgatók felkészítése a nyelvi alapvizsgára és a nyelvi teljesítmény mérésének lehetőségei.* — In: Deák, Péterné; Máté, Györgyi (Hg.): *A nyelvtanulás folyamata és mérése.* Pécs: Lingua Franca Csoport 1997. S. 172-183.
- Schaufler, Erich W.: *Wohin mit Canetti?* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 191-208.
- Scheichl, Sigurd Paul: *„Mehr Herz".* Literatur in der *Neuen Freien Presse.* 1928. — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 1. S. 173-195.
- Schmidt, Hans-Werner: *Evaluation des Weiterbildungsstudienganges zu Deutschlehrern.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 115-127.
- Schmitz-Emans, Monika: *Die Poesie der Maschinen.* Literarische Darstellungen von Automaten und Kunstmenschen im Zeichen ästhetischer Autoreflexion. — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 2. S. 237-279.
- Nagy, Rita; **Schnieders, Guido**: *Die Reform der deutschen Rechtschreibung — eine Erleichterung für ungarische Deutschlehrer?* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 3. S. 15-36.
- Szabó, Csaba: *Über Hölderlins Das Belebende — und Ungespräch.* — In: Schestag, Thomas (Hg.): *„geteilte Aufmerksamkeit".* Zur Frage des Lesens. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1997. S. 143-176.
- Szabó, Éva: *Konzeptuelle Metaphern im Fremdsprachenunterricht.* — In: *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1997. Bd. 3. S. 179-191.
- Szanyi, Gyula: *Zum Gebrauch des Vorgangspassivs.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 2. S. 51-54.





- Szatmári, Petra: *Überlegungen zur Umsetzung linguistischer Probleme in der Praxis anhand der sich-Verben.* — In: Henrici, Gert; Kohn, János (Hg.): *Der DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely: Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1997 (= Acta Germanistica Savariensia). S. 113-126.
- Székely, Gábor: *Fokozó értelmű szóösszetételekről interkulturális kapcsolatok tükrében]* — In: *Hetedik Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia.* Budapest 1997. április 3-5. Bd. 1. Budapest: Külkereskedelmi Főiskola 1997. S. 108-109.
- Székely, Gábor: *Vannak-e fokozó értelmű partikulák a magyar, a német és az orosz nyelvben?]* — In: Mihalovics, Árpád; Máté, Éva (Hg.): *Könyv Dezső Lászlónak.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1997. S. 227-233.
- Répási, Elisabeth; **Székely, Gábor**: *Zur Frage des absoluten Superlativs.* Möglichkeiten der kontrastiven Untersuchung Deutsch-Russisch-Ungarisch. Forschung und Unterricht. — In: *Mitteilungen für Lehrer slawischer Fremdsprachen.* 1997. Nr. 74. S. 19-26.
- Széll, Zsuzsa: *Über Identität — andersrum.* — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *„[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet [...]".* Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 103-107.
- Szendi, Zoltán: *Mérési szempontok és technikák e német szakos hallgatók irodalomoktatásban.* — In: Deák, Péterné; Máté, Györgyi (Hg.): *A nyelvtanulás folyamata és mérése.* Pécs: Lingua Franca Csoport 1997. S. 184-194.
- Szendi, Zoltán: *Repräsentanz und Räsonanz.* Zur Frage der Bachmann-Rezeption in Ungarn. — In: *Stimulus.* Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 1997. H. 2. S. 107-116.
- Szendi, Zoltán: *Thomas Mann und Karl Kerényi.* Eine geistige Begegnung. — In: Fassel, Horst (Hg.): *Deutsche Literatur im Donau-Karpatenraum* (1918-1996). Beiträge der wissenschaftlichen Tagung vom 19.-30. November 1996 in Pécs. Tübingen: Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 1997. S. 41-48.
- Szoboszlai, Ildikó: *Zur Synonymität von attributiven Syntagmen und Komposita im gegenwärtigen Deutsch.* — In: *Zeitschrift der Germanisten Rumäniens* 1997. 6. Jg. H. 1/2. (11-12). S. 46-54.
- Tarnói, László: *Értékítéletek a magyarországi német nyelvű irodalmi életben a 18-19. század fordulóján* [Wertvorstellungen im deutschsprachigen literarischen Leben in Ungarn um 1800]. — In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 1997. Jg. 101. H. 3/4. S. 235-246.
- Tarnói, László: *Ungarnimage um 1800* (Ungarn: Heimat und/oder Fremde — auf deutsch). — In: Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *„[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet [...]".* Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31). S. 87-101.
- Boócz-Barna, Katalin; Kóczián, Nóra; **Thurzó, Zsuzsa**: *Jugendliche? Jöhet!* Landeskundematerial für Jugendliche. Bonn: Inter Nationes 1997. Hefte 4-5. S. 40.
- Tóth, József: *Relevanz der zeitgenössischen wortsemantischen Auffassungen für die Wortfeldtheorie.* — In: Henrici, Gert; Kohn, János (Hg.): *Der DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely: Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1997 (= Acta Germanistica Savariensia). S. 135-147.
- Tóth, József: *Zur Vorgeschichte der Feldtheorien.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1997. S. 217-228.
- Tronka, Krisztián: *Optimalitätstheorie.* Ein beschränkungsbasierter phonologischer Ansatz. — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1997. Bd. 5. S. 17-32.
- Turbuly, Éva: *Mollay Károlyra emlékezve* [In Erinnerung an Károly Mollay]. — In: *Soproni Szemle* 1997. Jg. 51. H. 3. S. 193-198.
- Unglaub; Erich: *Ein Brief von Rainer Maria Rilke an Wilhelm Hausenstein.* — In: *Neohelicon* 1997. Jg. 24. H. 1. S. 265-301.

- V. Szabó, László: *Von Zarathustra bis Siddhartha. Der Weg der Erkenntnis von der Icheinsamkeit zur Erleuchtung.* — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H. 2 S. 63-84.
- Komlósiné Knipf, Erzsébet; **Vágyi, Vata**: *Wortschatztruhe.* Übungsmaterial für die III. und IV. Klasse der deutschsprachigen Gymnasien. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1997.
- Varga, Péter: *Es gibt was Gutes im Antisemitismus ...* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 20. S. 9.
- Varga, Péter: *Geburtsfehler: Jude.* Teil II. — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 48. S. 11.
- Varga, Péter: *Germanisierung?* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 19. S: 9.
- Varga, Péter: *Integration und Kollision.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 16. S. 9.
- Varga, Péter: *Verbannung der Veredelung.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 17. S. 9.
- Varga, Péter: *Vom Baum der Erkenntnis gekostet ...* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 18. S. 9.
- Varga, Péter: *Vom Schicksal zum Juden bestimmt.* Heinrich Heine und seine ungarischen jüdischen Freunde. Teil I. — In: *Der Neue Pester Lloyd* 1997. Nr. 47. S. 9.
- Westhoff, Gerard: *Didaktische Überlegungen zum Erwerb von Lerntechniken und Lernstrategien.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1997. H. 1. S. 3-14.
- Wierschin, Martin W.: *Das Märchen und Franz Kafkas ·Die Verwandlung·.* — In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 1997. Jg. 1. H. 2 S. 85-106.
- Wierschin, Martin W.: *Sprache als Philosophem, Theorem und Phänomen.* — In: *Cizi Jazyky* 1996/97. Jg. 40. H. 5/6 S. 81-83.
- Wild, Katalin: *Búcsúval kapcsolatos szokások a dél-magyarországi németeknél.* — In: Kiss, Mária (Hg.): *Válogatás a magyarországi nemzetiségek néprajzi köteteiből.* Budapest 1997. S. 23-49.
- Wild, Katalin: *Die Einstellung der deutschsprachigen Bevölkerung in Südungarn zum Österreichischen Deutsch in der Zeit vom Ende des 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg.* — In: Muhr, Rudolf; Schrodt, Richard (Hg.): *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa.* Wien: Hölder; Pichler; Tempsky 1997 (Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache 3). S. 340-349.
- Wild, Katharina: *Zur Verbstellung in den schwäbischen Mundarten Südungarns.* — In: Ruoff, Arno; Löffelad, Peter (Hg.): *Syntax und Stilistik der Alltagssprache.* Beiträge der 12. Arbeitstagung zur allemannischen Dialektologie. Tübingen: 1997. S. 125-154.
- Woldan, Alois: *Ausztria az ukrán irodalom történetében* [Österreich in der Geschichte der ukrai0nischen Literatur]. Übs. Fried, István — In: Fried, István (Hg.): *Töprengések Kundera „Szépséges szép üveggolyójá"-ról.* Kapcsolatok, hasonlóságok, jelenségek az irodalom Monarchiájában [*Grübeleien über die „Wunderschöne Glaskugel" von Kundera.* Beziehungen, Ähnlichkeiten, Erscheinungen in der Monarchie der Literatur]. Szeged: JATE BTK 1997. S. 113-120.
- Zahn, Gunther: *Rollenspezifisches Anredeverhalten und die Grenzen historischer Gesprächsanalyse.* Überlegungen zum Irzen und Duzen im Nibelungenlied. — In: *Hetedik Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia.* Budapest 1997. április 3-5. Bd. 2. Budapest: Külkereskedelmi Főiskola 1997. S. 316-320.
- Zalán, Péter: *Német fordítóiskola.* Fordítás magyarról németre. [Übersetzen aus dem Ungarischen ins Deutsche]. Budapest: Corvina 1997.
- Plener, Peter; **Zalán, Péter** (Hg.): „[...] *als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet* [...]". Topoi der Heimat und Identität. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1997 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 31).
- Petneki, Katalin; **Zalánné Szablyár, Anna**: *Német nyelvkönyvek tesztje* [Wir testen Deutschbücher]. — In: *Tandem* 1997. Jg. 2. H. 1. S. 23-28.





- Petneki, Katalin; **[Zalánné] Szablyár, Anna**: *És a német?* A hároméves némettanár-képzés eredményei és kérdőjelei [Und das Deutsche? Ergebnisse und Fragezeichen der dreijährigen Deutschlehrerausbildung]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 3. S. 15-24.
- Petneki, Katalin; **[Zalánné] Szablyár, Anna**: *Hogyan válasszunk nyelvkönyvet?* Kísérlet az iskolai nyelvoktatásra használt nyelvkönyvek minősítési rendszerének kialakítására [*Auf der Suche nach dem passenden Lehrbuch.* Kriterien zur Auswahl von Lehrbüchern und Ergänzungsmaterialien im schulischen Fremdsprachenunterricht]. — In: *Modern nyelvoktatás* 1997. Jg. 3. H. 1/2. S. 90-94.
- Zalánné Szablyár, Anna; Petneki, Katalin (Hg.): *Hogyan válasszunk nyelvkönyvet?* Az iskolai nyelvoktatásban használt nyelvkönyvek, tanulási és tanítási segédletek minősítési rendszere [Auf der Suche nach dem passenden Lehrbuch. Kriterien zur Auswahl von Lehrbüchern und Ergänzungsmaterialien im schulischen Fremdsprachenunterricht]. Budapest: Soros Alapítvány 1997 (= Soros oktatási füzetek).
- Zsigmond, Anikó: *Gesprächsanalyse als eine mögliche Methode der Texterschließung und des Literaturunterrichts.* — In: Henrici, Gert; Kohn, János (Hg.): *Der DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis.* Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995. Szombathely: Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1997 (= Acta Germanistica Savariensia). S. 163-170.
- Joó, Etelka; **Zsigóné Vincze, Katalin**: *Fordító- és tolmácsképzés Nyugat-Európában és ennek adaptálási lehetőségei Nyíregyházán.* [Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern in West-Europa — Adaptionsmöglichkeiten in Nyíregyháza]. — In: Székely, Gábor; Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében.* Nyíregyháza: Bessenyei György Kiadó 1996. Bd. 2. S. 70-74.*


*Maria Rózsa, Anna Szablyár*

# Die Autoren des Bandes

*Dr. István Bajkó*
Győző u. 5
H-1012 Budapest

*Dr. Magdolna Bartha*
Kodolányi-János-Gesamthochschule
Szabadságharcos u. 59
H-8000 Székesfehérvár

*Szabolcs Boronkai*
Márvány u. 31. IV/8
H-1126 Budapest

*Dr. Peter Canisius*
Janus-Pannonius-Universität
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft
Ifjúság útja 6
H-7601 Pécs

*Dr. Albrecht Classen*
Department of German Studies
University of Arizona
Tucson, AZ 85721 USA

*Anita Czeglédy*
Silvanus sétány 1
H-1031 Budapest

*Dr. Gunther Dietz*
Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Judit Domány*
Fodor u. 88
H-1124 Budapest

*Dr. Horst Fassel*
Institut für donauschwäbische
Geschichte und Landeskunde
Mohlstr. 18
D-72074 Tübingen



*Endre Hárs*
Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität
Egyetem utca 2
H-6722 Szeged

*Dr. Thomas Herok*
Obkirchergasse 11/15
A-1190 Wien

*Prof. Dr. Johann Holzner*
Institut für Germanistik
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

*Dr. Gábor Kerekes*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

*Mónika Kiss*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

*Péter Maitz*
Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Márton Méhes*
Janus-Pannonius-Universität
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft
Ifjúság útja 6
H-7601 Pécs

*Csilla Mihály*
Pädagogische Hochschule „Berzsenyi Dániel"
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Berzsenyi Dániel tér 2
H-9700 Szombathely

*Dr. Anna Molnár*
Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Gabriella Nádudvary*
Pädagogische Hochschule „Juhász Gyula"
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Hattyas sor 10
H-6701 Szeged

*Dr. Magdolna Orosz*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

*Katalin Orosz-Takács*
Universität Veszprém
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Füredi utca 2
H-8201 Veszprém

*Attila Péteri*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

*Béla Pletser* †

*Roberta V. Rada*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

*Jacek Rzeszotnik*
Instytut Filologii Germaniskiej
Univerzytet Wroclawski
pl. Nankiera 15
PL-50-140 Wroclaw

*Balázs Sára*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

*Guido Schnieders*
Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Egyetem u. 2
H-6722 Szeged

*Csilla Stockbauer*
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest



*Hajna Stoyan*
Budapester Pädagogische Hochschule
Lehrstuhl für Fremdsprachen und Literatur
Kiss János altábornagy u. 40
H-1126 Budapest

*Petra Szatmári*
Pädagogische Hochschule „Berzsenyi Dániel"
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Berzsenyi Dániel tér 2
H-9700 Szombathely

*Eszter Török*
Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Egyetem tér 1
4028 Debrecen

*Krisztián Tronka*
Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Prof. Dr. András Vizkeleti*
Institut für Germanistik an der Katholischen Universität
„Pázmány Péter"
Egyetem utca 1
H-2081 Piliscsaba

*Dr. Hermann Weber*
Katholischer Akademischer Ausländer-Dienst
Hausdorffstr. 151
D-35129 Bonn

*Anikó Zsigmond*
Pädagogische Hochschule „Berzsenyi Dániel"
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Berzsenyi Dániel tér 2
H-9700 Szombathely

# Grundlagen der Medienkommunikation

Dieter Baacke
**Medienpädagogik**

*1997. VI, 105 Seiten. Kart. DM 19.80 / ÖS 145.– / SFr 19.–. ISBN 3-484-37101-3 (Band 1)*

Die entstehende ›Informationsgesellschaft‹ stellt neue Fragen an die Medienpädagogik und rückt diese Disziplin damit stärker in den Mittelpunkt des medienethischen, aber auch medienpraktischen und medienpolitischen Diskurses. Die Medienwelten von Kindern und Jugendlichen sowie deren Veränderungen im beschleunigten sozialen Wandel werden ebenso dargestellt wie versucht wird, Antworten der Medienpädagogik auf gegenwärtige Fragestellungen in diesem Bereich zu geben.

Erich Straßner
**Zeitschrift**

*1997. V, 103 Seiten. Kart DM 19.80 / ÖS 145.– / SFr 19.–. ISBN 3-484-37103-X (Band 3)*

Der Band bietet die erste Einführung in den bislang fast völlig unbeschriebenen Bereich der Zeitschriftenkommunikation. Er beschäftigt sich mit dem Begriff ›Zeitschrift‹ und folgt der Entwicklung der Zeitschriftentitel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Darstellung der Entstehung einer Zeitschriftentheorie ist ein zentrales Anliegen.

Bernhard Sowinski
**Werbung**

*1998. IX, 101 Seiten. Kart. DM 19.80 / ÖS 145.– / SFr 19.–. ISBN 3-484-37104-8 (Band 4)*

Werbetexte gehören zu den Gebrauchstexten, mit denen wir täglich in großer Zahl konfrontiert werden. Das vorliegende Buch sucht ihre Erscheinungsformen, ihre Beschaffenheit und ihre Wirkungsweisen zu erfassen. Ausgehend von den Funktionen der Werbung im politischen und wirtschaftlichen Leben werden ihre ökonomischen, kommunikativen und bildlich-sprachlichen Grundlagen an zahlreichen Beispielen aktueller Werbung untersucht. Das Zusammenwirken der ermittelten Methoden, Strategien und Werbemittel wird zudem in exemplarischen Einzelinterpretationen von Anzeigen und Werbesendungen aufgewiesen.

Johannes Kamps
**Plakat**

*1999. VI, 106 Seiten. Kart. DM 19.80 / ÖS 145.– / SFr 19.–. ISBN 3-484-37105-6 (Band 5)*

Zum Thema »Plakat« gibt es bisher zwar umfangreiche Spezialliteratur, aber keine kurzgefaßte und dabei doch umfassende Gesamtdarstellung. Der vorliegende Band bietet einen Gesamtüberblick über das Plakat in historischer und aktueller Hinsicht. Er verweist auf die spezifischen Merkmale des Mediums und bietet einen Einblick in die Geschichte der Plakattheorien ebenso wie in den Bereich der Plakatforschung. Künstlerische, werbewirtschaftliche, politische, gesellschaftliche, juristische und allgemeine kulturgeschichtliche Aspekte werden ebenso berücksichtigt wie die Frage nach Technik und Vertrieb des Plakats.

Jürg Häusermann
**Radio**

*1998. VI, 106 Seiten. Kart. DM 19.80 / ÖS 145.– / SFr 19.–. ISBN 3-484-37106-4 (Band 6)*

Das Radio war einmal das einzige aktuelle elektronische Medium. Es erfüllte mit Vollprogrammen Funktionen der Unterhaltung und Information. Vor allem durch die Konkurrenz des Fernsehens hat es sich im Laufe der Zeit so spezialisiert, daß die Funktionen Begleitung und Service in den Vordergrund gerückt sind. Mit Beispielen aus Geschichte und Gegenwart des Radios in verschiedenen Ländern behandelt dieses Buch Besonderheiten der Hörfunkkommunikation mit einem Schwerpunkt auf den Inhalten: auf den Ausdrucksmitteln, Textsorten und Formaten.

Max Niemeyer Verlag GmbH
Postfach 21 40 · D-72011 Tübingen

**Niemeyer**

# Sammlung Metzler

## EINE AUSWAHL FÜR DAS STUDIUM

Wolfgang Albrecht
**Gotthold Ephraim Lessing**
SM 297. 1997. IX, 178 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10297-1

Bernhard Asmuth
**Einführung in die Dramenanalyse**
SM 188, 5. Auflage, 1997. VII, 226 S., DM 22,80
ISBN 3-476-15188-3

Matthias Bauer
**Romantheorie**
SM 305. 1997. VII, 247 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10305-6

Günter Berg/Wolfgang Jeske
**Bertolt Brecht**
SM 310. 1998. IX, 268 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10310-2

Dieter Burdorf
**Einführung in die Gedichtanalyse**
SM 284. 2. Auflage. 1997. X, 276 S., DM 26,80
ISBN 3-476-12284-0

Terry Eagleton
**Einführung in die Literaturtheorie**
SM 246. 4. Auflage. 1997. VIII, 259 S., DM 24,80
ISBN 3-476-14246-9

Gerald A. Fetz
**Martin Walser**
SM 299. 1997. VIII, 221 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10299-8

Helmut Glück/Wolfgang Werner Sauer
**Gegenwartsdeutsch**
SM 252. 2. Auflage. 1997. XV, 199 S., 9 Abb., DM 26,80
ISBN 3-476-12252-2

Benedikt Jeßing
**Johann Wolfgang Goethe**
SM 288. 1995. XX, 260 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10288-2

Hermann Korte
**Geschichte der deutschen Lyrik seit 1945**
SM 250. 1989. X, 247 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10250-5

Volker Neuhaus
**Günter Grass**
SM 179. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. 1993. 252 S., DM 26,80
ISBN 3-476-12179-8

Jürgen H. Petersen
**Max Frisch**
SM 173. 2. erweiterte und verbesserte Auflage. 1989. XI, 234 S., DM 24,80
ISBN 3-476-12173-9

Dietmar Rösler
**Deutsch als Fremdsprache**
SM 280. 1994. VII, 207 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10280-7

Jürgen Schutte
**Einführung in die Literaturinterpretation**
SM 217. 4. Auflage. 1997. VIII, 232 S., DM 24,80
ISBN 3-476-14217-5

Bernhard Sowinski
**Heinrich Böll**
SM 272. 1993. VII, 225 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10272-6

Jeder Band kartoniert. Bisher über 300 Bände; Prospekt in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Verlag.
Postfach 103241 · D-70028 Stuttgart ·
Fax +711/2194-249 · Internet www.metzlerverlag.de

VERLAG J.B. METZLER



# Neubearbeitung




3-468-49026-7, Hardcover

3-468-96700-4, Broschiert

*Um viele hundert Einträge erweitert und in der neuen deutschen Rechtschreibung!*

- Rund 66.000 Stichwörter und Wendungen auf über 1.200 Seiten
- Hochaktueller Wortschatz aus allen Lebensbereichen, z. B. Lohnnebenkosten, Provider, Pflegeversicherung
- Einfache und leicht verständliche Definitionen

Langenscheidt L

Postf. 401120 · 80711 München · Fax 089/36096-222
export@langenscheidt.de

ULRICH AMMON
**Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache?**
**Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen**
1998. XVI, 339 S., 70 Tab. Br.
DM 64,-/öS 467,-/sFr 58,-
• ISBN 3-11-016148-6.
Geb. DM 128,-/öS 934,-/sFr 114,-
• ISBN 3-11-016149-4

STEPHEN BARBOUR/
PATRICK STEVENSON
**Variation im Deutschen**
**Soziolinguistische Perspektiven**
1998. XVII, 354 S., 18 Abb., 7 Tab., 14 Karten. Br. DM 48,-/öS 350,-/sFr 45,- • ISBN 3-11-014581-2
(de Gruyter Studienbuch)

ANDREAS GARDT
**Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland**
**Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert**
1999. IX, 410 S. Br. DM 58,-/öS 423,-/sFr 53,- • ISBN 3-11-015788-8;
Geb. DM 118,-/öS 861,-/sFr 105,-
• ISBN 3-11-015789-6
(de Gruyter Studienbuch)

PETER VON POLENZ
**Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart**
**Band III: 19. und 20. Jahrhundert**
1999. XV, 757 S., 17 Abb. Br.
DM 68,-/öS 496,-/sFr 62,-
• ISBN 3-11-014344-5;
Geb. DM 98,-/öS 715,-/sFr 89,-
• ISBN 3-11-016426-4
(de Gruyter Studienbuch)

*In Vorbereitung:*
**De Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache**
VON GÜNTER KEMPCKE
*Unter Mitarbeit von Edelgart Dückert, Günter Kempcke, Margot Richter, Barbara Seelig, Birgit Wolf, Karl Wunsch*
1999. Ca. 1.440 S. Ca. 150 Abb. Br.
Ca. DM 48,-/öS 350,-/sFr 45,-
• ISBN 3-11-026407-8;
Geb. Ca. DM 68,-/öS 496,-/sFr 62,-
• ISBN 3-11-014639-8

Preisänderungen vorbehalten

WALTER DE GRUYTER GMBH & CO KG
Genthiner Straße 13 · D-10785 Berlin
Tel. +49 (0)30 2 60 05-0
Fax +49 (0)30 2 60 05-251
Internet: www.deGruyter.de

W DE G de Gruyter
Berlin · New York



**Studienbibliographien Sprachwissenschaft (STS)**

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache herausgegeben von Dr. Manfred W. Hellmann (IDS Mannheim)

Die Reihe STS zielt auf die Lehre und den Einstieg in die Forschung in den sprachwissenschaftlichen und sprachbezogenen Fächern. Sie wendet sich an Studierende und Lehrende in Schule und Hochschule. Die Hefte unterstützen die Vorbereitung von Lehrveranstaltungen, Hausarbeiten und Prüfungen. Sie machen ihr Thema auch dem Selbststudium zugänglich.

**Zuletzt erschienen:**

Bd.20 Nussbaumer, Markus, *Sprache und Recht.* IV/52 S. Broschiert.
ISBN 3-87276-806-9 DM 14,80/SFr. 13,80/ö.S. 108,-

Bd.21 Greule, Albrecht/Janich, Nina, *Sprache in der Werbung.* 52 S. Broschiert. ISBN 3-87276-807-7 DM 13,80/SFr. 12,90/ö.S. 101,-

Bd.22 Lutzeier, Peter R., *Lexikologie.* 52 S. Broschiert.
ISBN 3-87276-810-7 DM 13,80/SFr. 12,90/ö.S. 101,-

Bd.23 Herberg, Dieter/Kinne, Michael, *Neologismen.* 48 S. Broschiert.
ISBN 3-87276-819-0 DM 14,80/SFr. 13,80/ö.S. 108,-

Bd.24 Honnef-Becker, I./Kühn, P., *Deutsch als Fremdsprache.* Sonderband.168 S. Broschiert.
ISBN 3-87276-824-7 DM 38,--/SFr. 35,40/ö.S. 277,-

Bd.26 Fluck, Hans-Rüdiger, *Fachsprachen und Fachkommunikation.* VI/50 S. Broschiert. ISBN 3-87276-828-X DM 14,80/SFr. 13,80/ö.S. 108,-

**Fordern Sie auch unseren Gesamtkatalog an !**

http://www.geist.de
**JULIUS GROOS VERLAG**
**Hertzstrasse 6 • D-69126 Heidelberg**